

Wien vor fünfzig Jahren

Adolf Bäuerle

Wien vor fünfzig Jahren.

Roman in zwei Bänden.

Von

Adolph Bäuerle.



Wien 1890.

Verlag des „Illustrirten Wiener Extrablatt".

Herausgeber: Edgar Spiegl.

Beilage zum „Illustrirten Wiener Extrablatt".

Wien vor fünfzig Jahren.

Roman in zwei Bänden.

Von Adolph Bäuerle.

Erster Theil.

1. Kapitel.

Baron Rothschild und die Tischlerstochter.

Es sind über fünfzig Jahre, seit nachstehende Begebenheit sich zugetragen.

Es war an einem Feiertage im Monate September.

Eine Menge von Equipagen fuhr in das Hotel „zum römischen Kaiser" auf der Freiung. Dort wohnte in der zweiten Etage Baron Salomon Rothschild.

Der Baron gab ein großes Diner. Hiezu hatte er viele seiner Freunde eingeladen.

Es schlug vier Uhr und noch waren seine Gäste nicht alle versammelt.

Der Baron stand am Fenster und warf zeitweise einen Blick nach der Straße.

Gegenüber, am gräflich Schönborn'schen Hause, befand sich ein junges, anständig und geschmackvoll gekleidetes Mädchen.

Das Mädchen bemerkte den Baron am Fenster. — Er blickte zufällig nach dem lieblichen Kinde und dieses nickte ihm freundlich zu, legte die Hände bittend zusammen und gab dem Baron deutlich zu verstehen, daß es mit ihm sprechen wolle.

Der Baron stutzte.

Das Mädchen winkte immer wieder mit dem Kopfe und wiederholte seine Zeichensprache.

„Doctor," sagte der Baron zu einem seiner Freunde, „treten Sie doch hieher zu mir an's Fenster. Sehen Sie dahin, am Schönborn'schen Hause befindet sich ein junges Frauenzimmer, das telegraphirt unaufhörlich zu mir herauf. — Ich glaube wenigstens, daß die Zeichen dieses Frauenzimmers mir gelten! — Das Kind will mich sprechen! — Sehen Sie doch, wieder winkt es mit dem Kopfe und macht die Pantomime des Bittens. — Doctor, lieber Doctor, gehen Sie doch hinunter zu dem Mädchen und fragen Sie es, ob ihre Zeichen wirklich mir gelten und was es von mir will."

„Warum sollen die Zeichen dieser Unbekannten Ihnen nicht gelten? Sind Sie doch eben so reich als großmüthig!" versetzte der Doctor.

„Ohne alle Bemerkungen! Gehen Sie, lieber Doctor, schnell zu dem Mädchen!"

Der Doctor ging und sprach mit dem Mädchen; hierauf eilte er zu dem Baron zurück und meldete:

„Die Kleine will in der That mit Ihnen sprechen. Sie war, wie sie mir sagte, schon sechsmal in Ihrem Vorzimmer und immer hat sie der Kammerdiener abgewiesen. Es blieb ihr nun Nichts übrig, als durch Zeichen mit Ihnen zu reden. Sie versichert, sie sei keine Bettlerin, sie bedürfe keiner Unterstützung. Sie habe ein ganz anderes Anliegen und der edle Baron werde ihr Anliegen hören und ihren Bitten Gewährung schenken."

„Das Mädchen macht mich neugierig," sagte der Baron. „Sie haben es doch sogleich mitgebracht?"

„Das Mädchen befindet sich im Vorzimmer, dem mißgünstigen Kammerdiener zum Trotze."

„Lassen Sie es eintreten."

Das allerliebste Kind trat ein.

Als das Mädchen die vielen Herren sah, bebte es schen zurück, wurde über und über roth und ergriff die Thürklinke.

„Erschrecken Sie nicht," redete der Baron die Kleine an. „Sie wollen mich sprechen? Reden Sie ungescheut; diese Herren sind lauter gute Freunde."

Das Mädchen sprach nicht.

„Es ist wol ein Geheimniß?"

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe.

„Wenn es ein Geheimniß ist, mein Kind, dann taugt freilich meine Gesellschaft nicht dazu. Kommen Sie in mein Bureau und schütten Sie Ihr Herz vor mir aus."

Der Baron nahm die Kleine liebreich bei der Hand und führte sie in sein Bureau.

„Ach, Herr Baron, Sie sind gut, das sehe ich schon aus der Weise, wie Sie mir entgegenkommen. Ich fasse Muth, aber Sie dürfen mir meine Bitte nicht abschlagen."

„Was der Baron Rothschild erfüllen kann, das erfüllt er gewiß, seien Sie davon im Voraus überzeugt."

„Sie können es! Sie können es!" erwiderte die Kleine, „Hören Sie mich nur an, aber ich muß viel mit Ihnen reden.

„Ich heiße Marie Schindler. Ich bin eine Tischlerstochter. Mein Vater ist ein reicher Bürger, besitzt vier Häuser in der Vorstadt, ich bin sein einziges Kind und doch sehr unglücklich."

„Unglücklich?"

„Ja, ja, unglücklich! Sehr unglücklich! — Ich bin achtzehn Jahre alt und — ich weiß nicht, wie das geschehen ist — ganz außerordentlich verliebt."

„Da müssen Sie den, den Sie so sehr lieben, heiraten."

„Das ist's eben! Der Vater will nicht, weil mein Georg ein armer Teufel ist, aber was macht denn dies? Mein Vater hat Geld, sehr viel Geld, zu was braucht denn mein Georg Geld?"

„Wer ist denn der Monsieur Georg?"

„Nun, wer kann er denn sein? Ein Tischlergeselle ist er, aber geschickt und brav, und gut, wie Sie, Herr Baron, nur jünger und nicht so reich, wie Sie!"

„Was soll ich thun? Soll ich dem guten Georg Geld geben?"

„Gott bewahre! Das wäre Bettelei, dies würde seinen Stolz beleidigen und den meinigen."

„Was also denn?"

„Seine Geschicklichkeit sollen Sie in Anspruch nehmen. Ich will es Ihnen nur kurz sagen, mein Georg ist der berühmte Mensch, der die Holzmosaik so meisterhaft anfertigt. Er ist der talentvolle Georg, der Blumen in's Holz macht, wie sie in den Glashäusern nicht schöner wachsen. Von dem berühmten Tisch mit dem blühenden Bouquet, der in der kaiserlichen Burg sich befindet, werden Sie schon gehört haben? Diesen Tisch hat mein Georg gemacht. Sie müssen diesen Tisch gesehen haben! Gewiß, Sie haben ihn gesehen! Sie kommen ja auch in die Burg. Mein Vater sagt, Sie kämen sogar zum Kaiser!"

„Den Tisch habe ich wirklich gesehen. Das Bouquet in Holzmosaik ist ein Meisterstück; ich hielt es für eine Arbeit aus Paris."

„Ei was, aus Paris! Mein Georg beschämt alle Pariser. Wir haben in Wien auch geschickte Leute und mein Georg ist der Geschickteste."

„Was soll ich mit diesem geschickten Georg anfangen?"

„Hören Sie, Herr Baron, was ich mir ausgesonnen habe. — Mein Vater hat den Georg, weil mein Vater hinter unser Liebesverhältniß kam, abgedankt. — Am nächsten Samstag muß er unser Haus verlassen. Geschieht dies, so thue ich mir ein Leid an. Herr Baron, Herr Baron, dies müssen Sie verhüten."

„Recht gerne! Aber wie? Ich kenne Ihren Vater nicht, und wenn ich ihn kennte, so hätte ich kein Recht, mich in seine Familien-Angelegenheiten zu mischen."

„Das wäre auch nicht gut; so große Stücke mein Vater auf Sie hält, so ließe er sich doch Nichts einreden. Die Sache muß pfiffiger angepackt werden."

„Ich bin dabei," versetzte Baron Rothschild und lachte.

„Hören Sie mich! — Sie müssen einen ebenso kunstreichen Tisch bestellen, wie man bei Hofe besitzt; Sie müssen meinen Vater kommen lassen und ihm sagen, Sie hätten gehört, er, der Vater, hätte den Tisch gemacht, und Sie wünschten

„Geduld, Herr Baron, damit ist's noch nicht zu Ende."

„Sagen Sie mir Alles, ich werde mich ganz genau danach richten," erwiderte der Baron unter fortwährendem Lächeln.



Adolph Bäuerle.

(Nach einem Bilde aus dem Städtischen Museum.)

einen ebenso schönen Tisch, womöglich einen noch schöneren."

„Das will ich sehr gerne!"

„Wenn mein Vater den Auftrag erhält, Ihnen einen solchen Tisch anzufertigen, wird er in nicht geringe Verlegenheit kommen. Er hat das

sein Leben lang nicht gelernt, was mein Georg gelernt hat; einen Tisch kann mein Vater wol zu Wege bringen, aber die Blumen darauf, die prächtigen Blumen, die Holzmosaik — davon hat mein Vater keine blasse Idee! — Nun muß er meinen Georg in der Arbeit behalten, natürlich, sonst könnte er ja Ihrer Bestellung nicht genügen, und bleibt mein Georg nur erst wieder im Hause, so sind wir schon geborgen."

„Gut, mein Kind, den Tisch will ich bestellen. Geben Sie mir nur die Adresse von Ihrem Vater."

„Ich habe sie mitgebracht."

„Aber wenn dieser Tisch nun fertig und abgeliefert wird, und Ihr Vater schickt den Georg dann wieder fort?"

„O, das dauert drei Monate, bis ein solcher Tisch vollendet ist — und ist er auch vollendet, so kann Ihnen das keinen Kummer machen, Herr Baron; Sie bestellen flugs noch einen Tisch und wieder einen und noch einen."

„Da bekäme ich ja eine ganze Tisch-Niederlage in's Haus."

„Da weiß ich wieder Rath! Man erzählt von Ihnen, daß Sie gerne werthvolle Geschenke machen. Hier haben Sie die beste Gelegenheit, Sie verschenken alle Tische, welche Sie bestellen; etwas Schöneres können Sie gar nicht verschenken."

Der Baron lachte noch mehr.

„Es soll mir auf ein Dutzend solcher Tische nicht ankommen," erwiderte der Baron. — „Nun, mein Kind, können Sie mich voll Beruhigung verlassen. Ich habe Gäste. Ich muß zu meiner Gesellschaft."

„Ich gehe, Herr Baron, und danke Ihnen herzlich für Ihre gütige Aufnahme und wohlwollende Zusage. Ein Dutzend Tische wollen Sie anfertigen lassen? Nun, da sieht man's recht, daß Sie nicht geizig, nicht knauserisch, nicht knickerisch sind!"

---

2. Kapitel.

Vielleicht eine Abenteuerin.

Im Jänner 1833 wohnte in Wien auf der Freiung eine junge Dame von ausgezeichneter Schönheit. Sie hatte ihre Mutter im Geleite, eine Kammerjungfer und einen alten, mürrischen Bedienten.

Sie mußte wol sehr reich sein, denn es fiel in der Nachbarschaft ungemein auf, daß weder die Mutter, die Kammerjungfer, noch der Bediente je Etwas einkauften, ohne eine Tausendgulden-Banknote hinzugeben. Oft setzten sie die Kaufleute in nicht geringe Verlegenheit, welche nicht immer im Stande waren, solche große Banknoten in kleinere umzusetzen.

Die vielen Tausendgulden-Banknoten erregten große Aufmerksamkeit und ein mißtrauischer Spezereihändler lief eines Tages mit einer solchen in die Bank, die Note prüfen zu lassen.

Allein der Bankzettel war echt, so wie alle die Tausender echt waren, welche von dieser Dame herrührten. Schnell erzählte man sich, eine der reichsten Erbinnen aus Frankfurt am Main befinde sich in Wien, eine Israelitin, und sie sei nur nach Wien gereist, um sich hier taufen zu lassen und dann eine annehmbare Partie zu finden.

Eine Anzahl junger und alter Herren speculirten sogleich auf die schöne Israelitin. Reich, schön, jung, höchst liebenswürdig, fein gebildet und im Besitze des makellosesten Rufes, außerdem mit seltensten Kenntnissen geschmückt; sie sprach französisch, italienisch, englisch, deutsch, ja sogar spanisch und ungarisch. Ueberdies sang sie vollendet, wie die Sonntag, spielte Clavier, daß Liszt hätte ihr Schüler sein können, und war Virtuosin auf der Harfe. Wer hätte von einem solchen Wesen nicht bezaubert sein sollen!

Ihr vorgestellt zu werden, gehörte zu den größten Auszeichnungen, die ein Sterblicher wünschen mochte, ihren Salon besuchen zu dürfen, zu den glänzendsten Errungenschaften für ein für Schönheit und Tugend, für die höchste Intelligenz und Bildung schwärmendes Männerherz.

Theolinde Süßmann machte ein großes Haus. Fast täglich empfing sie Gesellschaft. An jedem Dienstage und Samstage gab sie große Soiréen. Theolinde Süßmann war mit einem Worte ein Engel und ganz Wien sprach von ihr.

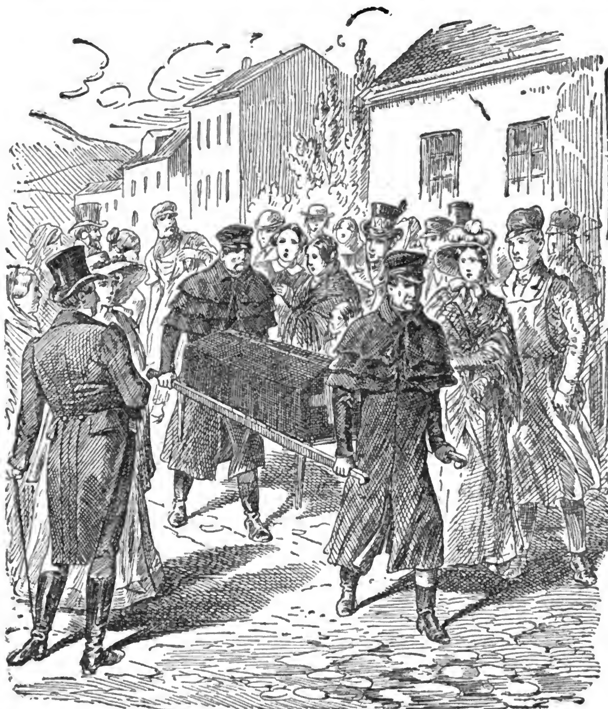
Nur Eines fiel auf. Wer immer von Frankfurt nach Wien kam, hatte nie von ihr gehört, nie sie in Frankfurt gesehen. Im Hause Roth-

schild wurde häufig nach ihr Anfrage gestellt. Man hatte ihren Namen nie vernommen.

„Wol eine Abenteurerin!" meinte ein junger Frankfurter, „und eine Abenteurerin, die sich mit dem Scheine der Solidität umgibt."

Der junge Frankfurter, der dem Hause Rothschild empfohlen war und so gesprochen, nahm sich vor, der Schönen nachzuforschen.

Vor Allem bemühte er sich, in die Cirkel der holden Theolinde eingeführt zu werden, aber er bemühte sich vergebens. „Eine Jüdin ist sie nicht!" sprach er eines Tages zu seinen Freunden.



Da bringen sie ihn! Da ist er! Platz für die Träger!

„In vier Wochen werde ich wissen, was sie noch ferner nicht ist! Ich mache eine Wette, daß ich in vier Wochen genau weiß, wer Wien mystificirt."

„Du? Ein Fremder?" warf einer seiner Freunde ein.

„Ja, ich, der Fremde, bekomme es heraus. Derlei Dingen auf den Grund zu kommen, gehört zu meinen Passionen. Laßt mich nur machen, Ihr werdet mit mir zufrieden sein!"

---

3. Kapitel.

Ein Mord.

„Da bringen sie ihn! Da ist er! Platz für die Träger!"

„Zurück, Ihr Leute! Ihr könnt ihn ja doch nicht sehen!"

„Und dankt dem Himmel, daß Ihr ihn nicht sehen könnt! Seine entsetzliche Gestalt würde Euch nicht mehr aus dem Gedächtniß kommen!"

So schrien Volk und Einzelne bunt untereinander, als man den blutigen Leichnam eines jungen Kaufmannes nach der Leichenkammer des Universalspitals trug.

Halb Wien war auf den Beinen, um wenigstens das Haus zu betrachten, in welchem ein so gräßlicher Mord geschehen war.

Die Träger drangen mit dem Leichnam durch die Menschengruppen.

Eine Unzahl von Gaffern zog ihnen nach.

Der Unglückliche war am frühesten Morgen ermordet worden.

Zu der Zeit, in welcher die That geschehen, wird in Wien kein Hausthor geöffnet. Der Hausmeister mußte also wissen, wen er in den ersten Morgenstunden ein- und ausgelassen hatte.

Der Hausmeister wollte bis Morgens fest geschlafen haben. Er sagte aus, daß um vier Uhr Jemand heftig an der Hausglocke gezogen. Er sei aufgestanden, um zu öffnen, hätte jedoch Niemanden bemerkt. Er dachte, ein Spaßvogel, der vorübergegangen, hätte ihn geneckt. Derlei passirt den Hausmeistern in Wien häufig. Der Hausmeister versicherte, das Thor wieder geschlossen und sich abermals zur Ruhe begeben zu haben. Kaum hätte er sich aber in sein warmes Bett gehüllt, so sei noch heftiger angeläutet worden. Er sei wieder aufgestanden, habe wieder geöffnet und wieder Niemanden bemerkt. Derselbe Spaß hätte sich noch einmal wiederholt. Nun habe der Hausmeister, da es mittlerweile fünf Uhr geworden, das Thor offen gelassen, um den Neckereien ein Ende zu machen. Diesen Moment müsse der Mörder benützt haben und in das Haus geschlüpft sein.

Man hielt diese Aussage für eine verdächtige und zog den Hausmeister ein.

Seine Verhaftung wurde vom Volke erwartet. Seine Ablieferung in das Gerichtshaus machte das Gedränge nur noch dichter.

Es bildeten sich noch mehrere Gruppen in der Straße, in welcher der Mord geschehen, und in den Nebengassen und auf den Plätzen.

„Es ist unbegreiflich," sagte ein Mann, „wie der Hausmeister, wenn er der Mörder gewesen, in das Zimmer Wagmann's gelangte. Man weiß doch, welch' ein Sonderling der unglückliche Kaufmann war. Er ließ Niemanden ein, nicht seinen besten Freund. Wenn des Morgens nicht schon das ganze Haus lebendig geworden, durfte nicht einmal der Kleiderputzer sein Zimmer betreten."

„Der Kleiderputzer war der Thäter!" rief ein Anderer unter den Versammelten.

„Ja, ja, der Kleiderputzer!" wiederholten die übrigen Gruppen.

„Ich speiste täglich im Gasthofe „zum Lamm" mit ihm," setzte der Erstere der Versammelten bei; „ich kannte ihn genau, Wagmann (so hieß der Ermordete) war ein wunderlicher Mensch. Er hatte Eigenheiten, die oft lächerlich erschienen. Wenn ihm ein Leichenwagen begegnete, wurde er blaß wie ein Todter und lief so schnell als er es vermochte in eine Nebenstraße. Vom Sterben durfte Niemand mit ihm reden. Einmal sagte er, es sei ihm prophezeit worden, er werde von verruchter Hand fallen, daher kam auch seine Todesfurcht, wenn er allein war. Er ging nie des Nachts ohne Begleitung seiner Freunde über die Straße, und betrat er seine Wohnung, so verriegelte und versperrte er alle Thüren."

„Und er war ein Mann von bedeutendem Vermögen," sprach ein Zweiter aus der Gruppe. „Ich weiß, daß er vom Hause aus reich war. Er hat auch vor zwei Jahren das große Los gewonnen."

„Dieses leugnete er immer, wenn er darüber befragt wurde."

„Wieder aus Angst, er möchte beraubt und ermordet werden."

„Und doch fiel er als Opfer eines Raubmordes," rief ein Dritter.

„Glauben Sie dies nicht," fiel ein Vierter ein. „Wagmann endete durch die Streiche eines Nebenbuhlers. Es fehlt ja nicht ein Heller von seinem Vermögen. Haben Sie denn nicht gehört, daß er Bräutigam war? Am nächsten Sonntag hätte er getraut werden sollen. Seine Braut ist schön wie ein Engel und hatte früher schon manchem Manne den Kopf verrückt. Geben Sie Acht, meine Herren, wenn man unter den Anbetern der schönen Marie herumsucht, man findet den Thäter."

„Ei, was Sie reden!" entgegnete der Erste, der vorhin gesprochen. „Ein Raubmord wurde an Wagmann begangen. Es fehlt ja sein Portefeuille und es fehlen seine kostbaren Ringe und eine Nadel mit einem kostbaren Solitär wird vermißt und weiß Gott, was noch mangelt."

„Ein Nebenbuhler hat ihn getödtet, sage ich," versetzte der, welcher dies schon einmal behauptete. „Es wird schon an den Tag kommen!"

Mit diesen Worten verließ Derjenige, der zuletzt gesprochen, die Gruppe.

Die Uebrigen sprachen noch Vieles, dann entfernten Sie sich: aber der Mann, der von dem Nebenbuhler gesprochen, war indessen zu einer anderen Gruppe getreten und sprach auch dort seine Vermuthungen aus.

Da kam Einer aus dem Hause, in welchem Wagmann wohnte. Er war sein Nachbar. Dieser Nachbar sah ganz verstört aus.

Einer, der ihn kannte, rief ihn beim Namen. „Herr Sehring," rief er — „Sie wohnen ja dem Unglücklichen gegenüber — erzählen Sie uns doch auch Etwas!"

„Ach, lassen Sie mich," antwortete Sehring. „Der Schreck steckt mir noch in allen Gliedern. Als der Kleiderputzer zu Wagmann kam und ihm dieser auf vieles Klopfen nicht die Thüre öffnete, da wandte er sich an meine Köchin und fragte sie, ob sie nicht wisse, wohin sein Herr so früh gegangen. — — Diese antwortete, daß sie seinen Herrn mit keinem Blicke gesehen. — Da stieß der Kleiderputzer den kleinen Eisenverschluß an der Hausthüre auf, welcher eine Oeffnung deckte, um durch diese die Person zu bemerken, welche etwa geklopft oder angeläutet hatte. Der Zimmerputzer that kaum einen Blick in die Wohnung, so stieß er einen Schrei aus. „Jesus, Maria, Joseph!" rief er, „da drin liegt mein Herr in seinem Blute. Heiliger Gott! Er ist ermordet worden!" — Die Köchin sah auch durch die Lücke und schrie noch entsetzlicher. Ich wurde gerufen. Ich schickte sogleich nach der Polizei. — Die Polizei kam so schnell wie die Windsbraut. Ein Schlosser wurde geholt. Ich ging mit den beiden Commissären und ihren Amtsdienern in die Wohnung. Mittlerweile wurde auch ein Wundarzt gerufen. Da lag Wagmann im Hemde. Er hatte keine Kleider an. Man sah, daß er Jemandem, der ihn geweckt, selbst die Hausthüre geöffnet, und sich wahrscheinlich wieder zu Bette begeben wollte. Allein der Mörder hatte ihm hiezu, wie es schien, nicht Zeit gelassen, sondern ihm sogleich einen Hieb, allem Vermuthen nach mit einem großen Jagdmesser oder Hirschfänger, gegeben. Wagmann stürzte auf das Gesicht, wie man bemerken konnte, und von rückwärts hat ihm der Mörder, dem Anscheine nach, die schreckliche Waffe durch die linke Seite in den Leib gestoßen. Der Mörder hatte es auf's Herz berechnet und nicht fehl getroffen. Nun suchte man nach den Habseligkeiten, aber Niemand weiß, was Wagmann eigentlich besessen. Alles Geld konnte der Mörder nicht gefunden haben, weil der Kleiderputzer aussagte, daß Wagmann Tags vorher sich geäußert, er sei recht vergnügt, daß ein fremdes bei ihm liegendes Kapital von ihm abgeholt worden. Doch fehlte das Portefeuille des Unglücklichen; es fehlten seine Ringe und ein Solitär — sonst wurde kein Raub an ihm begangen."

Der Mann, der einen Nebenbuhler als Thäter bezeichnete, stand auch bei dieser Gruppe, aber nun wagte er nicht mehr, seine Behauptung auszusprechen.

„Wenn nur Wagmann's Bruder in Wien wäre," sagte der Nachbar, „der ist gewiß von den Vermögens-Umständen des Unglücklichen am besten unterrichtet. Auch seine Braut könnte darüber Auskunft geben. Die Behörde hat an Beide geschrieben, sie müssen schnell in Wien eintreffen. Der Bruder ist in Brünn, die Braut in Korneuburg. Beide muß der Eilwagen bringen."

Die Herren, welche diese Erzählung von dem Nachbar Sehring erfahren, wurden davon so erschüttert, daß sie nicht ferner mehr in den Berichterstatter drangen.

Sie hatten des Entsetzlichen genug und gingen.

Aber was sie von dem Nachbar gehört, das ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Jeder, welcher Zuhörer seiner Erzählung war, gab sie, während er nach Hause sich verfügte, einem Dutzend von Bekannten zum Besten.

Jeder von diesen wieder so vielen.

Jeder, der diese vervielfältigten Angaben zum Besten gab, wollte sie selbst von Sehring, dem Nachbar, gehört haben, so daß bis Mittag wenigstens hunderttausend Menschen den nämlichen Bericht erstatteten und alle mit dem Bemerken: „Sehring, mein Freund, der Nachbar, der erste Entdecker der Unthat, erzählte mir dies."

Der gute Sehring, ein einfacher, stiller Mann, der zurückgezogen lebte, den kaum seine Mitbewohner im eigenen Hause genau kannten, hatte auf einmal hunderttausend Freunde, die seinen Namen ausposaunten und beisetzten: „Diesem Ehrenmanne kann man glauben, er weiß die Umstände genau!"

---

4. Kapitel.

Ein Verdächtiger.

In einem Wirthshause auf der Wieden, beim „goldenen Dachel", ging es an demselben Tage recht lustig her.

Ein junger Mensch, der Sohn eines Fleischermeisters vom Lande, von dem man sonst Nichts wußte, als daß er zeitweise kein Geld hatte und dem Kellner schuldig blieb, kam auf einmal mit einer vollen Brieftasche.

Er hatte sich ganz neu gekleidet, sogar sein Hemd war neu, auch ganz so, wie man es bei einem sogenannten Pfaidler kauft, der am liebsten die Leinwand, wie sie von dem Weber kommt, beläßt, ohne sie waschen zu lassen!

Dieser junge Mensch kam in die Wirthsstube und rief so laut, daß es alle Gäste hören konnten:

„Endlich ist Geld angekommen, Herr Wirth, ich bezahle jetzt meine Schulden und, Gott sei Dank, ich habe so viel, daß ich vor Jahr und Tag nicht nöthig habe, einen Heller aufschreiben zu lassen."

„Das ist schön," sagte der Wirth, da können Sie auch so lange Ihr Zimmer im ersten Stocke behalten, als Sie wollen. Es wäre mir bald zu lang geworden, daher müssen Sie schon verzeihen, daß ich Ihnen gestern das Zimmer kündigte und Ihre Koffer in mein Magazin transportiren ließ."

„Kleinigkeit!" entgegnete der Metzgerssohn vom Lande, der sich gerne Herr von Schnaub nennen ließ. „Nun marschiren meine Koffer wieder zu mir zurück. Ich hätte die Kleider, welche darin sind, ohnehin nicht mehr gebraucht — da sehen Sie her, Alles neu, Alles von Gunkel! Diesen Frack kann ein Prinz tragen — dieses Beinkleid vom feinsten Tuche, dieses Gilet, mit Seide gestickt, dieser Ueberrock mit Croisée gefüttert, dieser Hut von Hardmuth, und noch schönere Sachen kommen nach. 1000 Gulden habe ich schon in der Stadt sitzen lassen, eine Uhr mit goldener Kette habe ich mir auch gekauft und eine goldene Dose von Nr. 3 Gold! Zwar schnupfe ich nicht — aber es ist doch nobel, wenn man so etwas Werthvolles aus dem Sack zieht."

Dabei klopfte er auf den Deckel seiner Dose und wartete im ganzen Zimmer Jedem mit Spaniol auf.

„Der Herr Vater hat also seine Kasse aufgeschlossen?" fragte der Wirth.

„Lassen wir das!" sagte Herr von Schnaub; „ich habe Geld und weiß, daß es mir jetzt nicht mehr ausgehen wird."

„Aber heute Nacht," warf der Kellner ein, „haben Sie doch unser Gasthaus nicht besucht. Ihr Bett blieb leer."

„Ja," warf der junge Fleischerssohn leichtfertig hin, „ich schlief in einem andern Wirthshause. Ich leugne nicht, daß ich mich nach der geschehenen Pfändung meiner Koffer geschämt habe, hieher zu kommen. Du hast mir auch gesagt," wendete er sich an den Kellner, „daß Du mir kein Seitel Wein mehr borgen würdest; da mußte ich denn an einen anderen Ort wandern, um nicht zu verdursten. Und nun Wein her! Heute sind alle diese Herren meine Gäste und was sie Mittags und Abends verzehren, das geht auf meine Rechnung. Ich bin

besonders fidel, weil man heute Morgens einen Menschen todt gefunden hat, der mein ärgster Feind war — der mich um meine erste und einzige Liebe gebracht hat. — Es ist grausam, wie man ihn ermordete, mitten durch's Herz — aber mich hat er auch mitten durch's Herz gestochen, als er mir meine Marie abwendig machte, als er mich einen Lumpen nannte — da liegt er nun draußen im Spitale mausetodt — der Lump aber lebt und ist kreuzwohlauf!"

„Erlauben Sie, Herr von Schnaub," nahm jetzt ein alter Herr von einer Tischgesellschaft, die sich täglich im „goldenen Dachel" einfand, das Wort, „es ist doch zu abscheulich, wie Sie von diesem erschütternden Vorfalle sprechen. Ich will Ihnen zugeben, daß, wenn Ihnen Wagmann eine Geliebte entrissen hat, Sie ihn nicht beweinen werden, aber in einer solchen Weise eine Sache zu berühren, die in ganz Wien mit der tiefsten Betrübniß vernommen und mit Entrüstung besprochen wird, ist doch gar zu lieblos. Trinken Sie daher Ihren Wein nur selbst. Wer mit so rohem Triumph eine ruchlose Unthat, an einem rechtschaffenen Menschen verübt, berühren kann, mit dem mag ich keine Flasche leeren."

„Nun so lassen Sie's bleiben und trinken Sie meinen Wein nicht!" versetzte der Fleischer. „Wenn ich Ihnen erzähle, was mir dieser saubere Herr Wagmann seit zwei Jahren gethan hat, wie er nicht zufrieden war, daß ich meine Marie aufgeben, sondern durch seine Bosheit veranlaßt, noch mein väterliches Haus und den Ort, wo ich geboren, verlassen mußte — da wird es sehr darauf ankommen, ob Sie noch mit dem rechtschaffenen Manne trinken würden, wenn er gleich mit seinem ganzen Reichthum lebendig zur Thüre herein käme."

„Also war er wirklich sehr reich?" fragte Einer, der von dem vorgesetzten Weine trank, ohne sich um die Ansichten des älteren Herrn, der erst gesprochen, zu kümmern.

„Sehr reich, sag' ich Ihnen — durch sein Geld ist es ihm auch gelungen, mich zu stürzen. Sie wissen ja, wer Geld hat, ist solid, wer Geld hat, dem glaubt man Alles, und wer keines hat, muß ein Lump sein, so urtheilen die Menschen. Und so haben ihm auch der Bürgermeister in meinem Orte, meine Eltern und selbst meine Marie geglaubt. Doch ich kann mir nicht helfen, Gott hat gerichtet zwischen mir und ihm! So, jetzt ist's heraus, jetzt rede ich Nichts mehr. Ich will den alten Herrn hier nicht böse machen."

„Aber vielleicht söhnt sich Ihre Marie jetzt wieder mit Ihnen aus."

„Die? Darauf wett' ich, daß dieses geschieht — zwar hat ihr der Wagmann vierzigtausend Gulden als Erbe bestimmt — aber das



Ich bitte Sie nun, mir einen ebenso schönen Tisch zu liefern.

macht Nichts. Sie wird doch nicht stolz sein. Ich habe jetzt auch Geld, sehr viel Geld. Morgen reise ich nach Hause und stelle mich meiner Marie vor. Sie muß nun mein werden. Sie mag wollen oder nicht. Da wird sich's dann schon zeigen."

Die Gesellschaft schritt nun zum Trinken und trank viel. Nur der alte Herr trank Nichts und verwendete kein Auge von dem jungen Menschen.

5. Kapitel.

Baron Rothschild und der Tischlermeister.

Baron Rothschild gedachte des Versprechens, das er der schönen Marie gegeben.

Er ließ ihren Vater zu sich einladen.

Der alte Schindler erschien pünktlich.

„Lieber Meister," redete ihn der Baron an, „ich habe neulich in der kaiserlichen Burg einen Tisch mit eingelegten Blumen aus Holz gesehen, mit Blumen in Holzmosaik, welche meine volle Bewunderung erhielten. Man hat mir gesagt, daß Sie der Künstler sind, welcher diese Blumen anfertigt. Ich bitte Sie nun, mir einen eben so schönen Tisch zu liefern. Der Baron Rothschild wird Ihnen dafür bezahlen, was Sie fordern."

„Herr Baron," versetzte der Tischlermeister, „ich finde mich sehr geehrt, daß Sie mich mit einem solchen Auftrage betrauen, ich muß ihn aber leider zurückweisen; ich bin nicht im Stande, eine ähnliche Arbeit zu übernehmen."

„Und weshalb?"

„Ja, da müßte ich viel erzählen und Sie langweilen, Herr Baron, am Ende aber doch darauf zurückkommen, daß ich nicht im Stande bin, eine ähnliche Arbeit zu übernehmen."

„Wenn ich aber die Ursache wissen will?"

„Die Ursache liegt in allerlei Verhältnissen."

„Sie haben wahrscheinlich versprechen müssen, kein zweites Exemplar zu schaffen?"

„Keineswegs!"

„Sie befürchten etwa, dieses Kunstwerk wäre mir zu theuer?"

„Was wäre dem Baron Salomon Rothschild zu theuer, wenn er die Kunst damit unterstützen kann!"

„Was ist's also?"

„Muß ich es sagen?"

„Ich ersuche Sie, es zu thun!"

„Ich habe diesen Tisch nicht selbst gemacht."

„Was liegt mir daran, wer ihn gemacht hat! Aus Ihrer Werkstätte ist er hervorgegangen; an Sie muß ich mich wenden, um einen ähnlichen zu erhalten."

„Diesen Tisch hat mein erster Geselle gemacht."

„Gut, so soll er mir einen zweiten machen."

„Mein erster Geselle ist aber der letzte Mensch in meinem Hause; er wird bald gar nicht mehr in meinem Hause sein. Am nächsten Samstag sind seine „vierzehn Tage" zu Ende. Am Samstag entlasse ich ihn."

„Ist er ein lüderlicher Mensch?"

„Nein, er ist ein braver, eben so geschickter als arbeitsamer Mensch, aber er muß fort."

„Er war vielleicht im Gefühle seiner Geschicklichkeit vorlaut, hat sich gegen Sie übernommen?"

„Gott bewahre! Er ist fast zu bescheiden, aber . . ."

„Nun?"

„Er hat meiner einzigen Tochter den Kopf verdreht und das kann ich nicht brauchen. Ich kann keinen Schwiegersohn annehmen, der Nichts ist, Nichts hat, Nichts aufzuweisen versteht, als das „Bissel" Geschicklichkeit, und sonst auch gar Nichts."

„Da kann ich nun nicht weiter in Sie dringen. — Ich muß abwarten, in welche Werkstatt dieser Geselle kommt. Ich muß mich dann an jenen Meister wenden; freilich werde ich dann Jedermann sagen müssen, daß nicht Sie der Schöpfer des Kunstwerkes sind, sondern Ihr gewesener Geselle, und daß man nun bei einem andern Meister solche Tische bestellen könne."

Diese Worte des Barons wirkten.

„Herr Baron," fragte der Tischler, „müssen Sie denn ein solches Möbel haben?"

„Ob ich es haben muß, lieber Meister, darauf kann ich Ihnen antworten, daß man nicht stirbt, wenn man es nicht hat; wenn aber alle meine Freunde, welche bei Hofe dieses Meisterstück bewunderten, mir sagen: „Wie kommt es, daß der kunstsinnige Baron Rothschild in solcher Künstlerarbeit Nichts besitzt? Der Baron Rothschild, der so viel für fremde Kunstschöpfungen ausgibt, für einheimische aber Nichts zu thun scheint," dann muß ich einen solchen Tisch mir anschaffen. Dies meine Antwort."

„Herr Baron," erwiderte der Tischler, „Sie sollen einen solchen Tisch erhalten; Ihnen zu Liebe, aus Hochachtung für Sie, soll mein erster Geselle wieder in meinem Hause bleiben. — Ich muß aber dafür meine Marie aus dem Hause geben — auf eine andere Art geht es nicht."

Dem Baron kam diese Wendung sehr unangenehm.

„Verwünscht!“ dachte er, „da wäre dem Mädchen nicht geholfen!“

Nach einer Pause sagte er zu dem Meister:

„Ihr Kind wollen Sie aus dem Hause thun? Und das meinethalben? — Nein, lieber Meister, da behalten Sie Ihren Tisch, jagen Sie Ihren geschickten Gesellen fort. Mit solchen Geschichten dürfen Sie mir nicht kommen!“

„Meine Tochter muß ja doch einmal aus dem Hause.“

„Aber meinetwegen nicht.“

„Wenn sie heiratet, und heiraten wird sie bald, ich habe schon einen Mann für sie.“

„Den sie liebt?“

„Das wird sich finden!“

„Nein, das findet sich nicht.“

„Es ist ein respectabler Mann.“

„Was die Väter respectiren, respectiren nicht immer die Kinder! Die Töchter schon gar nicht, die haben ihre eigenen Köpfe.“

„Den Kopf meiner Marie werde ich brechen.“

„Und das Herz dazu? Endigen wir unser Gespräch, lieber Schindler, wir haben verschiedene Ansichten. Ein Tisches wegen, und wenn Sie ihn selbst machten, möchte ich nicht der Störefried des häuslichen Glückes Ihrer guten Tochter sein. — Ich bedauere, daß ich Ihnen die Zeit geraubt. Adieu, lieber Schindler!“

„Der Herr Baron sind ungehalten?“

„Gewiß nicht!“

„Ich sehe es Ihnen an, Ihre heitern, menschenfreundlichen Züge sind plötzlich ganz verändert.“

„Es wird vorüber gehen, lieber Meister.“

„Sie erhalten ja den Blumentisch!“

„Unter solchen Bedingungen danke ich.“

„Der Geselle Georg bleibt im Hause.“

„Das ist mir ganz gleichgiltig!“

„Und meine Marie bleibt auch im Hause.“

„Das ist etwas Anderes!“ versetzte der Baron.

„Aber Herr Baron, Sie müssen mir eine Gegengefälligkeit erweisen.“

„Eine Gegengefälligkeit, für was? Für eine Arbeit, die ich Ihnen bezahle, und höchst splendid bezahle, oder eine Gegengefälligkeit dafür, daß ich wünsche, Sie möchten ein guter Vater sein?“

„Nein, nein, ich habe mich schlecht ausgedrückt. Ich wollte sagen, eine Gefälligkeit möchten mir der Herr Baron erzeugen, da ich jetzt das Glück habe, von Ihnen gekannt zu sein.“

„Und diese Gefälligkeit besteht?“

„In einer Auskunft, die mir Niemand besser geben kann, als Sie. — Kennen Sie, Herr Baron, einen gewissen Meyer Hirsch, jetzt Hirschmeyer geheißen?“

„Ich habe in meinem Leben noch nicht diesen Namen nennen gehört.“

„Hirschmeyer sagt, er käme täglich zu Ihnen, er speise bei Ihnen und alle seine Geschäfte mache er durch Sie.“

„Durch mich? Der Mann muß mindestens ein Prinz sein, wenn er seine Geschäfte durch mich machen läßt.“

„Aber er speist doch in Ihrem Hause?“

„Hier im „römischen Kaiser“? Es ist möglich! Im Erdgeschoß ist ein Wirthshaus.“

„Er behauptet, er habe sein Geld bei Ihnen liegen.“

„Ich lasse ihn ersuchen, er möchte es abholen lassen.“

„Herr Baron, Sie werden sich nicht an Jeden erinnern, der seine Kapitalien bei Ihnen angelegt hat.“

„Sagen Sie mir, weshalb fragen Sie denn mit solcher Aengstlichkeit nach diesem Hirschmeyer oder Meyer Hirsch? — Ist er Ihnen Etwas schuldig?“

„O nein! Aber ich bin ihm Etwas schuldig. Ich habe ihm meine Tochter versprochen.“

„O weh!“

„Er hat unmenschlich viel Geld! Er kann mein Kind glücklich machen.“

„Glücklich? Ei, da will ich mich doch nach ihm erkundigen.“

Der Baron zog die Glockenschnur.

Ein Comptoirist erschien.

„Kennen Sie einen Herrn Hirschmeyer oder Meyer Hirsch?“

„Nein, Herr Baron.“

„Fragen Sie doch den Cassier — oder besser einen Scontisten, diese kennen ja so viele Leute, die ich nicht kenne.“

Der Comptoirist fragte nach.

In einigen Minuten kam er zurück und sagte dem Baron einige Worte ganz leise.

Der Baron lachte.

„Herr Baron, Sie erschrecken mich!“ sagte der Tischler.

„Besser, ich erschrecke Sie,“ erwiderte der Baron, „als es erschreckt Sie Herr Hirschmeyer.“

„Kann er mich erschrecken?“

„Wenn Sie ihm Ihre Tochter zur Frau geben, gewiß. Ich will Nichts gesagt haben. Lassen Sie sich von diesem Herrn (der Baron wies auf seinen Comptoiristen) das Nähere mittheilen. Nur Eines sage ich Ihnen, Geld hat Herr Meyer Hirsch in meinem Hause nicht liegen, an meiner Tafel speist er nicht und seine Geschäfte macht er nicht durch mich, seine Geschäfte muß er ganz allein machen und auch ganz allein dafür einstehen! Adieu, lieber Meister! Geben Sie Ihre Tochter lieber Ihrem Georg, der ist doch brav, arbeitsam, geschickt und bescheiden, wie Sie selbst sagen. Adieu, lieber Meister!“

Der Baron ging in sein Bureau.

Schindler, ganz consternirt, ging mit dem Comptoiristen.

---

6. Kapitel.

Die Kartenlegerin.

In Margarethen, in der damaligen Gärtnergasse, befindet sich ein kleines Haus. Darin wohnen ganz arme Leute. Wer schon von der Straße aus bemerken will, daß die Küchen daselbst wenig in Anspruch genommen sind, darf nur des Mittags oder Abends vorübergehen und er wird entdecken, daß die Schornsteine höchst spärlich Rauch ausströmen. Die Stuben zeigen ebenso von Noth und Dürftigkeit. Sie sind nieder und feucht, die Fenster so klein, die Scheiben so schmutzig und düster, daß man Noth hat, des Nachts, wenn man vorüber kommt, Licht zu erblicken, und wenn auch ein Dutzend Kerzen dahinter brennen würden.

Dessenungeachtet fuhren vor diesem Hause doch Fiaker auf. Nicht der Besitzerin wegen, von der man wußte, daß sie wohlhabend sei, da sie auf Pfänder lieh, und den dürftigen Arbeitern aus der Umgegend, die bei ihr die wenigen Habseligkeiten versetzten, das Blut aussaugte, nein, die Miethwagen fuhren einer alten Kartenlegerin zu Liebe hieher, die selbst von vielen reichen jungen Frauen und Mädchen besucht wurde; die häßliche Sibylle mußte ihnen einen Blick in den Spiegel der Zukunft gestatten.

Seit mehreren Monaten kam auch ein ganz stattlicher Mann zu der weissagenden Frau. Er ließ sich immer aus den Karten prophezeihen, honorirte ihre Orakelsprüche, ob angenehmer oder unangenehmer Art, stets mit einer Fünfgulden-Banknote, bezahlte auch noch mehr, wenn die Frau Aphra recht redselig wurde, wenn sie ihm von ihren Kunden erzählte, von den hübschen Ehefrauen mit ihm plauderte, die über die Treue ihrer Liebhaber Auskunft verlangten oder erfahren wollten, ob ihre Gatten nicht Repressalien gebrauchten und etwa ebenfalls ein Liebchen besäßen u. s. w.

Der respectable Herr hörte von solchen Dingen für sein Leben gern, auch von den armen, dürftigen Nachbarn und Nachbarinnen ließ er sich gerne erzählen. Wenn er von ihrem Elend gerührt wurde, und dies geschah häufig, so sprang er oft in dem kleinen Hofe herum, klopfte an allen Thüren an, von welchen er hörte, daß sie in die Höhlen des Kummers und des Elends führten, und stellte den Dürftigen einige Gulden zu.

Dies geschah so oft, daß er in diesem Hause als ein Retter in der größten Noth, als ein Engel des Himmels gepriesen wurde. Er bezahlte sogar für eine unglückliche Familie, welche die habsüchtige Hausfrau, weil diese Familie den Zins nicht zu entrichten vermochte, auf die Straße werfen wollte, einige vierzig Gulden; dies machte die geizige Hausbesitzerin auf ihn aufmerksam, und sie, die in ihrem Leben noch kein freundliches Gesicht gemacht, grinste ihn an und erlaubte der Kartenschlägerin, einen eisernen Ofen zu setzen, ohne Zinserhöhung, weil sie einen so „noblen Herrn“ in's Haus gezogen.

Die Hausfrau wollte von der Kartenschlägerin erfahren, wer denn der generöse Herr sei — aber diese wußte es selbst nicht.

„Nun,“ sagte sie eines Tages zur Mutter Aphra, „wenn Sie Verborgenes aufdecken kann, so schlage Sie mir auf, wer denn der Unbekannte ist?“

„Ja, wenn ich das wüßte!“ meinte Aphra, „aber so oft ich die Karten um Aufschluß angehe — so liegt immer die verwünschte

Carreau-Sieben neben, über oder unter dem Herzkönig."

„Nun — und die Carreau-Sieben?"

„Bedeutet ewig ein Geheimniß!"

„Wenn man nur des Unbekannten Gesicht ausnehmen könnte!"

ich, ein Hebräer komme zu mir; doch ein solcher kann er nicht sein, erstens spricht er nicht jüdisch, zweitens erkundigte er sich zu oft nach unserem Herrn Pfarrer und lobt seine Predigten. Ein Jude geht nicht in unsere Kirche."

„Wo er wol wohnen mag?"



Ich störe doch nicht? sprach er, ich kann auch ein andermal kommen.

„Das ist es ja eben! Dieser Mann besitzt den größten Backen-, Schnur- und Judenbart, den ich noch je an einem Menschen gesehen!"

„Und Augengläser trägt er auch!"

„Als ich ihn zum ersten Male sah, glaubte

„Dies hab' ich herausbekommen!"

„Auf welche Art denn?"

„Ich habe mir die Stadt als Coeur-Aß, die Wieden als Coeur-Zehn, die Leopoldstadt als Carreau-Zehn und die Roßau als Treff-Aß

gedacht. Nun hab' ich meine Karten gelegt und dreimal nach einander ist der Herz-König bei dem Treff-Aß, der Fremde also in der Roßau, gelegen."

„In der Roßau wohnt er? Aber wo?"

„Auch das haben mir die Karten gesagt, nicht weit vom Wasser in einem Wirthshause."

„Da könnte man nachfragen! Kommt er heute noch zu Ihnen?"

„Ich werde sogleich sehen, ob er mir in's Haus steht."

Sie warf einen Blick in die Karten.

„Da haben wir ihn schon!" sagte sie. „Da ist der Herz-König und das in's Haus. Was seh' ich? — da liegt das Carreau-Aß, das ist ein Brief — oder ein Eckstein — Victoria! die Herz-Sieben zeigt mir, daß er gerade über „das Eck" der Griesgasse geht. Er geht geschwind, das sehen Sie an dem „Pique-Achter", dem Dupfirschritt! — Herein! — Er hat geklopft; da ist er schon!"

In der That trat der Fremde hastigen Schrittes zur Thüre herein und stutzte nicht wenig, die Hausfrau hier zu finden.

„Ich störe doch nicht," sprach er, „ich kann auch ein andermal kommen."

„O nein," versetzte die Frau des Winkel-Versatzamtes, „wir unterhielten uns gerade mit Ihnen. Frau Aphra ist eine Teufelsfrau! Sie hat auf die Minute aus den Karten gelesen, wann Sie kommen. Sie hat gesehen, wie Sie über das „Eck der Griesgasse" schritten."

„O, ich weiß, daß Frau Aphra das beste Orakel ist. — Was sie mir noch gesagt, ist pünktlich in Erfüllung gegangen. Lassen Sie sich, liebe Hausfrau, immer auch die Karten von ihr legen — Sie werden nicht getäuscht werden."

„Ich aber will nicht lästig sein und mittlerweile noch ein Stündchen herumspazieren."

„In dieser Jahreszeit?" entgegnete die Hausfrau.

„Ich scheue nicht Kälte und Frost."

„Ich werde mich entfernen," sprach die Hausfrau; „ich lasse mir, um mein Schicksal zu wissen, nie die Karten aufschlagen. Meine Zukunft kann ich erwarten; meine Gegenwart weiß ich ohnehin!"

Damit ging sie.

„Ich wollte mir heute eigentlich nur aufschlagen lassen," sprach der Fremde, „ob mir nicht bald ein Brief aus Szegedin zukommen werde. Seit sechs Monaten habe ich keine Nachricht vom Hause."

„Sogleich werde ich mein Orakel fragen," versetzte Aphra.

Sie legte die Karten.

„O weh! O weh!" schrie sie auf. „Welch' ein Gräuel zeigt sich mir."

„Sie erschrecken mich!"

„Unglück über Unglück! Aus diesen Karten lese ich einen ganzen Roman, aber einen, von dem Sie sich keine zweite Auflage wünschen werden. O weh! Es kommt immer gräßlicher!"

---

7. Kapitel.

Die Soiréen der Frau von Blümlein.

Wir führen den Leser in den Salon einer jungen Witwe.

Sie nennt sich Frau von Blümlein.

Frau von Blümlein war eine große Freundin und Beschützerin der schönen Künste. Alles was in Wien auf dem Theater, in Concertsälen gefiel, mußte ihren Salon besuchen.

Es wurde bei ihr musicirt, declamirt, gesungen und getanzt.

Frau von Blümlein selbst declamirte allerliebst, sang auch vortrefflich, spielte das Clavier, tanzte die Cachucha so bezaubernd wie die Eßler und war besonders reizend, wenn sie bei einem Tableau mit ihrer junonischen Gestalt die Gattin Jupiters vorstellte.

Die Tableaux, welche in diesem Salon an der Tagesordnung waren, rangirte ein ehemaliger Tanzlehrer, in früheren Jahren Figurant des Kärntnerthor-Theaters, bewandert in der Mythologie und nicht ungeschickt als Zeichner und Maler.

Der Salon der Frau von Blümlein war in vielen Beziehungen sehr anziehend.

Es bestand hier die Einrichtung, daß Jeder, welcher Zutritt fand, irgend eine Stadtneuigkeit zum Besten geben mußte. Während Kaffee und Thee servirt wurden, mußten die Stadt Wien und ihre vierunddreißig Vorstädte Stoff für allerlei Erzählungen bieten. Frau von

Blümlein hörte für ihr Leben gerne auffallende Geschichten, Vorfälle in häuslichen Cirkeln, Familien-Angelegenheiten, hörte gerne die Angelegenheiten guter, am liebsten aber schlimmer Art von bekannten Personen erzählen, und rapportirte irgend Jemand Etwas von einem Manne, der auf Abwegen ging, oder von einer Frau, die ihren Ruf nicht beobachtete, so erfreute dies Frau Blümlein auf's Höchste.

Es fehlte also an keinem Jour fix an zahlreichen pikanten Histörchen.

Ein Journalist, der eine reiche Ausbeute aus Klatschereien hätte erhalten wollen, würde in dem Salon der Frau von Blümlein seine Rechnung gefunden haben.

Frau von Blümlein wendete viel Geld an ihre Soiréen. Ihre Thees, ihre Spielcirkel waren sehr gewählt, ihre Soupers sehr fein, und gab sie im Carneval zuweilen Bälle, oder in der warmen Jahreszeit Assembléen in Baden, wohin sie jeden Sommer sich verfügte, oder arrangirte sie Landpartien, so boten diese das Höchste, was man wünschen konnte.

Frau von Blümlein war also sehr reich?

Keineswegs, aber sie hatte viele Gönner, die sich bei ihr gerne unterhielten und welchen es nicht darauf ankam, die schöne Frau bei ihren auserlesenen Unterhaltungen zu unterstützen, ihre großen Auslagen durch splendide Beiträge in Etwas zu mildern, kurz, ihr die Lasten zu erleichtern, welche die Gastfreundschaft ihr aufbürdete.

Aber Alles in Ehren! Denn ehrbar war Frau von Blümlein, wie keine zweite junge, schöne Witwe, die gerne in der großen Welt lebt und nicht gerade jährlich 30.000 Gulden zu verzehren hat, die man auch bei einem großem Hause, das man macht, und bei hohem Luxus, dem man huldigt, gewiß wie Eis zum Champagner nothwendig hat.

Die Leute wollen freilich wissen, daß Frau Blümlein ungeheure Schulden habe, allein was wissen die Leute! Nahm auch Frau von Blümlein zeitweise gegen hohe Procente und Wechsel Geld auf, oder blieb sie dem Schmuckhändler, der Modistin, dem Schneider, irgend einem Kaufmanne u. dgl. Etwas schuldig, so wurde doch jeder Heller in Kurzem prompt bezahlt. Ihre Ressourcen waren unerschöpflich, ihr Credit sehr bedeutend.

Das kommt daher, wenn man Freunde und Feinde in allen Ehren zu cultiviren versteht.

Auch waren es nicht immer Freunde, welche für die anmuthige Frau einstanden, auch Freundinnen drängten sich heran, wenn Frau von Blümlein manchmal in eine momentane Verlegenheit kam. Man unterhielt sich in ihrem Hause zu gut, ihre Soiréen waren zu beliebt, sie selbst zu anziehend, als daß man sie hätte je in irgend eine Calamität gerathen lassen können.

Da war besonders ein altes Fräulein, das sich mit aller Liebe an die holde Frau anschloß.

Dieses alte Fräulein hatte viel Geld und konnte noch über weit mehr disponiren.

Das alte Fräulein war in ihrer Jugend einmal blond gewesen. In den allerliebsten Tableaux, welche der ehemalige Tänzer des Kärntnerthor-Theaters arrangirte, ambitionirte Fräulein Dattelblüh die Venus.

Für das Glück, noch im 56. Jahre eine Venus vorstellen zu können, öffnete Fräulein Dattelblüh ihre Kasse so weit, daß die breiteste Tausendgulden-Banknote bequem herausgenommen werden konnte. Fräulein Dattelblüh gewann dabei die Aussicht, als reizende Liebesgöttin einen Mann zu angeln und ihn schnurstracks vom heidnischen Opfertische zum christlichen Traualtar führen zu können.

Da war ferner eine recht hübsche Frau, die einen grämlichen Gatten besaß.

Der Gatte war ein reicher Kaufmann und hatte sonst für Nichts Sinn, als für Ziffern und was man am liebsten mit Ziffern schreibt. Diese recht hübsche Frau, gelangweilt bei ihrem trockenen Gemal, riß sich von seiner abgeschmackten Kettenrechnung los und schloß sich dafür an die Rosenkette des Humors der Frau von Blümlein an. Auch sie stellte ihr Contingent oder verlor bei hohen Spielen an die stolze Gemalin Zeus, nur um in der Letzteren Cirkel weilen und zeitweise als keusche Diana in einem Tableau figuriren zu können.

Da war auch noch ein alter Graf, dieser war gar die „gute Stunde“. Er war übertrieben generös, immer Cavalier aus der guten alten Zeit, Mäcen und Protector alles Schönen, Freund der Künste. Er stellte bei den Tableaux den

Pluto vor. Er war reich wie Pluto und wäre aus der Rolle gefallen, wenn er mit seinen Schätzen hätte kargen müssen.

Da war ferner noch ein Mann, von dem man nicht recht wußte, gehöre er dem alten oder neuen Testamente an, oder stelle er, wie der geistreiche Mendelssohn einmal bemerkte, das weiße Blatt Papier zwischen dem alten und neuen Testamente vor. Dieser respectable Mann erschien fast so freigebig, als der alte Graf. Er widmete sein Geld der lieblichen Blümlein auf eine eigenthümliche Weise. Er zog nämlich, wenn sie mit ihm am Spieltische saß, eine Hand voll Ducaten aus der Tasche und fragte:

„Gnädige Frau: Gerade oder ungerade um die Goldfüchse, die ich hier halte?"

Es mochte nun Frau von Blümlein sagen, was sie wollte, so rief er immer:

„Ich habe verloren!" und schob ihr das Häuflein Ducaten zu, was sie mit sichtbarem Vergnügen acceptirte.

Es war eines Tages wieder Soirée bei Frau von Blümlein.

Die Gesellschaft war sehr zahlreich.

Während des Thees wurden die beliebten Stadtgeschichtchen aufgetischt.

Der Mord, von dem wir schon gesprochen, wurde verhandelt.

Der respectable Mann, von dem wir bemerkt, daß man nicht wußte, ob er dem alten oder neuen Testamente zugehörte, und der „Herr von Hirschmeyer" angeredet wurde, meinte, in einem Cirkel, in welchem so viele feinfühlende Damen weilten, sollte man eine „blutige That" nicht besprechen.

„Ich sehe nicht ein," versetzte die Frau vom Hause, „warum man nicht gerade eine Mordthat, besonders einen Raubmord, recht ausführlich besprechen sollte. Für's Erste gibt es nichts Interessanteres, als etwas recht Schauerliches; für's Zweite folgt darauf meistens eine Hinrichtung, die mich unaufhörlich afficirt, welches mir aber gar nicht unangenehm ist; für's Dritte kommen derlei crasse Verbrechen nur selten vor, sind also schon der Seltenheit wegen sehr geeignet für eine interessante Conversation."

„Dieser Meinung bin ich auch," bemerkte Fräulein Dattelblüh; „ich habe vor dreißig Jahren, ich will sagen vor dreizehn Jahren, als ich noch ein Kind war, einen Husaren, einen bildsauberen Menschen, der seine Geliebte aus Eifersucht mit seinem „Sarras" in tausend Stücke gehauen hatte, „ausführen" sehen; ich sehe noch heute den bildsauberen Husaren vor mir."

„Eifersucht", versetzte Hirschmeyer, „das ist ein poetisches Motiv; das geht noch an; aber Raub, das ist prosaisch, es ist die gemeinste Prosa. Ich liebe nur Poesie."

„Hat man den Missethäter bereits, der den Handlungsagenten mordete?" fragte der alte Graf.

„Man glaubt es," antwortete ein Herr aus der Gesellschaft. „Der Verhaftete ist ein Fleischerssohn vom Lande, der auch sehr verdächtig ist. Ist's dieser Fleischer, so ist das Motiv Rachemord und Raubmord zugleich, also nach Herrn von Hirschmeyer's Ansicht, Poesie und Prosa beisammen."

„Was Sie sagen! — Ja, ja, Rachemord wird das Motiv sein. Der Ermordete hatte eine schöne Braut; ich habe es gleich gesagt, vor dem Hause, wo die That geschehen, habe ich es am Tage des Verbrechens gesagt; es ist ein Mord aus Rache und Eifersucht; aber man wollte mich nicht hören."

„Ein Fleischerssohn", fuhr Hirschmeyer fort, „ist der Thäter. Wahrscheinlich! Höchst wahrscheinlich. So ein Mensch bebt weniger vor dem Blutvergießen zurück als ein Anderer; ein Fleischer ist ordinäre Prosa. Tausend gegen Eins, man hat den Thäter bereits."

„Wie sieht er aus? Wie alt ist er?" fragte Fräulein Dattelblüh.

„Er soll dreiundzwanzig Jahre alt und ein sehr hübscher Mensch sein."

„Es wird also schon wieder ein schöner Mensch gehängt?" sagte das Fräulein. „Das ist doch schrecklich, daß das Gericht kein Einsehen hat. Junge, schöne Leute sollte man stets pardonniren."

„Oder man soll es so machen, wie vor hundert Jahren", warf der alte Graf ein. „Damals war es hie und da üblich, daß, wenn ein Delinquent zum Tode geführt wurde und ein lediges Frauenzimmer trat vor und sprach: „Ich will den Delinquenten heiraten!" das Frauen-

zimmer ihn sogleich mit nach Hause nehmen und er auf der Stelle ihr Mann werden konnte.

„Und hat man diese löbliche Einrichtung abgeschafft?“ fragte Fräulein Dattelblüh.

„Freilich!“

„Das ist schändlich! Ich hätte auf der Stelle einen so bildsaubern Menschen gerettet.“

„Und auch geheiratet?“ fragte Frau von Blümlein.

„Den Husaren gewiß!“

„Heute auch noch, wenn er lebte?“

„Heute nicht mehr! Denn Sie wissen ja, wem ich mein Herz geschenkt habe! — Bin ich nicht roth geworden jetzt, da ich dies vor der ganzen Gesellschaft sagte?“

„Man kann es nicht bemerken“, antwortete der Graf, „Sie haben heute ungemein viel Farbe.“

„Und sonst gibt es nichts Neues?“ fragte Frau von Blümlein.

„Eine eheliche Verbindung ist auf eine höchst fatale Weise gestört worden.“

„Eine eheliche Verbindung gestört auf höchst fatale Weise?“ rief Blümlein.

„O, erzählen Sie doch! Und wem ist dies begegnet?“ fragte die Kaufmannsgattin.

„Sie haben doch von einer gewissen Mamsell Niette gehört?“

„O ja — das ist die —?“

„Die Person, welche Geld besaß und einen Mann suchte, der ihr einen anderen Namen geben solle.“

„Hat sich ein solcher gefunden?“

„Ja, ein Krämer, ein Mensch, der Geld brauchte und nicht scrupulös war. „Ich weiß, daß Sie mich blos meines Geldes wegen nehmen,“ redete sie den Freier an. „Allein dies genügt mir nicht. Ich will nicht, daß die Welt Schlimmes von Ihnen sage. Sie müssen daher Geld auftreiben. Ein paar tausend Gulden müssen Sie wenigstens haben! Diese müssen Sie bei einem Advocaten niederlegen als Heiratsgut. — Schaffen Sie sich dieses Geld, dann bin ich die Ihrige. Bedenken Sie, daß ich 30.000 Gulden besitze und Sie zu einem ordentlichen Kaufmann machen kann.“ — Dem Brautwerber ging das im Kopf herum. Er wußte, daß ihm Niemand zweitausend Groschen borgen würde. Als er so in tiefster Zerrüttung in seinem Gewölbe stand, tritt eine Dame bei ihm ein und verlangt Tischzeuge zu sehen, die sie kaufen wolle. Der Krämer breitet seinen Vorrath vor der Dame aus. — Sie wählt, sie fragt nach dem Preise. Der Handel wird geschlossen. Die Dame zieht eine Brieftasche hervor, in welcher ein ganzes Paket Hundertgulden-Noten lag. Schnell fragte sie: „Haben Sie auch feine Kaffeetücher?“ — Der Krämer



Endlich ist Geld angekommen. Herr Wirth, ich bezahle jetzt meine Schulden.

bringt diese. Die Kaffeetücher entsprechen nicht; der Krämer nimmt diese vom Ladentisch. — Nun will die Dame ihre Brieftasche ergreifen und die Tischzeuge bezahlen. — Die Brieftasche war verschwunden. — Die Dame geräth außer sich. Sie behauptet: „Hieher legte ich mein Portefeuille.“ Der Krämer behauptet, Nichts gesehen zu haben. Die Dame beschuldigt den Krämer geradezu: er habe ihr die Brieftasche gestohlen! — Es entsteht eine furchtbare Scene.

Die Dame wendet sich an die Gerichte. Man kennt die mißliche Lage des Krämers. Man kennt die Ehrenhaftigkeit der Dame. Sie beschwört ihre Angabe und ihren Verlust. — Der Krämer wird eingezogen. — Nietle ist außer sich und die eheliche Verbindung ist verhindert."

„Und ist der Krämer der Dieb?"

„Dies soll die Untersuchung zeigen. Ich glaube nicht, daß er unredlich handelte, allein der Verdacht der Unredlichkeit haftet auf ihm."

„Ich bin begierig, wie dies enden wird!" bemerkte Frau von Blümlein. „Ich kenne den Krämer; ich würde bedauern, wenn er die Brieftasche der Dame vom Ladentische escamotirt hätte, um sich zu helfen."

„Und welche Summe enthielt die verhängnißvolle Brieftasche? Und wer war die Dame?" fragte Fräulein Dattelblüh.

„Die Brieftasche enthielt 2600 Gulden, und die Dame war Frau von Goldborn."

„O, die könnte den Bettel verschmerzen!" meinte Frau von Blümlein.

„Diese verschmerzt Nichts, nicht einen Gulden verschmerzt diese, so reich sie ist; ihren eigenen Mann, von dem sie getrennt ist, will sie einsperren lassen, weil er ihr die jährlich zugewiesenen 4000 Gulden nicht bezahlt. Ein ander Mal mehr hievon. Dies ist ja auch eine Stadtgeschichte."

„Die wir Alle kennen!" bemerkte Frau von Blümlein.

„Das leidige Geld!" versetzte der Graf. „Welch' eine abscheuliche Zeit, in der wir leben! Geld und nur Geld ist die Losung. Alle Bande erscheinen locker, wenn sie das Geld nicht befestigt. Das war zu meiner Zeit anders. Damals liebte man noch ohne Eigennutz, damals gab es noch Werther und Lotten die Menge; damals trennte Mann und Frau nur der Tod; damals speculirten Kinder nicht auf die Erbschaft der Eltern; damals verfolgten sich Geschwister nicht wegen Mein und Dein; damals gab es noch aufopfernde Freunde, damals war ein Wort, ein Handschlag weit mehr, als heutzutage ein Schuldbrief und ein Wechselbrief mit den besten Giranten. Heute ist dies anders! Die Worte „Liebe und Freundschaft" sind blos Worte, „Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Kindestreue, Gattenliebe" sind nur Nullen. Vermögen Eltern, Ehemänner, Ehefrauen, ein Geliebter, eine Geliebte, ein Freund nicht Zahlen zu den Nullen hinzuzusetzen, welche ein Kapital ausmachen, so sind sie leerer Schall. O pfui über diese erbärmliche, egoistische Zeit!"

„Herr Graf," entgegnete Hirschmeyer, „Sie sprechen ein wahres Wort; die göttliche Poesie ist längst gestorben und nur die ekelhafte Prosa lebt noch; die Poesie war schon nicht mehr auf der Welt, als Sie noch jung waren. Ihnen kam nur das Leben poetisch vor, eben weil Sie es in Ihrer Jugend noch nicht kannten, aber seit undenklichen Zeiten sind die Menschen verdorben; Habsucht, Eigennutz, Falschheit regieren länger, als alle Könige der Erde; nur so raffinirt in der Schlechtigkeit waren die Menschen nicht, wie gegenwärtig, so ungeschminkt zeigten sie ihre abscheulichen Laster nicht, wie heute. Schändlicher Egoismus herrschte schon zur Zeit Adams und Evas."

„Ei, ei!" fiel Frau von Blümlein dem Redner in's Wort; „Sie machen Ihre Zeitgenossen ganz besonders schlecht. Sollten Sie allein kein Egoist sein? Denken Sie doch ein bischen nach! Man erzählt, Sie seien Bräutigam, Bräutigam eines Bürgermädchens, das jedoch vier große Häuser zu erben hat, indeß eine andere, weit schönere, weit gebildetere Person von Ihnen gemieden wird, weil sie von ihrem verstorbenen Onkel Nichts erbte! — Ist dies nicht auch Egoismus und noch dazu ein sehr verwerflicher?"

„Wer sagt Ihnen dies, gnädige Frau?"

„Sie wissen, in meinem Salon wird Alles besprochen, was in Wien, einigermaßen von Interesse, vorgeht. Sie, sonst stolz und bestrebt, nur eine Braut aus einem einflußreichen Hause zu wählen, werfen mit sich einem Male auf eine simple Tischlerstochter aus der Vorstadt. — Ich bin doch sehr begierig, wie diese die Honneurs in Ihrem Salon machen wird."

„Ei, das ist nur Gerede," entgegnete Hirschmeyer.

„O nein; der Vater des Mädchens selbst nennt Sie seinen Eidam, indeß das Mädchen fast desperat ist, weil sie schon eine Neigung nährt."

„Ich weiß es, und zwar zu einem — mit Respect zu sagen — Tischlergesellen! Wenn es

mir Ernst wäre, würde ich diesen Hobelspanhelden schnell aus dem Sattel heben."

„Da höre ich ja ganz etwas Neues!" fiel der Graf ein. „Nennt sich der Vater des Mädchens nicht Sebastian Schindler? Hören Sie! Herr von Hirschmeyer, den ersten Gesellen und dessen Geliebte kränken Sie mir nicht! — Da habe ich besondere Pläne! — Ich habe erfahren, daß der Alte die Liebenden trennen will, weil der Geselle kein Geld hat; Geld habe ich! Geld so viel, um mit Ihnen zu concurriren! Ich werde die Kleinen in meinen Schutz nehmen und da wollen wir sehen, ob Sie oder ich reussiren."

„Verwünscht!" dachte Hirschmeyer. „Herr Graf," sprach er dann laut, „da meine Neigung zu dem Mädchen verrathen ist, so will ich auch ein Geständniß machen. Nicht das Geld, daß die gute Marie einst zu erben hat, ist es, was mich an sie fesselt, es ist ihr Herz, ihr liebliches Wesen, ihre Einfachheit, es ist ihre Sittenreinheit. Treten Sie nicht feindlich zwischen uns."

„Zwischen Sie und Marien?" fuhr der Graf auf. „Sie sprechen, als wenn schon ein Verständniß, ja ein Liebesverhältniß bestünde, und mein Kammerdiener hörte aus zuverlässigem Munde, Marie könne den Mann, den ihr der Vater bestimmte, nicht nennen hören, ohne den herbsten Unwillen zu äußern. Wenn Marie Sie liebt, Herr von Hirschmeyer, werde ich mich nicht in diese Angelegenheit mischen, wenn sie aber einen Anderen, wenn sie den Georg Flöß liebt und nur Ihren Intriguen zum Opfer fallen soll, dann werde ich auftreten. Für Sie, Herr Meyer Hirsch, habe ich etwas im Hintergrunde, das Sie zwingen wird, den alten Tischler aus Ihren Schlingen zu lassen."

„Im Hintergrunde haben Sie Etwas, Herr Graf?" fuhr Frau von Blümlein auf. „O guter Graf, was haben Sie im Hintergrunde? Sagen Sie mir es heimlich."

„Mir auch!" bat Fräulein Dattelblüh.

„Mir auch!" flehte die Kaufmannsfrau.

„Geduld, meine Damen," lachte der Graf. „Damen, und wenn sie noch so liebenswürdig sind, eignen sich nicht für Geheimnisse."

„Wenn Herr von Hirschmeyer mich nicht auffordert, weiter zu sprechen, wenn sein Gewissen es nicht erlaubt, mich zu veranlassen, daß ich meinen Worten größere Deutlichkeit gebe, so will ich erst abwarten, wie er sich benehmen wird."

Der Bediente der Frau von Blümlein trat ein und meldete:

„Eine Gerichtsperson sucht Herrn von Hirschmeyer und läßt ihn bitten, er möchte sich in das Vorzimmer bemühen."

„Mich sucht man?" fragte Hirschmeyer ganz betreten.

„Ja, es ist mir nicht untersagt worden, die Dringlichkeit Ihres Erscheinens bei dem Criminal-Gerichte zu melden. Sie sollen dem Abgesendeten sogleich folgen."

„Ich nehme nicht Abschied," erwiderte Hirschmeyer mit sichtbarer Bekämpfung seines Gemüthszustandes, „denn — ich kehre sogleich wieder zurück."

„Ich wünsche es," bemerkte der Graf.

„Ja, eilen Sie," versetzte Blümlein. „Wir benöthigen Sie zu unserem neuen Tableau. Sie müssen ja „den sterbenden Fechter" darstellen."

Hirschmeyer hatte sich bereits empfohlen.

„Der wird bald ausgefochten haben!" versetzte der Graf.

„Was hat er denn gethan?" fragte die ganze Gesellschaft wie aus einem Munde.

„Der Heuchler!" erwiderte der Graf. „Ich hätte ihn geschont, aber seine große Verstellungskunst empört mich. Ich werde jetzt um keinen Preis mittheilen, was ich von ihm weiß; indeß nur so viel zu Ihnen, Frau von Blümlein: Wenn Sie diesem Herrn den ferneren Zutritt in Ihren Salon versagen wollen, so thun Sie sehr wohl daran, vorausgesetzt, daß er von seinem Gange zum Criminal-Gerichte zurückkommt!"

Die Herren steckten die Köpfe zusammen, die Damen vermöchten sich kaum zu fassen vor Neugierde.

Endlich platzte Frau von Blümlein mit den Worten heraus:

„Wissen Sie, Herr Graf, daß es gegen die Statuten unserer Gesellschaft ist, eine Neuigkeit uns vorzuenthalten?"

„O, was ich weiß, ist nichts Neues, sondern etwas Altes."

„Auch das Alte kann neu sein, wenn es noch nicht bekannt ist."

„Möglich."

„Herr Graf, Sie müssen sagen, was Sie wissen.“

„Müssen?“

„Ich als Vorsteherin des Neuigkeits-Vereines fordere Sie hiezu auf.“

„Schöne Frau, ein anderes Mal!“

Der Graf verneigte sich und verließ den Salon.

„O weh!“ rief Fräulein Dattelblüh, „Sie haben den Grafen böse gemacht, man darf ihn nicht fortlassen.“

„Das wäre noch schlimmer! Er wird nicht lange grollen. Ich freue mich zu sehr seiner Gunst.“

„Was hinter diesem Geheimniß stecken mag!“ bemerkte ein Herr, der Böselberg hieß.

„Ein Verbrecher ist Hirschmeyer nicht,“ äußerte sich ein anderer Herr.

„Gewiß nicht!“ setzte ein Dritter hinzu. „Aber irgend eines Vergehens mag er sich schuldig gemacht haben.“

„Ich weiß es,“ sprach Fräulein Dattelblüh. „Ich habe schon einmal gehört, daß Hirschmeyer einer der kühnsten Contrebandiers sei. Sein Geld soll vom „Schwärzen“ herrühren. In Böhmen hat er an der sächsischen Grenze ein Haus, dort sollen die Ausländerwaaren in großen Sendungen hingebracht und von da in alle Theile der Monarchie verschickt werden.“

„Wissen Sie dies gewiß?“

„Ich habe es einige Male gehört.“

„Das wäre freilich schlimm, aber Schwärzer-Angelegenheiten gehören nicht vor das Criminalgericht.“

„Vielleicht haben seine Helfershelfer einen Grenzwächter erschlagen, vielleicht wurden sie ergriffen und sagen nun gegen ihren Chef aus.“

„Er wurde leichenblaß, als der Bediente die Vorführung zu Gericht meldete.“

„Euer Gnaden sollten doch den Bedienten referiren lassen,“ sprach ein Herr, welcher sich Busch nannte.

Frau von Blümlein läutete ihrem Diener. Dieser trat ein.

„Jacob,“ redete ihn Frau von Blümlein an, „was gab es denn? — Sprach der Mann vom Gerichte sonst Nichts, als was Du ausgerichtet?“

„O ja! Der Mann war sehr unwillig. Zweimal wurde Herr von Hirschmeyer vorgerufen und nie erschien er. Nun ward er gestellt. Sein Bedienter gab an, daß sein Herr hier sei.“

„Sagte der Gerichtsdiener sonst Nichts?“

„Er war müde und ärgerlich, daß der schändliche Mord, der vorgefallen, ihm und seinen Amtsgenossen so viele Laufereien mache.“

„Ja, ist denn Herr von Hirschmeyer auch in die Mordgeschichte verwickelt?“

„Gewiß! Vor der Thüre standen noch drei Amtsdiener, welche den Herr von Hirschmeyer förmlich arretirten.“

„Großer Gott!“

„Vor dem Hause befand sich ein Fiaker. Man hob Herrn von Hirschmeyer in den Wagen. Zwei Herren setzten sich zu ihm, ein Dritter placirte sich zum Kutscher, der Vierte stellte sich rückwärts auf. Herr von Hirschmeyer war so weiß wie eine Leiche.“

„Mein Gott! Mein Gott!“ riefen alle Frauen.

„Warum rapportirtest Du denn mir nicht sogleich diesen entsetzlichen Vorgang?“

„Euer Gnaden haben mir es ja untersagt.“

„Ich? — Ich sprach Dich ja nicht.“

„Nicht heute, neulich.“

Alle horchten auf.

„Neulich? Ich verstehe Dich nicht.“

„Euer Gnaden sollten sich nicht erinnern? — Ich mag nicht sprechen.“

„Ei, Du entsetzlicher Mensch! Mit Deinen sonderbaren Reden verdächtigst Du mich ja selbst. Ich befehle Dir, ungenirt herauszusagen, was ich Dir verboten, über Hirschmeyer zu sprechen.“

„Euer Gnaden,“ erwiderte der Bediente. „Euer Gnaden scheinen ganz verwirrt. — Nein, ich sage es nicht. Wenn ich so dumm wäre, hier vor der Gesellschaft zu plaudern — Euer Gnaden müßten mich aus dem Dienste jagen. — Nein — nein — ich rede Nichts!“

Mit diesen Worten entfernte sich der Bediente.

* * *

Der alte Graf war ein herzensguter Mann. Wie schon angedeutet wurde, ein Cavalier, wie Wien einstens mehrere besessen.

Mit seinem vielen Gelde wirkte er nur Gutes; er war ein Wohlthäter der Armen, er bot unglücklichen Kaufleuten und Gewerbsleuten seine Hand, und wer den Grafen recht seelenvergnügt machen wollte, mußte ihm irgend ein Liebespaar namhaft machen, das durch unbarmherzige Eltern, Verwandte oder Vormünder getrennt werden sollte — der Graf brachte die Liebenden gewiß an's Ziel.

Grafen lohnte, hinderte ihn nicht, immer wieder unglücklich Liebenden beizuspringen und durch Rath, That, Geld, Einfluß und Verwendung sie jedes noch so arge Hinderniß überwinden zu lassen.

Der ungünstige Ruf, in welchem der Graf stand, mochte wol von seinem ungestümen Jugendleben herrühren. Vor dreißig bis vierzig Jahren kannte er vielleicht keine Rücksichten.



Im Salon der Frau von Blümlein.

Nur erntete er selten Dank für seinen Edelmuth. Seine Großmuth, welche er mancher schönen Braut zu Theil werden ließ, wurde ganz anderen Motiven zugeschrieben; diese traurige Erfahrung machte er unzählige Male, aber die Verleumdung, mit welcher die böse Welt den

Enorm reich, unabhängig, unverheiratet, einer der angesehensten Familien angehörend, kümmerte er sich wenig um das Urtheil der Welt; er huldigte jedem Vergnügen, jeder Zerstreuung und hatte Glück bei den Frauen, welchen er schon durch seine feinen Manieren, seine immer

rosige Laune, seine Herzensgüte und sein chevalereskes Wesen sehr gefiel.

Aber seitdem er alt geworden, wollte er nur Andere froh und heiter sehen.

Oft sagte er zu seinen Freunden: „Ich muß wieder gut machen, was ich in der Jugend verbrochen; manchem schmachtenden Seladon habe ich sein Liebchen abwendig gemacht; manches thörichte Elternpaar auf meine Seite gebracht und tausend Scenen der Eifersucht und des Grolles veranlaßt und manches liebende Paar auseinander gehetzt — jetzt muß ich Ehe stiften, Liebesleute aufsuchen, welche mißliche Verhältnisse, Familien-Intriguen, Geldverlegenheiten, elterliche Caprizen nicht heiraten lassen wollen, damit mir der Himmel meine Jugendstreiche verzeihe."

Sein Kammerdiener war Derjenige, den er beauftragte, ihm Liebespaare auszukundschaften, welche im Kampfe mit des Schicksals Macht auf dem Puncte standen, zu unterliegen.

Die schöne Marie und ihren Georg empfahl Schall, der Kammerdiener, dem Grafen auf's Wärmste.

„Das wunderliebliche Mädchen müssen Eure gräfliche Gnaden nur erst sehen, und ihre holden Augen mit Thränen benetzt, wenn sie über die Härte ihres Vaters weint, um sogleich Alles aufzubieten, sie ihrem rechtschaffenen Georg zuzuführen."

„Ist sie im Ernste so schön?" fragte der Graf.

„Wie ein Engel! — Ich kenne gar nichts Lieblicheres und Reizenderes. Wenn eine solche Gestalt als erste Liebhaberin auf irgend einem Theater erschiene, so machte sie ein Parterre mit achtzigjährigen Greisen halb verrückt."

„Hoho!" meinte der Graf. „Mosje Schall verfällt wieder in seine alte Gewohnheit, Alles zu übertreiben."

„Geruhen Euer gräfliche Gnaden, dieses Mädchen nur einmal zu sehen!"

„Wie kann ich dies?"

„Jeden Sonntag geht die holde Marie in die „Elf Uhr-Messe" zu den Paulanern auf der Wieden. Eure gräfliche Gnaden stellen sich huldreichst bei der Pforte auf. Ich weile an Hochdero Seite. Wie Marie aus der Kirche kommt, mache ich Eure hochgräfliche Gnaden aufmerksam. Doch weshalb hätte ich dies nöthig! Der Herr Graf finden sich selbst und ganz allein bei der Kirchenthüre ein. Niemand braucht Sie aufmerksam zu machen, die Schönste ist's, die aus hundert schönen Mädchen herausleuchtet; die ist's, bei der Euer hochgräfliche Gnaden unwillkürlich ausrufen werden: Eine solche Schönheit ist noch nie erschaffen worden! Und dann sagen Hochdieselben noch, daß ich übertreibe!"

Der Graf überzeugte sich und fand Marie wirklich schön, aber noch weit lieblicher und anmuthiger als schön.

Nun ließ sich der Graf erzählen, in welchen Verhältnissen das Mißgeschick Mariens bestehe. — Man schilderte ihm, was der Leser ohnehin weiß; nur erfuhr der Graf nicht, daß sich Marie bereits einen Ritter selbst gesucht und daß der edle Baron Salomon Rothschild dieser Ritter sei.

Der Graf dachte auch nicht daran, dem Mädchen seinen Schutz anzutragen; ihren Geliebten wollte er zu diesem Behufe zu sich kommen lassen. Dies wußte auch Schall, der Kammerdiener, und belobte die Delicatesse seines Herrn, hatte aber dabei keine andere Absicht, als auf Kosten seines Cavaliers Marien sich zu nähern und vielleicht im Trüben zu fischen, wenn es geschehen könne.

Als der Graf aus dem Salon der Frau von Blümlein nach Hause kam, rief er Schall.

„Es ist die höchste Zeit," sagte er zu diesem, „die liebliche Tischlerstochter muß bald mit ihrem Georg verbunden werden. Es ist da ein Herr Meyer Hirsch, den Du von dem Betruge aus kennst, den er sich gegen die Gräfin Sillmann erlaubt hat."

„Ich weiß die Geschichte, sie betrifft einen verpfändeten Schmuck."

„Diesem Herrn Meyer Hirsch soll das holde Mädchen geopfert werden, und obgleich ich weiß, daß dieser Meyer Hirsch Marien nicht heiraten wird, wenn ich gegen ihn auftrete, oder wenn er wegen anderer schlechter Streiche eingesperrt wird, so ist doch dem alten Tischlermeister nicht zu trauen. In seiner Begierde, nur einen reichen Schwiegersohn zu angeln, ist der alte Filz im Stande und sucht seiner Tochter einen anderen abgeschmackten Geldmenschen aus und Marie erhält ihren Georg doch nicht. Dies muß verhindert werden. Schaffe mir daher den Tischlergesellen so bald als möglich. — Vor Allem

muß ich mit ihm sprechen und ihn genau kennen lernen."

„Ich werde ihn zu Euer Gnaden noch heute bescheiden."

„Thue es."

Schall ging.

Er dachte: „Der Bursche soll zum Grafen, aber das Mädchen zu mir. Sie ist nicht die Erste, um die sich der Graf bemüht, damit sie mir in die Falle gehe!"

Es war in der Feierstunde, in welcher Georg bei dem Grafen gemeldet wurde.

Georg, der schüchternste Tischlergeselle, der noch je einen Hobel dirigirte, trat bei dem Grafen ein.

Er hatte noch nie mit einem Grafen gesprochen. Es befiel ihn also eine Angst sondergleichen.

Er sprach zu sich: „Ach, wenn ich nur nicht etwa dummes Zeug rede! So ein Graf spricht nicht wie Unsereins! So ein Graf hat ganz andere Redensarten; so einem Grafen stehen Worte zu Gebote, die ich mein ganzes Leben noch nicht nennen hörte. Es kann wol geschehen, daß ich ihn und daß er mich nicht verstehen wird."

Der Graf empfing den Tischler sehr freundlich.

„Kommen Sie näher, lieber Georg," sprach ihn der Graf an. „Setzen Sie sich zu mir hieher."

„Ich küsse die Hand," versetzte der Tischler, „ich bin nicht müde."

„Nicht müde?" entgegnete der Graf, „das wäre wunderbar! Mein Kammerdiener sagte mir, von sechs Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends stünden Sie in Ihrer Werkstatt und arbeiteten mit eisernem Fleiße, da wird man doch gewiß müde, und wenn man auch so stark und rüstig ist wie Sie. — Setzen Sie sich immerhin, guter Georg."

„Damit ich den Schlaf nicht austrage!" versetzte der Tischler und ließ sich auf der Leiste eines Armsessels nieder.

„Hat Ihnen mein Heinrich gesagt, was ich für Sie und Ihre Geliebte zu thun im Sinne habe?"

„O, Euer gräflichen Gnaden, Alles hat er mir gesagt. Ich danke Ihnen, gnädigster Herr Excellenz, tausendmal, aber es wird nicht gehen. Meine Marie bekomm' ich nicht!"

„Sie müssen nicht den Muth verlieren. Vor Allem sagen Sie mir, wie viel Geld müssen Sie haben, um Meister zu werden?"

„O, dazu gehört wenig! Aber wenn ich auch so viel hätte, wie Herr Sebastian Schindler, so wär' dies dem stolzen Manne viel zu gering. Ein Tischler soll überhaupt sein Kind nicht bekommen. Seitdem eine Tischlerstochter von der Josephstadt einen Kaufmann geheiratet hat, soll Marie auch einen Kaufmann bekommen und dann wie jene Tischlerstochter von der Josephstadt in einer Equipage fahren und im Sommer in Döbling wohnen, Alles wie die Tischlerstochter von der Josephstadt."

„Das sind Narrenspossen! Der alte Meister ist verrückt. Ehrgeiz ist dies nicht, das ist Hochmuth. Da weiß ich etwas Besseres! Sie sollen Meister werden, sich durch mich etabliren; mein Haus in Baden ganz neu einrichten, durch mich bei dem gesammten Adel in Wien empfohlen werden, Arbeit vollauf erhalten und — in ein paar Jahren Hof-Tischlermeister werden. Ein solcher kann auch in einer Equipage fahren. Was sagen Sie dazu?"

„Hof-Tischlermeister!" rief Georg freudig aus. „Mein Gott, mein Gott!" setzte er ganz ergriffen hinzu, „das wäre freilich Etwas, worüber der alte Schindler stutzen würde. Hof-Tischlermeister wäre er selbst gerne schon lange geworden, aber er setzte es nicht durch. Er hat die Vorsteher zu Feinden und das ganze Mittel, das er durch seinen Geldstolz in Einemfort beleidigt."

„Wie ist er denn gegen Sie?"

„Gut! — Wenn ich die Marie nicht sehe, sie nicht spreche und nicht zu Tisch gehe, sondern in der Werkstatt esse, so ist er der beste Mann der Welt. Er gibt mir sogar schöne Worte, weil ich jetzt für den Baron Rothschild einen Tisch mit einer Blumenmosaik verfertigen muß. Diese Bestellung ist förmlich aus der Luft geflogen. Hätte sie der Baron nicht gemacht, so wäre ich schon aus des Meisters Hause."

„Was kostet denn ein solcher Blumentisch und haben Sie schon einen gemacht?"

„Freilich, für die Industrie-Ausstellung."

„Der war von Ihnen?"

„Ja. Der Hof hat ihn damals angekauft."

„Und man wußte, daß Sie diesen Tisch gemacht?"

„Niemand wußte es. — Der Tisch wurde auf Herrn Sebastian Schindler's Namen ausgestellt. Er hat dafür die goldene Medaille erhalten."

„So ist dies?" — Ei, da stehen ja Ihre Angelegenheiten nicht so schlecht. Beruhigen Sie sich, guter Georg. Ich stehe Ihnen dafür, Sie werden Ihre Marie erhalten! Wie das zu machen, weiß ich in diesem Augenblicke nicht, aber in ein paar Tagen sollen Sie um diese Stunde wieder zu mir kommen. Bis dahin arbeiten Sie ruhig fort und sprechen Sie mit Niemandem, auch mit Marien nicht, über meine Absichten."

„Ich kann Marien nicht sprechen. Sie darf nicht in die Werkstatt, ich nicht in ihr Zimmer. Alle Gesellen und sogar die Lehrjungen, dann die alte Wirthschafterin müssen aufpassen, daß ich Marie nicht sehe. Wenn ich sie nicht öfter singen hörte, wüßte ich gar nicht, daß sie im Hause ist."

„Sie ist also guten Muthes?"

„O, sie singt den ganzen Tag!"

„Singen Sie auch?"

„Jetzt kann ich nicht; mir ist es, als wenn ich Holznägel im Halse hätte!"

„Singen Sie doch! Geben Sie Marien ein Zeichen, daß auch Sie guten Muthes sind."

„Einmal haben wir immer miteinander gesungen. Kennen Euer Excellenz gräfliche Gnaden das schöne Lied:

„Leb' wohl, Nanni, ich muß wandern,
Nanni, denk' nur an kein' Andern,
Nanni, schau, mir bricht dann's Herz!"

und die Nanni antwortet:

Lorenz, das wär' ganz vermessen,
Könnt' ich je Dich, Schatz, vergessen,
Wären meine Schwüre Scherz!

Unwillkürlich sang Georg dieses bekannte Handwerkslied und sprach dann ganz erschrocken:

„O, Euer hochgräflichen Gnaden, jetzt habe ich in Gedanken an meine Marie in diesem göttlichen Salon gesungen — ich bitte tausendmal um Verzeihung! O mein Gott, was wird sich Euer hochgräflichen Gnaden geschätzter Pintsch denken, daß ich diese Keckheit gehabt hab' — er knurrt schon!"

Der Graf lachte aus vollem Herzen und sagte:

„Es freut mich, daß Sie sangen! Singen Sie nur auch zu Hause. Das wird Marien erfreuen! Ich finde, daß Sie eine recht hübsche Stimme haben."

„O, Euer gräfliche Gnaden, damals, als der Alte noch nicht merkte, daß ich in seine Tochter verliebt bin, da sang ich schön, man nannte mich nur den wilden „Wild!" — aber seit jener Zeit ist mir der Stimmstock umgeschnappt. Ich küsse tausendmal Euer Gnaden die Hand! So gut war mir schon lange nicht! Ach, was kann einen armen Menschen ein Graf glücklich machen, wenn er gut ist! Hoftischler, Euer gräfliche Gnaden, und gräflicher Tischler dazu! Da fahr' ich nicht in einer Equipage, da fahr' ich aus der Haut vor Freuden! Millionen Dank, Euer gräfliche Gnaden Excellenz! Ich spring', ich tanz' vor Vergnügen, ich finde nicht über die Stiegen hinab vor Glück! Die Marie mein und ich Hoftischler! — Euer gräfliche Gnaden, erlauben Sie, daß ich von hier bis nach Hause singen dürfe?"

„Nur zu gesungen!"

Georg sang:

Herz, was thust Du gar so bammern,
Ist Dein Kummer schon vorbei?
Morgen wirst Du wieder jammern,
Bist Du nicht von Sorgen frei!
Schickt Dir nicht der gute Gott
Einen Retter in der Noth!

Georg küßte dem Grafen die Hand und man hörte ihn noch auf der Straße singen.

---

8. Kapitel.

Verdacht und nur Verdacht!

Der räuberische Meuchelmord, der an Wagmann verübt wurde, machte trotz des Umstandes, daß schon einige Tage seit der Unthat verflossen waren, noch immer große Sensation. Noch war der Mörder nicht entdeckt, noch trug man sich mit zahlreichen Vermuthungen, wer wol der Ruchlose gewesen sein könnte, noch fanden zu den Gerichten zahlreiche Vorforderungen verschiedener Personen statt, noch hörte man von Verhaftungen Verdächtiger sprechen, aber Alles dieses hatte kein anderes Resultat, als das Gerede in der Stadt zu erhöhen.

Wagmann's Braut und sein Bruder waren mittlerweile angekommen.

Sie wurden gerichtlich vernommen.

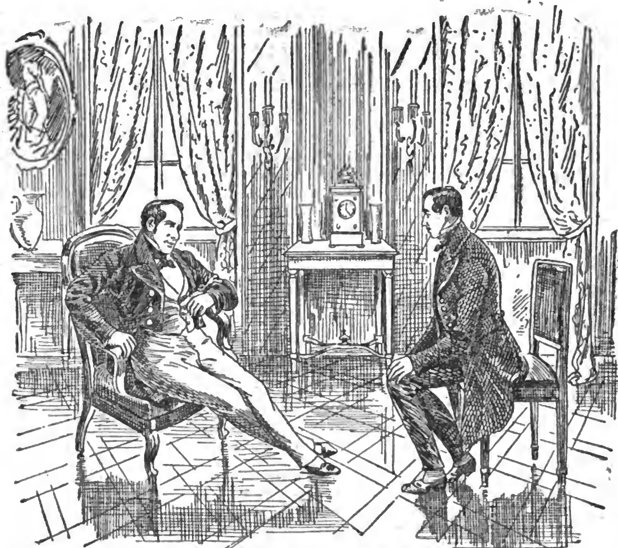
Sie sprachen sich aus, wer der Thäter sein könnte. Sie nannten zwei Personen, die ihnen sehr verdächtig erschienen.

Aber keine der beiden Personen konnte der That bezichtigt werden. Die eine war gar nicht in Wien und die andere wies jede Viertelstunde jenes Morgens und der vorhergegangenen Nacht aus, wo sie gewesen.

Man konnte diese Leute nicht verhaften.

Der Schleier, welcher über den Frevel gebreitet war, wurde immer dichter.

„Und wenn der, den ich meine," sagte Peter Wagmann zu Theresen, der Braut seines Bruders, als sie von dem Criminal-Gebäude sich entfernten, „zehntausendmal sich ausweiset, daß er zur Zeit der That nicht in Wien, sondern in Korneuburg gewesen, und noch hundert Zeugen stellt, daß er nicht eine Viertelstunde sich aus dem Gasthofe, den er bewohnt, entfernte, so war er doch der Mörder. Wie er ein Alibi auszuweisen im Stande war, weiß ich nicht, aber dieses Alibi ist falsch. Dieser Schurke hat meinen Bruder ermordet und ich ruhe nicht, bis ich es herausbringe."



Hat Ihnen mein Heinrich gesagt, was ich für Sie und Ihre Geliebte thun will?

„Und ich behaupte," versetzte Therese, „daß ihn der ruchlose Mensch tödtete, dessen Namen ich bereits genannt; dies weiß ich so gewiß, als

ich eine Mutter gehabt. An den Tag muß es kommen und sollte ich darüber der ewigen Nacht verfallen."

„Ich forsche dem Elenden nach, den ich im Auge habe."

„Und ich dem Entsetzlichen, der mir, mit einem blutigen Messer in der Hand, in allen meinen Träumen erscheint."

„Was ist es mit dem Fleischerssohne, der einst um Ihre Hand anhielt? Er leugnet fortwährend."

„O, der ist so unschuldig, wie ich und Sie, und man hätte ihn nicht verhaften sollen."

„Seine unbesonnenen Reden brachten ihn in dieses Mißgeschick. Seine tolle Freude über die Schandthat, das viele Geld, das er plötzlich in seinen Besitz bekam, und der Umstand, daß er in Sie verliebt ist und den Mord aus Rache und Eifersucht begangen zu haben verdächtig wurde, verursachten seine Arretirung."

„Dies ist Alles wahr, aber so schlimm es mit ihm hinsichtlich seiner Vermögens-Verhältnisse steht, so wird er doch nie ein Verbrechen begehen."

„Und das viele Geld, das man bei ihm fand?"

„Vom Spiele wird er es haben. Er war stets ein Spieler und reiste sogar häufig über die ungarische Grenze, um verbotene Hazardspiele zu spielen."

„Er kann sich nicht ausweisen, wo er zu jener Zeit gewesen."

„Das will Nichts sagen! Die beiden Gravirten, die wir meinen, vermögen über jede Minute Rechenschaft zu geben, und doch ist Einer von ihnen ganz gewiß der Mörder."

„Wer bringt Licht in dieses Dunkel?"

„Mein unglücklicher Bruder!" seufzte Peter.

„Mein unvergeßlicher Bräutigam!" weinte Therese.

Die arme Braut zerfloß fast in Thränen.

„Fassen Sie sich," sagte Peter. „Ihr Schmerz bringt uns der Entdeckung des Mörders nicht näher; im Gegentheile, Ihre Gemüthsstimmung lähmt Ihren Muth, mit mir gemeinschaftlich dem Thäter nachzuspüren."

„Haben Sie schon einen Plan entworfen?"

„Noch nicht. Ich will erst noch einmal mit dem Untersuchungs-Richter sprechen. Ich will ihm meine Ansichten mittheilen und seinen Rath hören."

„Ich bedarf seines Rathes nicht" versetzte Therese, „da ich meinen eigenen Weg gehe. Erstaunen sie nicht, wenn ich Ihnen plötzlich aus den Augen gerückt werde und in einer Verkleidung einem Manne als Magd diene, der mir meinen Wagmann so sicher aus der Welt geschafft hat, als Sie jetzt vor mir stehen."

„Therese, was wollen Sie thun? Welcher Gefahr setzen Sie sich aus, diesem Wüstling sich zu nahen!"

„O, er soll mir kein Haar krümmen!"

„Welch' üble Nachrede für Ihren Ruf, wenn man erfährt, daß Sie bei einem einzelnen Manne im Hause sein werden."

„Die Welt wird erfahren, daß ich dort einen Missethäter gesucht und ihn gefunden."

„Und Sie wissen es so gewiß, daß Sie in seine Dienste kommen?"

„Seine eigene Schwester hat mich ihm empfohlen."

„Unter Ihrem Namen?"

„O nein, unter dem Namen Clara Schmied."

„Und wie verschafften Sie sich das Zutrauen seiner Schwester?"

„Das ist vorderhand mein Geheimniß. Grollen Sie nicht, wenn ich es noch bewahre. Theile ich Ihnen mit, wie ich meine Fäden spann und sie auslaufen ließ, um einen der größten Banditen zu umgarnen, so mache ich Sie unruhig und Sie machen mich am Ende irre oder ängstlich."

„Therese, ich staune Sie an," erwiderte Peter. „Woher haben Sie diese Schlauheit, dieses Raffinement? Ich hielt Sie für ein einfaches, schüchternes Mädchen, erzogen auf dem Lande, umgeben von Personen, die von der Welt so wenig wissen, als ein Kind."

„Ihr Bruder hat mir oft vorgeworfen, daß ich in meiner Einsamkeit zu viel gelesen. Ich las viel, es ist wahr, aber ich las nur Bücher, die meinen Geist bildeten. Es wird sich jetzt zeigen, ob ich mit Nutzen gelesen."

„Noch Eins," fuhr Therese fort, „wenn Sie gefragt werden, wohin die Braut Ihres Bruders gekommen, da ich jetzt als Therese verschwinde und als Clara erscheine, so sagen Sie, selbst Ihren intimsten Freunden, ich hätte in Wien nicht mehr bleiben wollen, ich sei zu meinem Onkel nach Steiermark auf seinen Eisenhammer gereist; dort weilte ich, bis die Zeit meinen Schmerz über den Ermordeten verwischt."

„Wenn Ihrer aber das Criminalgericht bedarf? Wenn Sie noch einige Male vorgeladen werden?"

„Ich habe dafür gesorgt, daß mir jede Vorladung zukommt. Leben Sie wohl, der Himmel verleihe Ihnen die Gunst, den Ruchlosen zu finden, den Sie suchen; ich werde den Entsetzlichen sicher entdecken, der nach meiner Ansicht die Schreckensthat begangen hat; habe ich die Ueberzeugung erlangt, daß er es ist, und seine Verhaftung ist erfolgt, dann erscheine ich wieder öffentlich in meiner wahren Gestalt."

„Wenn Sie sich aber irren und der Mann, den ich meine, der Mörder ist?"

„Dann bin ich in einem Hause, in welchem man dies zuerst erfährt, zuerst erfahren muß, und schnell verlasse ich dasselbe, um Ihnen an den Hals zu fliegen, Sie freudetrunken zu umarmen, daß Sie es waren, der meines Wagmann Blut sühnen wird."

Therese nahm innig Abschied von dem Bruder ihres Unvergeßlichen und ging in ihre Wohnung.

Peter Wagmann sah ihr voll Erstaunen nach.

„Ein räthselhaftes Wesen! Wer weckte diesen Geist in dem Mädchen! Eine Romanheldin ist sie nicht. Die Romanheldinnen bilden sich, um zu dulden, aber nicht, um zu handeln, aus. Sie ist sicher auf einer falschen Fährte, doch wer vermöchte ein so exaltirtes Geschöpf zurückzuhalten, wenn es sich einer fixen Idee hingibt! Verderben kann sie mir bei meinen Nachforschungen nichts; denn sie geht ja einen ganz andern Weg."

* * *

Im Wirthshause „zum silbernen Dachel" saßen die Stammgäste wie alle Abende wieder beisammen.

Der alte Herr, welcher den Fleischerssohn wegen seiner ungestümen Aeußerungen verdächtigte und seinen Argwohn bei Gericht aussprach, worauf die Verhaftung des Unbesonnenen erfolgte, sagte gerade wieder ein Langes und Breites über den armen Gefangenen, und daß er auch ganz unfehlbar der Mörder sein müsse.

„Wenn er es aber nicht ist!" redete ihn der Lotterieschreiber, der in der Nachbarschaft des Wirthshauses wohnte, an; „wenn er es aber nicht ist!" wiederholte er, „dann möchte ich mit Ihnen nicht theilen, Herr von Schlimmredinger. So ein junger, an seiner Ehre verunglimpfter Mensch kann erst dann zum Mörder werden, und wenn er in Sie hineinsticht, wie die Finanzwächter in einen Mehlsack, und Sie abschlachtet, wie eine Köchin ein Huhn, so kann man sich darüber nicht entsetzen."

„Darüber lasse ich mir kein graues Haar wachsen," erwiderte Herr von Schlimmredinger.

„Er leugnet fort und fort!" bemerkte ein anderer Gast, der ein alter Buchhalter war, und schon neunundzwanzig Jahre bei dem runden Tisch im „silbernen Dachel" auf dem obern Platze, der Thüre gegenüber, auf einem und demselben Sessel saß, und seit neunundzwanzig Jahren alle Abende acht Halbe „Hütteldorfer Bier" aus einem und demselben Stutzen trank.

„Soll leugnen!" sagte Schlimmredinger, „soll immer leugnen, desto länger bleibt er sitzen, desto mürber wird er, desto gewisser gesteht er am Ende. Es hat der Jarosinski fünf Monat geleugnet, fünf Monat hat kein Mensch etwas aus ihm herausgebracht. Endlich hat man ihm von „rückwärts" zugeredet, weil man von vorn nichts erfahren hat. Jetzt hat er zum Beichten angefangen; ei, der Rath Haslinger hat noch jederzeit den besten Rath gegeben."

„Der Jarosinski ist nicht mit einem Haslinger, sondern mit einem „Scheckel" zum Geständniß gebracht worden," bemerkte der Wirth, der, so oft von einem Mörder gesprochen wurde, immer an der Seite seiner Gäste mehr Bier vertilgte, als Alle zusammen.

„Gut, also der Rath Scheckel wird den Fleischhauer zum Sprechen bringen. Es kommt am Ende auf Eins hinaus."

„Wenn er aber doch Nichts gesteht!" rief der Lotterieschreiber, „wenn er Nichts zu gestehen hat — was dann? Und setzen wir den Fall, der wirkliche Mörder wird erst eingebracht und wird

schnell überwiesen, und der junge, unglückliche, auf einen falschen Verdacht hin malträtirte Mensch kommt plötzlich da zur Thüre herein?"

„Dann steht's erst noch dahin, ob er weiß, wer ihn denuncirt hat," versetzte Schlimmredinger. „Muß ich es gerade gewesen sein, der ihn angegeben?"

„So? Wer denn? fragte der Lotterieschreiber. „Sollen wir uns dafür anschauen lassen?"

„Ei was! Ich leugne Alles!"

„Dann wird der Fleischhauer mit dem Rath Schedel kommen und Ihnen die „Bsteh-schläg" appliciren!" versetzte der Collectant.

„Meine Herren, es wird nicht lange währen, so kommt der Fleischhauer wirklich zur Thüre herein. Er ist schon heute Nachmittag um 4 Uhr als unschuldig entlassen worden!" redete von einem Seitentische ein Fremder die Gesellschaft an, „und ich warte hier auf ihn, weil er in meinem Auftrage noch einige Gänge zu machen hat!"

Die Gesellschaft vom runden Tische hörte voll Verwunderung den Sprecher an.

„Herr von Schlimmredinger, wie wird Ihnen?" fragte der Lotterieschreiber.

„Kellner! Zahlen!" stotterte Schlimmredinger. „Meine Frau ist unpäßlich. Ich muß es heute bei sieben „Halben" bewenden lassen."

„Bleiben Sie nur!" sagte der Fremde zu dem geängstigten Manne. „Der Fleischer, selbst wenn er es wüßte, daß Sie ihn angegeben, legt Ihnen Nichts in den Weg. Es hat ihm gar nicht geschadet, daß er für seine frevelhaften Aeußerungen gebüßt hat; so unüberlegt und keck spricht man nicht an öffentlichen Orten. Dies hat ihm der Criminalrath, dies hab' ich ihm gesagt und er wird sich in Zukunft in Acht nehmen und nicht so gefährliches Zeug schwätzen."

„Nun, so bleibe ich denn noch, um den ehrlichen Menschen zu bewillkommnen. Kellner! Bring' gleich noch zwei Halbe auf einmal! Die Freude, die ich über das glückliche Wiedersehen einer Unschuld hab', muß ich doppelt feiern."

In diesem Augenblicke riß auch der Fleischer schon die Wirthshausthüre auf und stürzte herein.

„Da bin ich!" rief er ganz fröhlich. „Da bin ich wieder! Sehen Sie mich an, meine Herren, sehe ich aus wie ein Räuber und Mörder? Und doch hat man mich für einen gehalten! Aber mein Freund hier," er ging auf den Fremden los und drückte ihn in ungestümer Freude an die Brust, „der hat ein Wort gesagt und frei bin ich worden, auf der Stelle frei. Ach, warum ist es mir nicht eingefallen, mich im ersten Augenblicke meiner Verhaftung auf Sie zu berufen!"

„Wir gratuliren Ihnen Alle, daß Sie wieder frei geworden," sagte der Lotterieschreiber. „Ich habe nie an Ihrer Unschuld gezweifelt."

„Ich auch nicht," versicherte Herr von Schlimmredinger.

„Setzen Sie sich her zu uns," bat der Lotterieschreiber, „und der Fremde soll sich auch hieher setzen."

„Zusammenrücken!" herrschte Schlimmredinger den übrigen Gästen zu.

Es geschah.

Der Fleischer und der Fremde setzten sich an den runden Tisch.

„Und jetzt erzählen Sie uns, was Sie ausgestanden haben!" sprach der Wirth. „Sind Sie unter recht viel Raubmördern gesessen und wann wird denn wieder ein Bekannter gehängt?"

Wir lassen die Gäste und den Wirth „zum goldenen Dachel" nach Herzenslust miteinander schwätzen, den Fleischer seiner Fata erzählen und wenden uns Theresen zu, welche unter dem Namen Clara Schmied bereits als Magd in das Haus jenes Mannes getreten war, den sie für den Mörder ihres Bräutigams hielt.

Und wen hielt sie für den Mörder? Niemand Anderen als Hirschmeyer, den aalglatten Heuchler, den Mann, der um die Hand der Tischlerstochter warb, der im Salon der Frau von Blümlein den feinen Weltmann spielte, den der alte Graf als nichtswerthen Patron schilderte, aber den in Bezug des Reichthums und Wohlstandes, dessen er sich erfreute, wol Niemand als einen blutigen Räuber bezeichnet hätte.

Was Therese bewog, so fest an dem Gedanken zu hängen, daß Hirschmeyer das entsetzliche Verbrechen begangen, werden wir im Verlaufe unserer Erzählung mittheilen. Wir wollen nur vorläufig das erste Gespräch bringen, das Therese mit Hirschmeyer hielt.

Sie trat, wie sie selbst angegeben, in einer Verkleidung bei Hirschmeyer ein.

Ihre Verkleidung war vortrefflich. Therese war wirklich unkenntlich. Statt ihres schönen blonden Haares trug sie eine schwarze Tour, ihre Augenbrauen waren gefärbt, ein schwarzes, breites Sammtband machte ihre Stirne um die Hälfte kleiner; sie schminkte sich etwas älter; ihre eigene Mutter würde sie nicht erkannt haben.

Als sie bei Hirschmeyer eintrat, machte sie einen linkischen Knix und überreichte ihm ein Schreiben seiner Schwester.

„Ei, Du bist das Mädchen, das mir meine Sophie empfohlen! Küss' mir die Hand, ich liebe dies!"

Therese küßte ihm die Hand.

„Wie heißt Du?"

„Clara Schmied."

„Richtig! So steht es auch in diesem Briefe. Wie alt bist Du?"

„Dreißig Jahre."

„Zum Geier! Schon dreißig Jahre; Du hast aber noch sehr junge Augen."

„Ich habe die Augen meiner Mutter, die ist sechsundfünfzig Jahre alt und hat einen eben so frischen Blick."

„Komm' näher und lass' Dich betrachten."

Therese trat näher.

„Du bist wirklich hübsch! Küss' mir noch einmal die Hand, damit kannst Du Dich bei mir sehr einschmeicheln."

„Hast Du einen Liebhaber?"

„Gott bewahre!"

„Ein so hübsches Mädchen?"

„Mir darf kein Mann nahe kommen. Ich hasse und verabscheue die Männer."

„Was Du mir sagst! Ich glaube es nicht, und will mich sogleich überzeugen. Gib mir einmal einen Kuß!"

„Um keinen Preis!"

„Ei, das will ich sehen! Du mußt!"

„Müssen? Da würden Sie mich kennen lernen."

„Was geschieht mir denn, wenn ich Dich zwinge?"

„Wenn Sie mich zwingen? Da spricht die Nachbarschaft ein halbes Jahr von uns Beiden. Ich setze das ganze Haus in einen solchen Aufruhr, daß Sie mich gewiß zufrieden lassen. Doch dazu wird es nicht kommen! Ihre Frau Schwester hat mir bei Ihnen eine anständige Behandlung garantirt, daher glaube ich, daß Sie mich nur prüfen wollen, ob ich ein ehrbares Mädchen sei."

„So ist es auch!" versetzte Hirschmeyer höchst ärgerlich; darauf sagte er mit gezwungener Freundlichkeit: „Meine Schwester schreibt mir, daß Du nie in Wien gewesen, das freut mich! daß Du also auch Niemanden in Wien kennst, daß Du eingezogen und still, eine Feindin jedes Gespräches mit Nachbarn seiest, und was mir das Allerliebste, nicht einmal lesen und schreiben gelernt hättest."



Ei! Du bist das Mädchen, das mir meine Sophie empfohlen?

„Es ist so! Ich schäme mich, daß ich weder lesen noch schreiben kann, aber ich werde es nachholen. Auf dem Weiler im Gebirge, wo ich geboren, gibt es keine Schule, meine Eltern waren zu arm, um mir einen Lehrer zu halten; ich wurde von Kindheit an zum Arbeiten angestrengt. Beten hat mich mein Vater gelehrt, stricken, flicken, nähen meine Mutter."

„Warum lehrten sie Dich nicht auch lesen und schreiben?"

„Weil sie es selbst nicht gelernt hatten."

„Du kennst doch Deine Verrichtungen bei mir?"

„Ich habe für Reinlichkeit in Ihrer Wohnung zu sorgen, muß Ihre Wäsche in Ordnung halten, muß, wenn Sie nicht zu Hause sind, den Personen, die Sie besuchen wollen, Bescheid sagen, muß Ihre Briefe in Empfang nehmen, muß das Haus hüten, damit bei Ihnen Nichts entwendet wird, und muß Ihr Frühstück bereiten, das ist Alles."

„Und mußt manchmal mir Briefe nach der Post tragen und allerlei Gänge verrichten."

„Damit wird es mir schwer ergehen, denn ich weiß nicht eine einzige Gasse in Wien zu nennen und habe hundertmal fragen müssen, bis ich hiehergefunden. — Was habe ich jetzt zu thun?"

„Das kleine Zimmerchen nächst der Küche ist das Deinige. In dieses läuft der Glockenzug. Ich erwarte einen Freund. Er nennt sich Jobst. Er wird Dir seinen Namen sagen. Diesen läßt Du zu mir ein, sonst Niemanden als diesen; ich bin auch gewiß, daß heute Niemand kommt, als Herr Jobst."

„Jobst! Jobst! heißt dieser Mann, gut — den Namen werde ich mir merken."

„Nun gehe, Du spröde Schöne! Apropos, küsse mir noch einmal die Hand."

Therese gehorchte.

„Mit einem Kusse ist es also Nichts?"

Therese sah Hirschmeyer mit Entrüstung an und ging.

Hirschmeyer sagte für sich:

„Zum Teufel, was hat mir da meine Schwester für eine Närrin geschickt! Will mich meine Schwester zum Besten haben! — Doch Geduld, Mamsell Clara, noch haben Sie mir nicht imponirt. Sie werden mir schon noch pariren müssen, darauf können Sie rechnen."

Therese besah sich ihr Stübchen.

„Da wäre ich nun und hätte Posto gefaßt in dem Hause eines Menschen, dessen Hände das Blut meines Bräutigams vergossen, der auch mich kalt und voll Besonnenheit hinschlachten würde, hätte er eine Ahnung, wer ich bin! — Erkennen kann er mich nicht; es kann mich Niemand erkennen. Ich selbst würde mich für eine Andere halten, erblickte ich mich zufällig im Spiegel! — Wer der Jobst sein mag? Dieser Jobst, warum durchzuckte mich so plötzlich ein sonderbares Gefühl, als ich diesen Namen hörte?

„Ich höre leise die Glocke ziehen. Dies wird Jobst sein. Ich bin begierig."

Therese öffnete die Thüre.

„Ich bin Jobst," sagte der Fremde.

„Treten Sie ein," antwortete Therese.

Sie blickte dem Manne in's Gesicht und fuhr scheu zurück, doch faßte sie sich.

Jobst bemerkte das Mädchen nicht und ging rasch zu Hirschmeyer in die Stube.

„Das ist ja Christoph Bernecker, der Fleischerssohn aus meinem Orte," sagte Therese. „Und der ist wieder frei? Seine Verdachtslosigkeit also erwiesen? Wie kommt er zu dem Namen Jobst und hieher? Darauf muß ich kommen!"

Sie lauschte, sie legte ihr Ohr an die Thüre.

„Man versteht kein Wort," sagte sie.

„Herr Hirschmeyer spricht leise," fuhr sie fort.

„Nun poltert Bernecker nach seiner Weise. Von Dankbarkeit! Ergebenheit! Anhänglichkeit! spricht er."

„Ich höre Geld zählen."

„Dreihundert Gulden!" spricht Bernecker, „und die Instruction!" — Welche Instruction?"

„Ei was," sagte Therese. „Ich trete rasch ein. Erschrecken sie, so haben sie Schlechtes im Sinne."

Therese erschien unversehens vor den Beiden.

Sie fuhren scheu auseinander.

„Sie haben mich gerufen," sprach Therese. „Was wünschen Sie?"

„Dich gerufen?" erwiderte Hirschmeyer. „Was fällt Dir ein! Ich werde Dich nie rufen, merke Dir dies, sondern werde, wenn ich Dich benöthige, diese Glockenschnur ziehen."

„Dann bitte ich um Entschuldigung. Mir war so!"

Sie wollte gehen.

„Da Du schon hier bist," versetzte Hirschmeyer, „so lasse Dir gegen diese Tausendgulden-Banknote zehn Hunderter da drüben in der Spezereihandlung geben. Schnell, Du sollst schon wieder hier sein."

„Ich eile."

„Schließe die Thüre hinter Dir ab und nimm den Schlüssel mit."

Therese ging.

„Was für ein hübsches Mädchen haben Sie da?"

„Vom Lande, mir empfohlen, durch meine Schwester."

„Ei, ei! Ein lediger Herr!"

„Sie sind nicht klug."

„Fahren Sie fort, mir zu sagen, was ich zu thun habe."

„Sie müssen diese Nacht noch nach Preßbaum."

„Wo ich neulich war?"

„Wo Sie neulich waren."

„Erhalte ich wieder Uhren?

„Nein, diesmal empfangen Sie Spitzen. Spitzen im Werthe von zwanzigtausend Gulden. Die Expedition der Spitzen ist weit leichter. Bei dem Bauer Kalter finden Sie die Kleidung eines Försters und ein Reitpferd. Sie ziehen die Kleidung an, besteigen das Pferd, verbergen die Spitzen theils unter dem Sattel, theils in den Pistolen-Halftern."

„Wenn man mich aber anhält und untersucht."

„Es wird Sie Niemand anhalten und Niemand untersuchen."

„Und komme ich glücklich zurück, so habe ich die Spitzen hieher zu bringen?"

„Gott bewahre! In Mariahilf, bei dem Kaufmanne Kloder haben Sie sie abzugeben, wie neulich die Uhren. Sie müssen jetzt jede Nacht Ausflüge machen. Durch Ihre ärgerliche Verhaftung haben Sie mir einen ungeheuren Schaden zugefügt."

„Sie haben mich gerettet! Ach, sagen Sie mir doch, wie Sie es angefangen?"

„Wie ich es angefangen? Ich habe gar Nichts hiezu gethan. Man fand im Hause des Gerichtes die Brieftasche Wagmann's, seinen Solitär und andere ihm gehörige Gegenstände hingeschleudert in den Hof. Diese Sachen konnte nur der Mann besessen haben, welcher den Mord begangen. Daraus schloß man, daß der Thäter noch frei und Alle, welche eingezogen wurden, unschuldig sein müßten. Man entließ Sie und noch vier Verhaftete, den Hausmeister, den Barbier, den Stiefelputzer und einen Bedienten, der im Hause unterstandslos aufgefunden wurde. Ich that Nichts in Ihrer Sache, als daß ich Sie abholte und dem Gerichte angab, daß ich Sie als einen rechtschaffenen Menschen kenne, dem ich Geld anvertraut, wie Sie auch selbst ausgesagt hatten."

Therese kam zurück.

Sie legte zehn Stück Hundertgulden-Noten auf den Tisch.

„Der Spezereihändler vermochte nicht zu wechseln," sagte sie. „Ich mußte an mehreren Orten versuchen, die große Banknote umzusetzen. Endlich gab mir der Wirth „zum römischen Kaiser" das Gewünschte."

„Du weißt nun, wo das Hotel „zum römischen Kaiser" sich befindet? Das ist mir lieb. Kehre sogleich wieder dahin zurück. Bestelle ein Diner für uns Beide, das Couvert zu drei Gulden; bringe das Essen mit. Herr Jobst wird mein Gast sein. In das Wirthshaus „zum goldenen Dachel" lasse ich Sie nicht mehr zurück," wendete sich Hirschmeyer an Jobst, „der Wirth und seine Gäste sind mir zu naiv."

„Befehlen Sie, daß ich vielleicht noch eine Tausendgulden-Banknote wechseln lasse?" fragte Therese.

„Noch eine? — O ja! Sieh', Du bist ein kluges Mädchen! Hier hast Du noch eine, man kann nicht genug kleinere Noten haben."

Hirschmeyer nahm ein Paket mit Banknoten aus seinem Secretär und zog eine Note von tausend Gulden daraus hervor.

Therese faßte das Paket fest in's Auge.

Hirschmeyer gab ihr die Banknote.

Therese nahm sie.

„Er ist der Mörder!" sprach Therese für sich. „Es ist dasselbe Paket, das ich bei Wagmann gesehen!"

Sie lief in größter Aufregung fort.

---

9. Kapitel.

Im Hause des Tischlermeisters.

Marie, die Tischlerstochter, sang den ganzen Tag über die muntersten Lieder; Georg sang in seiner Werkstatt in allen Tönen, die er aus der Kehle zu bringen vermochte. Sie hörten sich, sie überboten sich.

Die Gesangslust wurde in diesem Hause so allgemein, daß auch die anderen Gesellen davon ergriffen wurden, und nun erklangen vom frühen Morgen bis zum Abende so viele Lieder und Chöre, daß der alte Schindler häufig sein eigenes Wort nicht hörte, wenn er mit seiner Haushälterin sprechen oder seine Lehrjungen auszanken wollte.

„Es ist ja gerade so, als wenn ich im Komödien-Hause wäre," sagte eines Tages Schindler zu seiner Walburga.

„Die Leute in der Werkstatt sind rein verrückt," erwiderte diese, „und Mamsell Marie ist es mit ihnen; Mamsell Marie beginnt mit allen Gesängen der Madame Kneisel vom Theater an der Wien und der Geselle Georg secundirt ihr, darauf fällt der Chor der Gesellen ein. Das ist so viel, als wenn Marie und Georg mit einander sprächen, denn ich bemerke immer, daß sie ganze andere Texte singen, als man im Theater hört."

„Ich werde meiner Tochter das Singen verbieten."

„Lieber dem Gesellen Georg," meinte Walburga.

„Das kann ich nicht, der Gesang in der Werkstatt ist ein Gewinn für den Meister, denn singen die Gesellen, so geht ihnen die Arbeit flinker aus den Händen."

„Der Jungfer Marie dürfen Sie's nicht einstellen. — Ich muß es Ihnen nur sagen, es hat sich ein junger, schöner Graf in ihre Stimme verliebt."

„Was Dir einfällt!"

„Gewiß und wahrhaftig! Er läuft des Tages wol zehnmal hier vorbei und bleibt immer voll Bewunderung stehen, wenn er sie singen hört."

„Das wird ein gewöhnlicher Wiener Pflastertreter sein."

„Gott bewahre, das ist so gewiß ein Graf, als Sie ein Tischler sind. Neulich sah ich ihn in einer prachtvollen Equipage bei der Paulanerkirche vorfahren. Er saß an der Seite seines alten Papas. Rückwärts auf dem Wagen stand ein Livréejäger, ganz in goldene Treffen eingewickelt. Ein Graf ist es! Ich fragte den Kutscher, als Vater und Sohn ausstiegen: „Wem gehört denn die prachtvolle Equipage?" und der Kutscher antwortete: „Dem Grafen Pallberg. O, wenn der Graf zu Hofe fährt," setzte der Kutscher hinzu, „hat er eine noch weit schönere Equipage." Da ich den jungen Grafen schon einige Male seine Blicke nach unserer Marie richten sah, so ging ich sogleich wieder in die Kirche zurück und betete andächtig zur heiligen Maria, daß sie unsere Marie eine Gräfin werden lasse."

„Sie ist wol nicht bei Sinnen, Frau Walburga!"

„O, recht gut! Und wäre es nicht besser? Sie haben mir selbst gesagt, daß der Baron Rothschild sich höchst zweideutig und bedenklich über Herrn von Hirschmeyer geäußert, daß Sie über diesen Herrn Hirschmeyer auf dem Comptoir des Barons eine sehr ungünstige Auskunft erhielten, daß Hirschmeyer ein Schwindler, ein Schwärzer, ein Mann sei, der schon einige Male Crida gemacht habe und die Börse nicht mehr besuchen dürfe, weil er viele Personen daselbst betrogen; wäre es also nicht besser, Sie dächten nicht mehr an diesen Herrn und gäben dafür anderen hübschen, reichen und angesehenen jungen Männern Aussicht auf die Hand der schönen Tochter?"

„Den Hirschmeyer lasse ich nicht mehr in's Haus", versetzte Schindler; „ich habe ihm dieses soeben schriftlich kund gemacht; ich habe ihm ganz kategorisch geschrieben; aber daraus folgt noch nicht, daß da gleich ein Anderer um sie anhalten wird — ein Graf schon gar nicht. Ja, so zum Spaß vielleicht, weil das Kind hübsch und jung ist, aber für den Spaß ist der Vater zu ernst und die Tochter zu rechtschaffen."

„Nicht Spaß, nicht Scherz, Herr Schindler, Ernst — der ernsthafteste Ernst, den ein ernsthafter Mensch machen kann. Der junge Graf hat schon mit mir gesprochen."

„Was hör' ich da", fuhr der Tischlermeister auf. „Mit Ihr, Frau Walburga, hat er gesprochen? Ein Graf mit Ihr über meine Tochter; nun soll doch gleich — —"

„Fahren Sie nur nicht so auf! Sie wissen ja nicht, was er mit mir gesprochen hat. Er hat die redlichsten Absichten, er will Ihr Kind glücklich machen, sehr glücklich! Er wünscht nur in's Haus kommen zu dürfen, nicht nur Mariens, auch Ihre Freundschaft zu gewinnen. Ach, es ist ja der liebenswürdigste Graf von der Welt."

„Das kennen wir schon! Ein Graf und eine Tischlerstochter; weiches ordinäres Holz und Politur darauf; das sieht sein Leben Nichts gleich. — Nichts da! — Ich gehe in keine Falle, mich führt kein Graf, kein Fürst, kein Herzog an der Nase herum! Sag' Sie dies dem Herrn Grafen, sonst sag' ich es ihm, ich sag' es ihm aber nicht fein, sondern derb mit der Holzraspel, das setze Sie ihm bei."

könne; bei solchen Affairen löscht man am liebsten die Lichter aus; ja unsere schlechten Straßenlaternen in der Vorstadt brennen manchem Cavalier bei ähnlichen Besuchen noch zu hell! — Basta! Kein Wort weiter! Und daß Sie nicht etwa meiner Marie Fledermäuse in die Ohren setzt, von diesem Grafen mit ihr spricht und mir das Mädel verrückt macht, sonst hat sie es mit mir zu thun."



Da, sehen Sie hinaus, da steht er schon wieder beim Fenster!

„Das ist schrecklich, wie Sie sich im Lichte stehen!"

„So? Ich glaube, daß bei solchen gräflichen Liebschaften mit der Tochter eines Handwerkers von einem Lichte gar keine Rede sein

„O weh! Ich habe ihr bereits Alles gesagt."

„Da soll Sie ja sogleich der Teufel „quintelweis" zerreißen."

„Aber ich meine es ja gut!"

„Schlecht meint Sie es! Sie hat mir das Kind vielleicht schon mit dem Hochmuthsdünkel angesteckt, darum singt sie den ganzen Tag wie besessen!"

„Da sehen Sie hinaus, da steht er wieder vor dem Fenster!"

„Wer? Der Graf?"

„Ja, der Graf, der liebe schöne Graf; schauen Sie die noble Physiognomie an, diese „aristokravatischen" Züge, dieses „Tournier"; der Graf ist gewachsen wie eine Tanne."

„Der ist's?"

„Dieses „Naserl" betrachten Sie, wie von einem Adler, dem König der Vögel, und diese schwarzen Augen wie von Ebenholz."

„Und vielleicht dumm wie ein Kienstock."

„Darf ich ihn hereinrufen?"

„Darf ich Sie hinauswerfen?"

„Mein Gott, er geht gerade auf unseren Tischlerladen zu — er kommt herein!"

„Da ist er schon!"

Schall trat wirklich ganz keck bei dem Meister ein.

„Ich muß um Entschuldigung bitten," sagte er. „Ich gehe doch recht zu dem Meister Sebastian Schindler?"

„So heiß' ich," antwortete der Tischler barsch, „so steht mein Name auf meinem Schild über meiner Werkstatt. — Wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?"

„Hat Ihnen Ihre Frau Wirthschafterin Nichts von mir gesagt?"

„Ja, sie hat mir Etwas „vorgeschwabelt" — — was Sie jedoch von mir wünschen, möchte ich aus Ihrem Munde hören."

„Sie besitzen eine schöne Tochter."

„Geht das Sie Etwas an?"

„Allerdings, insoferne Jugend und Liebreiz die ganze Welt erfreuen."

„Wie ein Sonnenaufgang, aber nur von ferne zu bewundern."

„Der Graf Pallberg hat Gutes mit Ihrem Fräulein Tochter im Sinne."

„Ich auch und bin kein Graf."

„Er wird für sie väterlich sorgen."

„Das Mädel hat bereits einen Vater, der sich aber jede fernere väterliche Einmischung verbietet."

„Hören Sie mich erst an. Sie wissen ja nicht, was ich wünsche."

„O, sehr gut, aber Sie wissen nicht, was ich wünsche."

„Sprechen Sie es aus."

„Daß Sie nämlich so schnell als möglich da hinausspazieren möchten, sonst möchte ich von meinem Hausrecht Gebrauch machen."

„Sie sind ja unhöflich!"

„Ungehobelt, sollten Sie sagen! Wir Tischler sind meistens so. Wir hobeln zwar unser Holz, aber uns lassen wir im Naturzustande. In diesem Zustande erkläre ich Ihnen, daß Sie hier Nichts zu suchen haben. — Da ist die Thüre, bei der Sie hereingekommen sind und bei der Sie sogleich wieder hinausgehen wollen."

„Mein Herr, wissen Sie, wer ich bin?"

„Vis-à-vis von einem ehrlichen Manne, von einem unbescholtenen Bürger, von einem rechtschaffenen Hausvater, dessen höchstes Glück die Ehre seines Kindes ist, sind Sie der Niemand, und nun gehen Sie, oder ich kürze Ihnen den Weg ab, und Sie kommen geschwinder hinaus als Sie vermuthen."

„Sie sollen an mich denken!"

„Verlangen Sie, daß ich Sie vergesse, für Sie ist dies das Bessere."

Schall ging schnell aus dem Laden.

„Aber Herr Meister," sagte Frau Walbarga, „Sie sind doch gar zu furios, Sie haben den Herrn Grafen nicht einmel sprechen lassen."

„Hätte ich dies gethan, so wäre er hinausgeflogen, ehe er noch seine Absicht verrathen."

Der gute Meister hatte sich geärgert, aber es sollte noch besser kommen.

Hirschmeyer schoß pfeilschnell zu ihm in den Laden.

Er grüßte nicht, sondern ging wüthend auf den Meister los.

„Herr!" schnaubte er, „was für einen abscheulichen Brief haben Sie mir geschrieben! Wer ist der Elende, der mich bei Ihnen so schändlich verleumdet hat? — Nennen Sie mir ihn, ich muß Genugthuung haben oder — —"

„Ich habe über Sie Auskunft in einem Hause erhalten, in welchem Sie Ihre Gelder liegen haben, welches Ihre Geschäfte für Sie besorgt und in welchem Sie häufig zu Tische ge-

beten sind. — Holen Sie sich dort die Genugthuung, mir ist es recht."

„Sie haben dort mir nachgeforscht?"

„Ja, ich war so frei."

„Sie hatten die Stirne, über mich Erkundigungen einzuziehen?"

„Ja, ich hatte die Stirne und gehe noch weiter, ich sage Ihnen nämlich auf den Kopf zu, daß Sie mein Kind nicht erhalten, und wenn Sie Millionen besitzen. Rechtschaffenheit ist meine erste Bedingung, eine tadellose Nachrede meine zweite und ein ehrlicher Erwerb meine dritte. Greifen Sie sich an's Herz, vermögen Sie nur eine dieser Bedingungen zu erfüllen?"

„Haha!" lachte Hirschmeyer, „was soll dieses Gefasel?"

„Daß Sie mein Haus meiden und an meine Tochter, so lange Sie leben, nicht mehr denken sollen."

„Ihre Tochter wird aber an mich denken!"

Der Tischler lachte. „Da ist schon wieder Einer, der was zu denken gibt! Dem ich soeben Füße machte — haben Sie nicht einen Laffen begegnet, welchem ich die Thüre wies?" sagte er. „Der schwur, ich solle an ihn denken! Sie sagen, meine Tochter möge an Sie denken! Sie wird an Sie denken! Sie wird an Sie denken, wie an Einen, der sie elend machen wollte und dem sie glücklicherweise entronnen ist."

„Elend? Sie sollen Recht haben, elend soll sie durch mich werden! Fürchten Sie meine Rache!"

„Die soll exemplarisch werden, darum reize ich Sie hier noch auf's Höchste. Walburga!" rief Schindler, „mach' Sie die Thüre auf!"

„Sie ist schon offen!" versetzte Walburga voll Freude und rieb sich schadenfroh die Hände.

„Eins, zwei drei!" sprach der Meister und expedirte den Mosje Hirschmeyer hinaus.

„Jetzt!" donnerte er ihm nach, „jetzt, erbärmlicher Wicht, räche Dich! Ich erwarte Deine schlechten Streiche!"

Die Vorübergehenden lachten, als plötzlich aus dem Laden des Tischlers ein Geck herausflog, wie eine Kugel aus einer Kanone.

„Nun wollen wir uns zu Tische begeben," sagte der Meister. „Auf eine so gute Motion werden die Knödel schmecken! Lasse Sie anrichten und hole sie meine Marie. Ich muß ihr doch erzählen, wie ich mich heute schon für sie geplagt habe!"

---

10. Kapitel.

In der Gärtnergasse.

Wir haben in dem sechsten Kapitel unseres Romanes die famose Kartenlegerin in der Gärtnergasse in der Vorstadt Margarethen bei dem Unbekannten, der ihre Orakelsprüche hören wollte, zurückgelassen. Sie rief über die Lage der Karten erschreckt aus: „Unglück über Unglück! Aus diesen Karten lese ich einen ganzen Roman, aber einen, von dem Sie sich keine zweite Auflage wünschen werden. O weh! Es kommt immer ärger!"

Was erblickte sie in den Karten?

Der Fremde erschrak, bemeisterte jedoch seinen Schreck, sah nach den Karten und sagte dann mit anscheinender Ruhe:

„Welche bösen Ereignisse stehen mir bevor?"

„Auf Ihnen ruht ein schwarzer Verdacht! Eine Frauensperson verfolgt Sie und bedroht Ihre Freiheit."

„Narrenspossen!" erwiderte der Unbekannte.

„Nein! Keine Narrenspossen! Da sehen Sie her. Der Coeur-König sind Sie und da unter Ihnen liegt die Pique-Dame, das ist die, welche Ihnen so gefährlich ist. Mein Gott, mein Gott! Da ist das Treff-Aß — das Treff-Aß bedeutet ein Verbrechen oder einen Todesfall, einen gewaltsamen Todesfall, einen Selbstmord, ja auch das Hochgericht; hier liegt dicht neben dem Treff-Aß Carreau-Sieben! Nehmen Sie sich in Acht, Sie sollen entweder ermordet werden oder Sie wissen von einer Mordthat!"

„Werfen Sie die Karten zusammen, ich werde Sie nicht honoriren für solche Albernheiten."

„Sie haben doch abgehoben?"

„Ich habe nicht abgehoben."

„So heben Sie jetzt ab; wenn Sie nicht abgehoben haben, so haben die Karten auf Ihr Schicksal keine Beziehung."

„Mische Sie."

„Es ist geschehen. Coupiren Sie.

„Sogleich. — Jetzt lege Sie die Karten!"

„Es fangt schon wieder traurig an. — Die Pique-Dame ist die erste Figur. — Sie steht

Ihnen in's Haus. — Sie erhalten sehr bald von ihr einen Besuch. — Sie laßt Sie nicht aus den Augen. — Sie will von Ihnen ein großes Geheimniß ergründen. — Seien Sie vorsichtig. — Sie ist schlau."

„Wirf Sie die Karten zusammen. Ich weiß genug. Jetzt sage Sie mir etwas Anderes, aber nicht aus den Karten. Ist Sie in der Nachbarschaft bekannt?"

„Ich kenne alle Leute in ganz Margarethen."

„In der Stärkmachergasse befindet sich eine Frau, deren Name Francisca Finter ist."

„Ich kenne sie sehr gut."

„Von was lebt sie?"

„Das weiß kein Mensch! Sie wohnt in ihrem eigenen Hause, das aber keinen Zins trägt; sie läß Niemand hinein. Es verlangt sich auch Niemand zu ihr."

„Weshalb?"

„O, das ist ein unheimliches Weib. Die gemeinen Leute fürchten sie wie eine Hexe. Sie ist wol gefährlicher als eine Hexe. Sie thut der ganzen Welt Böses. Sie hat nur Freude, wenn einem Menschen ein Unglück geschieht, wenn Jemand stirbt, wenn Jemand Hab und Gut verliert, da frohlockt sie. Sie geht so weit, daß sie zur Unterhaltung die Hunde und Katzen der Nachbarn vergiftet."

„Kommt Niemand zu ihr?"

„Das müßten nur Räuber und Diebe sein und diese müßten in der Nacht Zutritt bei ihr haben."

„Es ist wol unmöglich, sie in der Nacht beobachten zu lassen."

„Das könnte nur die Polizei, sonst wagt sich kein Mensch in ihre Nähe."

„Ist sie Witwe?"

„Es weiß Niemand, ob ihr Mann noch lebt oder gestorben ist, vielleicht hat sie ihm auch einen vergifteten Schwamm beigebracht. Zwar behaupten Leute, sie wären ihrem Mann vor Kurzem noch begegnet auf dem Platze in Margarethen, und zwar sehr zeitlich in der Frühe. Er sei mit einem Herrn eilig dahergekommen, aber diese Leute müssen sich getäuscht haben."

„Kann Sie Ihre Karten nicht über dieses Weib und ihren Mann befragen?"

„Wie wäre dies möglich! Die Karten antworten nur der Person, welche sich „aufschlagen" läßt und eigenhändig abhebt."

„Will Sie sich fünfzig Gulden verdienen?"

„O Gott! Fünfzig Gulden! Das wäre für mich eine kleine Million."

„Sie muß aber den Auftrag, den ich Ihr gebe, außerordentlich schlau ausführen."

„Vom Herzen gerne!"

„Sie muß diese Frau unter irgend einem Vorwande besuchen."

„Um kein G'schloß (Schloß). Sie dürften mir wirklich das Schloß (ein großes Haus in Margarethen, das so genannt wird), schenken, zu dieser Hyäne gehe ich nicht."

„Vielleicht weiß Sie Jemand..., der mehr Muth hat als Sie?"

„In Margarethen ist Niemand."

„Ich wünschte nur zu wissen, ob sie ein Quartier, wenn noch so klein, vermiethet?"

„Gehen Sie doch selbst hin."

„Das kann ich nicht."

„Man müßte Jemanden zu ihr schicken, der in dieser Gegend ganz unbekannt ist — doch der bekommt keine Auskunft. Wer sich nur ihrem Hausthor nähert — sie hat ein Seitenfenster, aus dem sie jeden Menschen, der auf ihr Haus zukommt, schon von Weitem erblickt — dem wirft sie sogleich Schimpfworte entgegen, und hält er ihr an, so macht sie einen solchen Spectakel, daß die ganze Nachbarschaft zusammenläuft. Auf dem Grundgericht hält man sie für verrückt und selbst unsere „Wachter" gehen ihr aus dem Wege."

„Ich weiß genug. Ich danke Ihr. Für Ihre Hiobsposten, die Sie mir hinterbracht, sind wol zehn Gulden genug?"

„Das ist zu viel, Euer Gnaden! Das nächste Mal prophezeihe ich Ihnen nur Gutes."

„Ich will keine Lügen. Adieu! Ich komme bald wieder."

Der Fremde ging.

* * *

Das Weib in der Stärkmachergasse in Margarethen war wirklich ein entsetzliches Weib.

Francisca Finter hielt ihren eigenen Mann in langjähriger Gefangenschaft. Er mußte ihr pariren, durfte sich nicht mucksen. Sie wußte

wahrscheinlich ein entsetzliches Verbrechen von ihm, das er in seiner Jugend begangen. Hätte er mit einem Worte sich geäußert, daß er nicht in dem Loche bleiben wolle, das sie ihm angewiesen, sie würde ihn vielleicht dem Hochgerichte überliefert haben. Er verlangte sich auch seine Freiheit nicht. Sie fütterte ihn gut, gab ihm Branntwein, so viel er trinken mochte, entzog ihn auf diese Weise allem Anscheine nach den Augen der Gerechtigkeit, und so sich geborgen fühlend, dem Nichtsthun ergeben, dem Trunke verfallen, lebte er in Stumpfheit dahin, einen langen, schweren Traum zwischen Wachen und Schlafen.

Niemand wußte, daß dieser Mann im Hause sei; Niemand vermißte ihn, Niemand dachte an ihn.

Frau Finter erhielt ihren Mann, wie gesagt, in einer fast ununterbrochenen Trunkenheit. War er nicht bewußtlos durch den Branntwein, so war er es durch eine Schlafsucht, welche dem Tode glich. Daß er einst gar nicht mehr erwachen würde, darauf rechnete sie. „Er muß schon wegen Mangels an Bewegung an einem Schlagflusse sterben," sagte sie einstens zu Jemandem, den sie ihres Vertrauens würdigte.

* * *

Wir kehren nun zur Tischler-Familie zurück.

Dem alten Schindler, als er sich zum Mittagmahle setzte, war so wohl, wie schon lange nicht.

Er erzählte seiner Tochter, welche abscheuliche Leute er ihr vom Halse geschafft.

Marie jubelte beinahe vor Freude, als sie erfuhr, daß sie nun von den Anträgen des zudringlichen, ihr so verhaßten Hirschmeyer verschont bleiben würde.

„Was den Grafen betrifft," sagte sie, „so habe ich schon der Frau Walburga erklärt, daß ich, wenn ein solcher Herr selbst die redlichsten Absichten auf mich hätte, auf diese nicht eingehen würde. Ich bin bürgerlich erzogen, wünsche Nichts als einen Bürger und würde mich unglücklich fühlen, wenn ich einem Manne über meinem Stand die Hand reichen müßte."

„Nun, über Deinen Stand mußt Du jedenfalls heiraten," erwiderte Schindler. „Ein Kaufmann wäre mir der Liebste, aber ich gebe Dich auch einem Doctor, der Medicin nämlich, nur einem Advocaten nicht, denn diese sind mir zu fein und zu streitsüchtig, wollen immer Recht haben, fangen selbst mit Weib und Kindern Prozesse an und pfänden im Nothfalle selbst den eigenen Schwiegervater. Das vertrüg' ich nicht."

„Ein Tischlermeister, Vater, wäre mir der Liebste!"



Die Zeichnung warf er auf die Erde und trat sie mit Füßen.

„Fängst Du schon wieder an? — Nichts da! Ich habe Dir schon gesagt, Dein künftiger Mann muß mehr sein als ich, muß in einer Equipage fahren. Anders thue ich es nicht! — Wie schön ist das zum Beispiel, wenn plötzlich eine Equipage am Hause hält und ein angesehener, hochverehrter Mann steigt aus."

In diesem Augenblicke hielt wirklich eine

schöne Equipage vor dem Hause des Tischlers und ein hochverehrter, angesehener Mann stieg aus.

Es war aber kein Bräutigam, kein Freiwerber, nicht einmal ein Liebhaber, sondern der wackere, allgemein geschätzte Baron Salomon war es, der da nachsehen wollte, wie weit die Arbeit an seinem bestellten Blumentisch vorgerückt, und nebenbei Marien beweisen, daß er sie nicht vergessen habe.

---

11. Kapitel.

Baron Rothschild und die Tischlerstochter.

„Ach!“ sagte der Baron bei seinem Eintritte, „Sie sitzen noch bei Tische — ich bitte um Entschuldigung, ich werde wieder kommen.“

„Herr Baron, um keinen Preis lasse ich Sie fort,“ erwiderte Schindler, „und wenn ich drei Tage Nichts gegessen hätte, so würde ich vom Tische aufstehen, und dankend für die Ehre, welche Sie mir und meinem Hause erweisen, Ihnen entgegenkommen. — Wir haben zum Glücke schon gespeist und sind also nicht im Mindesten gestört.“

„Ist das Ihre Mamsell Tochter?“ fragte der Baron.

„Ja, die Junge ist's!“ erwiderte Schindler, „damit Sie sie nicht mit der Alten verwechseln, die sich da hervordrängt.“

„Ach, was ist Ihre Tochter für ein liebliches Kind!“

Marie wurde über und über roth.

„Ei, Du darfst deshalb nicht roth werden,“ sagte Schindler. „Es ist keine Lüge, Du bist recht lieblich, wenn Du nur mehr folgen möchtest.“

„Daran wird es nicht fehlen!“ entgegnete der Baron, „ein solches Mädchen kann dem Vater nur Freude machen.“

„Und nun, wie steht es mit meinem Tische? Kann ich schon Etwas sehen? — Apropos, bekomm' ich eine Copie von dem Tische in der Burg, bekomme ich dieselben Blumen oder Blumen nach einer anderen Zeichnung?“

„Herr Baron,“ versetzte der Tischler, „Sie bekommen ganz etwas Apartes. Sie bekommen ein Bouquet von rothen und weißen Camelien. Etwas Schöneres werden Sie noch nicht gesehen haben!“

„Befriedigen Sie doch meine Neugierde! Ist schon Einiges an dem Tische selbst zu sehen? Wo nicht, so begnüge ich mich mit der Zeichnung.“

„Frau Walburga!“ befahl Schindler. „Geschwind, gehen Sie mir in die Werkstatt; Georg soll den Tisch und die Zeichnung senden.“

„Ei, soll ich denn den geschickten Menschen nicht selbst kennen lernen?“

„Auch das! Aber dann muß mein Mädel in ihr Zimmer.“

„Weshalb?“ fragte der Baron.

„Nun,“ erwiderte Schindler und winkte dem Baron, „Sie wissen ja,“ — setzte er leise hinzu.

„Ja so! Doch was liegt daran! Sie sind ja auch da, wenn der Geselle kommt. Gar so ängstlich muß man nicht sein.“

„Dem Herrn Baron zu Ehren mag Marie bleiben, aber Du stellst Dich zum Fenster, und betrachtest die Equipage des Herrn Baron und siehst Dich nicht um!“

Georg erschien mit dem Tische und der Zeichnung.

„Georg,“ redete ihn Schindler an, „Ihm widerfährt eine große Ehre! Das ist der Herr Baron Salomon Rothschild, der bekannte edle Herr, vor dem Reich und Arm den Hut abzieht und dessen Herz bei Gott noch mehr gilt, als bei den Menschen seine Millionen. Der Baron will Seine Arbeit sehen. Zeig' Er her!“

Der Baron warf einen Blick darauf.

„Fürwahr, wunderschön! Ueberraschend schön!“ betheuerte der Baron. „Ist das Porzellan, woraus die Vase gemacht ist?“

„Holz, Herr Baron, Holz ist es, wie Alles, ich habe mir das Holz so präparirt, daß es wie Porzellan aussieht.“

„Ich muß gestehen,“ bemerkte Rothschild, „daß dieses Kunstwerk meine Erwartungen, und sie waren nicht gering, noch weit übertrifft. — Was bringen Sie hier an? Hier ist noch viel leerer Raum.“

„Herr Baron,“ antwortete Georg, „hieher kommt eine Guirlande von allen möglichen Blumen, welche sich über die Vase hinaufschlingen und bis an die Camelien sich erheben.“

„Sehr hübsch!“

„Hier die Zeichnung!“

„Allerliebst!“

„Ich sehe, daß Sie ein eben so geschickter

Zeichner als Mosaik-Arbeiter sind. Die Zeichnung ist doch auch von Ihnen?"

„Freilich, Herr Baron," versetzte Georg. „Hätte ich nicht zeichnen gelernt, würde ich nie eine solche Arbeit zu machen im Stande sein."

„Thun Sie mir noch einen Gefallen," sagte der Baron zu Georg. „Aendern Sie mir zuliebe die Guirlande. Heben Sie mir die Lilien rechts heraus, diese versinnlichen die Unschuld; bringen Sie einen grünen Kranz an, das ist die Hoffnung; hier bitte ich Sie um Kornblumen, die blaue Farbe bezeichnet die Beständigkeit; die Unschuld hofft und kommt durch beständige Liebe an's Ziel!"

Marie hätte dem Baron um den Hals fallen mögen. Sie verstand den Sinn seiner Worte sehr gut.

„Ich danke Ihnen, lieber Meister," fuhr der Baron fort. „Ich werde einen Prachttisch erhalten. Ich danke dem braven Georg ebenfalls. Er soll meine Erkenntlichkeit schon kennen lernen. Adieu, schöne Marie; Sie sind eigentlich die schönste Blume hier und ich wünschte, der geschickte Georg möchte mir diese Rosenknospe in den Kranz meiner grünen Hoffnung flechten."

Der Baron grüßte herzlich. Schindler, Marie und Georg begleiteten ihn bis zum Wagen.

Marie, ihres Gefühles nicht mehr mächtig, ergriff die Hand des Barons und wollte sie küssen.

Der Baron zog die Hand rasch zurück und ließ sie liebreich auf Marien ruhen.

Georg sah dies und durchbohrte fast Marie mit seinen Blicken.

Leichenblaß bebte Marie zurück.

Schindler hob den Baron in den Wagen.

---

12. Kapitel.

Eifersucht.

Georg lief wie ein Wahnsinniger in seine Werkstatt.

Er stellte den Tisch auf seinen Arbeitsplatz so ungestüm hin, daß er krachte.

Die Zeichnung warf er auf die Erde und trat sie mit Füßen.

Die anderen Gesellen meinten, es hätte ihn die Tarantel gestochen.

„Der hat sich gewiß ein gutes Trinkgeld verhofft und hat Nichts bekommen," sagte ein Bruder Brandenburger zu einem Bruder Mecklenburger.

„Oder dem alten Baron hat die Arbeit nicht gefallen," sagte ein Bruder Dessauer zu einem Bruder Nassauer.

„Oder der Baron wähnt, eine solche Arbeit ließe sich zaubern, und ist ungeberdig geworden von wegen der langen Dauer," sagte ein Bruder Frankfurter zu einem Bruder Schweinfurter.

„Ich rühre kein Werkzeug mehr an!" rief Georg. „Ich ziehe mich jetzt an und gehe, gehe weiter, als mich der Wind trägt. Lebt wohl! Den Tisch da möchte ich lieber mit meiner Säge zerschneiden, mit meinem Hammer zerschlagen! Aber das Holz gehört dem Meister, und für das, was ich bisher gemacht, hat er mich bezahlt. — Da habt Ihr die Zeichnung! Ich hab' sie zwar mit Füßen getreten, thut aber Nichts. Sie ist noch immer gut genug! Macht Ihr Euch an die Mosaik! Einer von Euch wird's doch treffen! Ich habe eine andere Mosaik im Kopfe! Mich seht Ihr nicht mehr!"

„Nun was soll denn das vorstellen?" fragte ein Bruder Stuttgarter Georg. „Was ist denn Dir über die Leber gelaufen? Von uns Einer soll die Holzmosaik ausführen? Von uns Einer? Kann's Keiner!"

„So soll sich's der Baron selbst machen. Ich arbeite Nichts für ihn; sagt dies dem Meister. Ich gehe."

Er sprach diese Worte und eilte in wilder Hast zur Thür hinaus, ohne daß noch so dringende Zurufe ihn hätten zurückhalten können.

„Man muß glei den Meister hole und muß ihm dies melde," versetzte der Schwabe.

„Der Meister wird weiter nicht wüthen, wenn er dies erfährt," meinte ein Würzburger. „Auf die Kundschaft des Baron Rothschild hat er sich so viel eingebildet und nun läßt ihn der Georg im Stiche."

„Das ist eine Schande und eine Schmach für die ganze Werkstatt."

„Eine Schande für's ganze Mittel!"

„Eine Schande für ganz Wien!"

„Eine Schande für ganz Deutschland!"

„Warum nicht gar!" versetzte der Schwabe

„in London gibt's genug Tischler, welche dasselbe können, was Georg kann."

„Gehört denn London zu Deutschland?" fragte der Brandenburger.

Indeß waren die Lehrjungen schon zum Meister geeilt und hatten ihm rapportirt.

Der Meister kam augenblicklich in die Werkstatt.

„Was muß ich hören?" fragte der Meister ganz entsetzt. „Die Zeichnung hat Georg mit Füßen getreten, den Tisch so heftig hingestellt, daß er beinahe aus dem Leim gegangen wäre, und fort ist er? Fort? Ja, wohin denn?"

„Wenn wir es wüßten," meinte der Brandenburger. „Ich an seiner Stelle hätte mich in's Schnapshaus begeben; aber er, der Sentimentale, ist gewiß in eine Apotheke gegangen und gießt sich ein Gläschen Himbeersaft in die Kehle."

„Gesellen, ich kann Euch nicht helfen. Ihr müßt mir ihn aufsuchen; geht überall hin, wo Ihr ihn vermuthet, ich werde erkenntlich sein. Derjenige, der mir ihn zurückbringt, erhält einen ganzen Eimer Bier."

„Meister, ein Regensburger Bier?" fragte der Würzburger.

„Ja, ein Regensburger, einen ganzen Eimer Regensburger; bringt ihn nur! Wenn ich nur wüßte, was diesen stillen Menschen zu solchen rasenden Geschichten veranlaßte."

„Meister," versetzte der Brandenburger, „der Baron Rothschild wird von aller Welt als ein wahrer Mäcen geschildert. Er hat Dinge an sich, wie ein König. Er ist großmüthig wie ein König. Wenn er sich nun herabläßt, einen armen Tischler vor sich kommen zu lassen, so muß dieser denken, er werde ihn wie ein Herzog belohnen. Gewiß hat der Georg auf eine goldene Dose oder auf ein Paar brillantene Ohrgehänge oder wie die Birch-Pfeiffer in Berlin auf ein Collier gerechnet; nun gab aber der Baron nur schöne Worte Meister, so Etwas wurmt! Mir hätte man so nicht kommen dürfen; ohne ein Diadem von Brillanten hätte ich den Baron nicht aus dem Hause gelassen."

„Red' Er nicht so einfältig! An dergleichen denkt Georg nicht! Nie war er eigennützig oder schmutzig. Es muß etwas Anderes sein!"

„Ich suche ihn im Krebsenkeller," sagte der Brandenburger; „ist er nicht da, so warte ich so lange, bis er kommt. Kommt er nicht, so trink' ich bis morgen früh in meinem Unmuthe; indeß findet ihn ein Anderer und meine Sendung ist vollbracht."

Die Gesellen stürmten fort.

„Ich könnte es schon erfahren, was es ist," sprach der Tischler für sich. „Marie war auch dabei, als der Baron mit Georg sprach, diese hat gewiß Etwas gemerkt, aber die kann ich nicht fragen; es wäre ja gerade so, als wenn ich sie aufforderte, auf diesen Menschen Acht zu geben."

Marie kam verstört in die Werkstatt.

„Ist es wahr," fragte sie verlegen und in sichtbarer Angst, „daß Georg davongegangen ist?"

„Er wird schon wieder kommen!" erwiderte der Meister.

„Wenn er aber nicht kommt! Wer verfertigt den Tisch?"

„Ich nicht," antwortete der Meister; „ich hätte mich nie darum annehmen sollen, nun habe ich es, warum habe ich den Taugenichts nicht aus dem Hause gejagt?"

Marie brach in Thränen aus.

„Du wirst doch nicht wegen dem Lumpen weinen, der mich in so grenzenlose Verlegenheit stürzt?"

Marie schluchzte und gab keine Antwort.

„Wie Du wegen diesem Vagabunden weinst, so gib ich Dich nach Böhmen hinein zu Deiner „Mahm."

„Ich weine ja nicht wegen ihm! Ich weine wegen Baron Rothschild."

„Da erlaub' ich Dir, zu weinen."

„Er hat es so gut gemeint!"

„Ja, das hat er!"

„Und nun fährt ein abscheulicher Streich durch seine Rechnung."

„Und durch die meinige auch!"

„Der Undankbare, Unüberlegte, Kurzsichtige, Mißtrauische."

„Wie denn mißtrauisch? Das versteh' ich nicht."

„Nun — ich — ich meine — Georg hätte dem Baron nicht mißtrauen sollen. Der Tisch wäre gewiß Georgs Schaden nicht gewesen."

„Ich mein' es auch!"

„Und nun, was wird der Baron sagen?"

„Ja, und was wird er thun? Wenn ich nur wüßte, warum Georg plötzlich so rabiat geworden ist."

Marie platzt heraus: „Aus Eifersucht!"

„Wie? Was?" rief Schindler, „aus Eifersucht? Höll' und Teufel! Jetzt geht mir ein

„Die unglückseliges Kind! Soll denn mein Kummer über Dich nie enden?"

Marie weinte abermals.

„Zu flennen hör' auf, oder ich ersteche Dich mit diesem Schnitzer, wie der alte Odoardo seine Emilie."

„Nur zu, Vater! Eine Rose geknickt, ehe sie der Sturm entblättert."



Merkt Sie, daß es ihm an den Hals gehen kann?

Licht auf! — Der Baron war überaus freundlich mit Dir und das war dem Burschen nicht recht. Er hat also noch immer Absichten auf Dich?"

„Freilich!"

„Ich weiß jetzt, was ich zu thun habe. Ich gehe zu Baron Rothschild, ich melde ihm den ganzen Vorgang. Er ist ein zu trefflicher Mann, als daß er auf die Anfertigung des Tisches dringen sollte. — Er muß seinen Auftrag zurück-

nehmen und der Georg kommt nicht mehr in mein Haus, und wenn er mir von hier bis auf die Herberge auf den Knien nachrutschen sollte."

Wieder hielt eine Equipage vor Schindler's Hause.

Sie war noch schöner, als die des Barons.

Graf Pallberg stieg aus.

Ein Jäger und ein Husar liefen vor ihm her und rissen die Thüre zur Werkstatt auf.

„Wohnt hier Herr Schindler?" fragte der Jäger.

„Der bin ich!" antwortete dieser.

„Mein hochgeborner Herr Graf wünscht mit Ihnen zu sprechen."

Der Graf trat ein.

Schindler macht seine Reverenz.

„Sie sind der geschickte Meister, der die herrliche Holzmosaik anfertigt?"

„Was ist nun das wieder?" sprach Schindler für sich.

„Ehe ich mit einem Auftrage herausrücke, sage ich Ihnen, daß ich der größte Gönner und Protector der österreichischen Industrie bin. Ich wende einen großen Theil meiner Einkünfte daran, Oesterreichs Gewerbfleiß zu unterstützen; wenn Oesterreichs Industrielle wollen, so brauchen wir weder Frankreich noch England mehr. In vielen Gegenständen sind wir diesen Ländern vor. Wir bauen ebenso schöne und treffliche Claviere, wie die Engländer und Franzosen, der Name Bösendorfer ist in Amerika weit rühmlicher bekannt, als irgend ein Meister an der Seine und Themse; unsere Carrossen sind eleganter, geschmackvoller und weit billiger, als die von London und Paris, Koller's Wagen werden in England gesucht. Wiener Hüte übertreffen die Pariser; Jacquemar's Handschuhe sind in London und in Paris beliebt. Meyerhofer's Silber- und Plattirwaaren haben längst die englischen überflügelt. Der Name Schindler soll in ganz Europa genannt werden. Fertigen Sie mir zwei Blumen-Mosaiktische für die Industrie-Ausstellung in Paris an; ich bezahle sie sogleich. Ich sende sie auf meine Kosten nach Paris. Sie sollen nicht nur großen Gewinn, sondern Ruhm und Ehre davon haben und alle Journale Frankreichs, Englands und Deutschlands sollen Ihren Namen unsterblich machen."

„Gerechter Himmel!" sprach der Tischler für sich, „welche Aussichten, und der Spitzbube, der Georg ist davongegangen."

„Sie besinnen sich?" sagte der Graf, „Sie nehmen Anstand? Sie werden meinem Wunsche doch entsprechen?"

„Hochgeborner Herr Graf," stotterte der Meister, „Ihre Gnade überrascht mich so freudig, daß ich mich erst sammeln muß. — In diesem Augenblicke dem ehrenvollen Auftrage zu entsprechen, wird mir unmöglich werden."

„Unmöglich, für Ihren Ruhm Etwas zu thun? Für die Ehre der vaterländischen Industrie zu wirken, ist Ihre Pflicht."

„Ganz gewiß, Herr Graf, oder darf ich sagen: Excellenz?"

„Ich bin keine Excellenz."

„Ich habe jedoch die Excellenz bemerkt, in diesem Augenblicke —"

„Wer spricht von einem Augenblicke! Die Pariser Ausstellung ist im Mai des nächsten Jahres, bis dahin können Sie ein Dutzend solcher Mosaikarbeiten vollenden."

„O, dutzendweise läßt sich so Etwas nicht anfertigen! — Ich bitte um drei Tage Bedenkzeit."

„Drei Tage sind keine Ewigkeit, aber nach drei Tagen muß ich eine bejahende Antwort haben."

„Gut, Herr Graf. Wohin soll ich die Antwort bringen?"

„Mein Name ist Graf Pallberg, mein Jäger überliefert Ihnen die Adresse."

„Graf Pallberg? Haben Hochdieselben einen Sohn?"

„Ich habe keinen Sohn."

„Gibt es noch einen Herrn Grafen Pallberg?"

„Mehrere. Ich habe Brüder und Neffen."

„Ein Herr Neffe hat mir heute schon die Ehre erzeigt, mich zu besuchen."

„Wünschte dieser auch Etwas von Ihrer Arbeit?"

„Ja, ein Familienstück! — Ich kann es ja sagen, er scheint Absichten auf meine Tochter zu haben."

„Was Sie mir sagen! Ehrliche Absichten?"

„Ehrliche oder nicht ehrliche; ich glaube, er hat unehrliche. Ich war daher so frei, ihm die

Thüre zu weisen, und — dafür hat er mir Rache geschworen."

„So? Da wäre ich doch begierig, zu wissen, welcher von meinen Neffen sich solche Kühnheit gestattete."

„Er heißt Benjamin mit seinem Taufnamen," versetzte Marie.

„Ich kenne nur einen Benjamin — und dieser ist — mein Kammerdiener."

„Er sieht keinem Kammerdiener gleich. Nach seinem Anzuge könnte er schon ein Graf sein."

„Ich werde dahinter kommen. Wenn Sie mich besuchen, Meister, soll Ihnen dieser Benjamin vor Augen gestellt werden, bis dahin sprechen Sie darüber mit Niemandem. — Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß Sie eine sehr schöne Tochter besitzen. Würden in Paris die schönsten Frauenzimmer ausgestellt, so würde dieses Familienstück den Preis erhalten. Adieu, Herr Schindler, ich hoffe, Sie sicher nach drei Tagen bei mir zu sehen. Adieu, schönes Engelskind. Gott verleihe Ihnen einen braven Mann. Treffen Sie eine gute Wahl. Sehen Sie auf das Herz eines Mannes und auf seine Geschicklichkeit. Geld und Schönheit sind vergänglich."

Der Graf ging.

Der Meister begleitete ihn zum Wagen.

Marie sprach für sich:

„Aus den letzten Worten kann sich mein Vater Etwas herausnehmen; aber es geht Alles spurlos an ihm vorüber. Ich bin nur neugierig, was Georg jetzt zu hoffen hat! Wir wären durch die neue Bestellung noch näher am Ziele und der Unmensch läuft fort, einer Grille wegen fort! — Ach, wenn er sich etwa gar ein Leid zufügen sollte!"

---

13. Kapitel.

Therese.

Hirschmeyer verließ sein Quartier, um, wie er Theresen bedeutete, seine Geschäftsgänge zu besorgen.

Therese konnte den Augenblick nicht erwarten, die Wohnung Desjenigen in allen Räumen zu durchstöbern, der ihr so verdächtig war. Sie durchsuchte jeden Winkel, sie forschte nach jedem Streifen Papier. Endlich warf sie einen Blick auf seinen Schreibtisch; der Schlüssel steckte, sie drehte ihn um, eine Menge Briefe, Wechsel, ein ganzer Pack Schriften fielen ihr in die Augen. Schon wollte sie in ungestümer Heftigkeit die Briefe, Wechsel und Schriften durchfliegen, da fiel ihr ein, daß sie kein Blättchen in Unordnung bringen dürfe, wollte sie nicht verrathen, daß sie hier eine förmliche Untersuchung gehalten.

Mit ängstlicher Bedächtigkeit nahm sie ein Stück um das andere aus dem Schreibtische, betrachtete es von allen Seiten, las jede Zeile, jedes Wort und legte es wieder auf denselben Ort, brachte es wieder in dieselbe Lage, in welcher sie es gefunden.

Jetzt geschah ein starker Riß an der Hausglocke.

Therese fuhr heftig zusammen. Ihr Herz pochte so laut, als wenn sie selbst über einem Verbrechen ertappt worden wäre.

Sie warf das Rouleau des Schreibtisches zu, horchte in sichtlicher Spannung und suchte Fassung zu gewinnen.

Wieder ertönte die Thürglocke.

Therese ging in das Vorzimmer und öffnete.

Ein abscheuliches, wild aussehendes Weib stand vor ihr.

„Herrn Hirschmeyer suche ich," sagte die Alte und musterte Theresen mit zwei so stechenden Blicken, daß diese ganz ängstlich wurde.

„Er ist nicht zu Hause," antwortete Therese.

„Hat er vergessen, daß heute der Sechszehnte ist?" versetzte das häßliche Weib.

„Ich weiß es nicht. Ich bin erst zwei Tage in seinem Dienste. Was soll ich ihm sagen?"

„Das werde ich Ihr nicht hier, zwischen Thür und Angel offeriren," erwiderte die Alte; „lasse Sie mich in Ihres Herrn Stube und ein wenig verschnaufen, ich komme weit aus der Vorstadt her und will ausruhen."

„Kommen Sie herein," versetzte Therese, „nehmen Sie Platz auf dem Sopha; ich sehe es Ihnen an, Sie sind sehr echauffirt."

Das Weib folgte Theresen in die Stube.

Dort warf sich das Weib ungestüm auf das Sopha.

„Und gar keine Nachricht, keine Weisung hat er für mich zurückgelassen?"

„Er ging eilig fort und sagte, wenn Jemand kommt, so sprich, ich wäre erst morgen Abends zu finden."

„Ei der Tausend! Er schläft wol gar nicht zu Hause?"

„Das weiß ich nicht."

„Oder er hält sich nur meine Person vierundzwanzig Stunden vom Halse?"

„Sie müssen nicht in solcher Aufgeregtheit mit mir sprechen, da ich an Ihrem Unwillen nicht Schuld bin."

„Wer sind wir denn?"

„Ein Dienstmädchen."

„Was Sie mir sagt! Vielleicht auch etwas mehr."

„Ich verbiete mir jede Anzüglichkeit!"

„Und ich gebiete ihr, jede Anzüglichkeit anzuhören, sonst kostet es mich nur ein Wort und sie ist in vierundzwanzig Stunden außer dem Hause."

„Sind Sie meines Dienstgebers Mutter?"

„Immer impertinenter! Ich bin vierundfünfzig Jahre alt, Ihr Dienstgeber zweiundvierzig — da müßte ich wie die Hottentottinnen mit zwölf Jahren ein Kind geboren haben."

„Oder seine Gattin?"

„Mehr als diese, merk' Sie sich das!"

„Mein Gott! Ich kenne Sie ja nicht, was sprechen Sie denn immer in einem so gereizten Tone mit mir?"

„Weil es mich empört, ein so junges Geschöpf hier zu finden. Ich habe Ihrem Dienstherrn eine betagte Frau für seine Wirthschaft empfohlen; aber die hat er nicht angenommen; ich weiß nun gut, warum. — die hätte mir jeden seiner Schritte rapportirt, von Ihr erfahre ich aber Nichts, denn Sie ist seine Zuhälterin."

„Ich habe Ihnen auf solche Schmähungen Nichts zu antworten. Bleiben Sie hier, so lange es Ihnen beliebt, ich gehe in mein Zimmer."

„Dageblieben!" donnerte die Fremde. „Sie wird sich durch Ihre Empfindlichkeit bei mir nicht weiß brennen."

Die Fremde besah sich nun das Zimmer.

„Und da steckt ja sogar der Schlüssel am Secretär! — Nun hör' Sie, da muß Sie ja sehr vertraut mit dem Herrn von Hirschmeyer sein. Er scheint gar keine Geheimnisse vor Ihr zu haben! — Sie weiß vielleicht mehr von ihm, als ich! — He, Mamsell — gib Sie Antwort!"

„Ich weiß Nichts, Madame."

„Schön gesprochen, ehrsame Jungfer! Nun werde ich Ihr aber Etwas sagen, damit Sie sieht, daß ich Ihr Vertrauen verdiene. — Sag' Sie Ihrem Dienstgeber, Unterstandsmann, Liebhaber oder was er sonst ist, ich lass' ihm berichten: „Die Frau neben dem wilden Manne" sei dagewesen; heute sei der 16., heute seien die zweiten tausend Gulden fällig. Bis zwölf Uhr Nachts höchstens müßten sie bei mir erlegt sein! — Da helfe kein Zögern! Am 17., und wenn er nur eine Viertelstunde nach dem 16. noch zum heutigen Tage rechnen möchte, würden diese zweiten tausend Gulden nicht mehr angenommen. Er soll mich nicht reizen, sonst — — das sag' Sie ihm. Aus seinem Gesichte wird Sie entnehmen, daß ich sein Satan bin und sein Satan bleibe, so lange ich athme. — Nun leb' Sie wohl!"

„Aber wenn Herr Hirschmeyer erst um ein Uhr nach Hause kommt, wie kann er denn da zu der „Frau neben dem wilden Manne" um zwölf Uhr kommen?"

„Das wird Ihre Sorge sein! Suche Sie ihn auf. Sie wird als seine — Vertraute, vor welcher er selbst seinen Kasten nicht versperrt, am besten wissen, wo er sich aufhält."

„Mein Gott! Mein Gott! In welche Angst versetzen Sie mich!"

„Merkt Sie, daß es ihm an den Hals gehen kann? — Schon seines Verhältnisses wegen mit Ihr würde ich mich freuen, ihn zappeln zu sehen! — Haha! Wie sich das Täubchen fürchtet, weil es den Geier über seinem Haupte schweben sieht! — Nun warte, Hirschmeyer, ich werde Dir Deine Herzensflamme auslöschen!"

Damit eilte sie zur Stube hinaus und schlug die Thüre grimmig zu.

„Die weiß um den Mord!" schrie Therese laut auf. „Wie vermöchte sie sonst auf solche abscheuliche Weise zu sprechen! Mich hält sie für eine Mitschuldige! — Hu, mir schauert die Haut! — Die „Frau neben dem wilden Manne," was soll das bedeuten? Ist der wilde Mann figürlich zu verstehen? Ist der wilde Mann ein Hausschild? — Das Weib hat mich so eingeschüchtert, daß ich ganz verwirrt bin. — Ich muß hier noch

„Und was alteriren Sie sich denn? — Sie haben ja diese Summe nicht zu bezahlen, sondern der Graf bezahlt sie, und diesem ist's doch gleichgiltig, ob er sie in sechs Wochen oder in sechs Monaten hergibt."

„Es wird wieder ein Donnerwetter geben!"

„Haha! Darauf folgt dann immer der heiterste Himmel."

„Es werden dem Grafen die Zahlungen gar zu schnell aufgebürdet. Für den Fall, daß die Gelder von seinen Herrschaften nicht so prompt einlaufen — so wird er bei all' seiner Herzensgüte murren. Er ist im Stande und läßt mich einmal „zappeln"."

„Oh! Ehe er Sie einsperren läßt, wird er schon Mittel machen."

„Einsperren? Mich einsperren?"

„Nun ja."

„In den Schuldenarrest?"

„Freilich, wohin denn sonst?"

„Gepfändet bin ich wol oft worden, aber mich einsperren zu lassen, das ist Niemandem eingefallen."

„Wer auf Wechsel Geld leiht, dem fällt Alles ein, besonders, wer so große Summen herleiht. — Das Pfänden der Möbel ist auch verflucht langweilig; man nimmt die Person, welche schuldig ist, als Pfand, das führt schneller zum Ziele."

„Du machst mich völlig ängstlich!"

„Gut, so lassen Euer Gnaden die zwölftausend Gulden weg. Seien Sie einmal aufrichtig mit Herrn Wärbi. Sagen Sie ihm, was er von Ihnen fordere, ginge über Ihre Kräfte; erklären Sie ihm, wenn er Sie nur mit seiner Freundschaft beglücke, weil Sie ihm Geld geben, so möge er Ihren Salon meiden."

„Lieber sterben, als ihn verlieren!"

„Wegen dem „Handvoll" Clavierspielen und wegen dem „Mundvoll" Gesang!"

„Ach, sein Gesang dringt zum Herzen!"

„So schön singt ein Anderer auch!"

„Nein, nein, Keiner! Auf diesen Punkt darfst Du mich nicht bringen. Da verschreibe ich lieber sechsmal so viel, als ich diesen Virtuosen aufgebe. Den Wechsel für sechs Wochen sollst Du sogleich haben. Wann bekomm' ich das Geld?"

„Vor drei Tagen nicht."

„Martere mich nicht."

„Vor drei Tagen ist's unmöglich, Herr Kulesch ist in Preßburg."

„Nimm die Post und fahr' zu ihm."

„Er trägt das Geld nicht im Sacke herum. Er muß wieder nach Wien und vor drei Tagen sind seine Geschäfte in Preßburg nicht beendet."

„Ich muß heute wenigstens dreitausend Gulden haben."

„Ich kann sie nicht schaffen!"

„Laufe zu allen unseren Freunden. Suche die Mäkler Schabeles und Küppeles auf."

„Diese Mäkler wissen keine anderen Geldquellen, als die meinigen."

„Das ist schlimm!"

„Verkaufen Sie das silberne Service, das Sie vom Grafen bekommen haben."

„Das ist unmöglich! Der Graf läßt sich alle Augenblicke zum Diner oder Souper ansagen. Da muß das Service auf die Tafel kommen."

„Sprechen Sie Fräulein Solan an, diese hat vor Kurzem von ihrem Baron zum Geburtstag tausend Ducaten erhalten, auf drei Tage kann sie gewiß dreitausend Gulden entbehren."

„Glaubst Du, daß sie mir gefällig sein wird?"

„Ganz gewiß! Sie harmonirt ja mit Ihnen in allen Dingen, lebt so wie Sie, kleidet sich so wie Sie, hat in Allem denselben Geschmack, ist eine Freundin der Musik wie Sie, ja, man kann sagen, Sie dienten ihr zum Vorbild."

Ein Bedienter trat ein und meldete Fräulein Solan.

„Ich bin zu Ihren Diensten", erwiderte Frau von Blümlein.

Der Bediente ließ sie eintreten.

„Die kommt wie gerufen", lispelte Jeanette ihrer Gebieterin zu.

Frau von Blümlein umarmte die Solan.

„Das ist eine Ueberraschung! Du kommst zu mir und ich wollte so eben Dir eine Visite machen."

„Ach, liebe Freundin, mich bringt ein dringendes Anliegen hieher. Kann ich mit Dir allein sprechen?"

Blümlein gab Jeannetten ein Zeichen.

Jeannette entfernte sich.

Im Fortgehen sagte sie für sich:

O, weh! Die braucht selbst Geld! Da kommt meine Frau übel an."

„Wir sind allein", sprach Blümlein. „Was hast Du? Du bist ja ganz consternirt."

„Ach, liebe Freundin, ich habe eine grobe Bettise begangen. Ich habe einen Schmuck, der mir nicht gehört, gegen dreitausend Gulden versetzt. Nun soll ich ihn zurückgeben, auf der Stelle zurückgeben und ich kann für den Augenblick nicht über dreitausend Kreuzer verfügen."

„Ist denn Dein Bräutigam, der Baron Frosch, nicht bei Cassa?"

„Ach, mein Bräutigam! Der heiratet mich vielleicht erst am jüngsten Tage. Liebe Blümlein, es gibt kein größeres Unglück, als wenn man ... Liebhaber besitzt, der nicht selbstständig ist."

„Ich dächte doch wohl, mit einigen dreißig Jahren könnte man schon auf eigenen Füßen stehen."

„Allerdings, aber da ist eine Mama, welche den „kleinen Carl" noch immer mit einem Fallbunde und mit einem „Weisbändchen" herumgehen läßt. Mein Carl hat fünfzigtausend Gulden Schulden gemacht, die Mama hat ihn nun wieder zu sich genommen und zu Ende ist meine Herrlichkeit. — Meine Lage ist zum verzweifeln! Ich dachte, es würde immer so fortgehen, nun versiegt meine Quelle und durch meinen Leichtsinn und meine Unbesonnenheit steht meine Freiheit auf dem Spiele. Blümlein, ich bitte Dich um Gotteswillen, hilf mir und gib mir die dreitausend Gulden, um den verwünschten Schmuck auszulösen, nur auf drei Tage."

Blümlein lachte laut auf. „Ich soll Dir dreitausend Gulden auf drei Tage geben? So eben wollte ich zu Dir, um Dich ebenfalls um dreitausend Gulden auf drei Tage anzusprechen. Frage meine Kammerjungfer, die mir rieth, mich an Dich zu wenden."

„Heiliger Gott! Könnte wohl Dein Graf — ?"

„In diesem Augenblicke? Theure Freundin, den Grafen kann ich nicht einmal für mich ansprechen. Auf diesem Acker kann ich nicht bauen. Ich muß ihn für sechs Wochen ganz brach liegen lassen."

„Versetze von Deinen Habseligkeiten Etwas."

„Ich habe bereits ganze Päcke Versatzscheine; ich habe meine besten und werthvollsten Sachen „studiren" lassen. Warum willst Du Dich nicht von Deinen Juwelen und Perlen trennen?"

„In der Dorotheergasse ruhen sie bereits von den Mühseligkeiten des Lebens seit vollen drei Monaten aus. — Wenn Du mir nicht beistehst, weiß ich mir nicht zu helfen. Ich war schon bei einem Dutzend Wucherer, bei dreißig Geldmäklern, wenn die Mutter des Barons nicht acceptirt, so können sie mir kein Geld geben."

„Vielleicht weiß meine Jeannette Rath; ich möchte Dir gerne dienen."

Jeannette wußte wirklich Rath.

Kaum erfuhr sie, um was es sich handle, kaum ward sie in Kenntniß gesetzt, daß die beiden Damen im Besitze vieler „Versatzzettel" seien, so versprach sie auch schon, Hilfe zu schaffen.

„Wie hoch belaufen sich die Summen, welche auf den Pfandscheinen vorkommen?" fragte sie ihre Gebieterin und Fräulein Solau.

„Ich habe meine Pretiosen für 3500 Gulden versetzt," antwortete Blümlein.

„Und ich die meinigen für 4800 Gulden," ergänzte Solau.

„Das macht zusammen 8300 Gulden," bemerkte Jeannette. „Zu welcher Zeit sind diese Kleinodien versetzt worden?"

„Im Fasching," erwiderten die Damen wie aus einem Munde.

„Das ist gut!" sagte Jeannette. „Im Fasching gibt das Versatzamt, wegen zu großen Andranges von Geldsuchenden nur den vierten Theil vom Werthe. Da ist es leicht möglich, daß ich von der berühmten Winkelversetzerin im „abgebrannten Hause" auf der alten Wieden noch 4000 Gulden herausreiße."

„Aber das sind erst 4000 Gulden, wir brauchen zusammen 6000 Gulden."

„Ja, da müssen Sie sich schon behelfen, meine Damen."

„Ich kann mir nicht helfen unter 3000 Gulden," meinte Blümlein.

„Und ich noch weniger unter der bezeichneten Summe. Bei mir steht Ehre und Freiheit auf dem Spiele."

Blümlein sagte leise ihrer Kammerjungfer in's Ohr, um was es sich handle.

„Einen Schmuck haben das Fräulein versetzt, der nicht Ihnen gehört?" wendete sich Jeannette an Solau. — Das ist freilich ganz

nachsehen, da der Schlüssel steckt. Hurtig an's Werk, das ist ja die Hauptsache!"

Wieder ging sie, nachdem sie die Hausthüre verschlossen, an den Secretär und durchstöberte die Papiere.

„Da ist das Paket, aus welchem Hirschmeyer die 1000 Gulden genommen. Da findet sich ja eine Masse solcher Banknoten. Die Aufschrift des Pakets vermag ich nun besser zu betrachten. Was seh' ich! Die Handschrift meines Franz! „26.000 Gulden, meinem Freunde Hirschmeyer gehörig!" — Ich habe mich geirrt, es ist das Eigenthum Hirschmeyer's! — Ha! eine Adresse:

„Margarethen, Stärkmachergasse, neben dem wilden Manne."

„Dieser Fund ist unbezahlbar! Endlich habe ich eine Spur!"

Es wurde jetzt noch heftiger an der Glocke gezogen.

Therese erschrak neuerdings.

Sie warf wieder das Reuleau des Pultes zu.

Sie fühlte an ihr Herz, das heftig schlug.

Man läutete förmlich Sturm.

Therese eilte, um schnell zu öffnen.

Hirschmeyer stand vor ihr.

„Ich habe meinen Schlüssel vergessen," sprach er.

Er eilte auf seinen Schreibtisch zu, riß ihn auf und blickte ängstlich in seine Papiere.

„Clara, hast Du Dich diesem Pulte genähert?" fragte Hirschmeyer.

„Mit keinem Schritte!" stotterte diese.

„Du zitterst ja!"

„Vor Angst! Eine böse, sehr böse Frau war hier. Sie führte fürchterliche Drohungen im Munde, weil Sie nicht zu Hause waren. — Mich beschimpfte sie als Ihre Zuhälterin. Wenn Sie nicht längstens bis zwölf Uhr Nachts bei ihr wären, „bei der Frau neben dem wilden Manne," so wären Sie verloren!"

„Die Entsetzliche!" rief Hirschmeyer, versperrte sein Pult, zog den Schlüssel ab und stürzte fort.

„Er geht zu ihr!" rief Therese, „ich eile ihm nach! Dieser Weg wird mir Licht bringen!"

---

14. Kapitel.

Frau von Blümlein und der Graf.

Wir wollen es nur heraussagen, Frau von Blümlein benützte die Herzensgüte des alten Grafen nur zu sehr. Wie wir schon den Lesern angedeutet, war die junge Witwe sehr schön, sehr reizend, sehr liebenswürdig und der Greis gefiel sich in ihrem Umgange.

Nebenbei machte sie den Grafen glauben, sie sei in ihn verliebt, er gefalle ihr weit besser, als jeder junge Mann, der sie umflatterte, und der Graf war so eitel, so kurzsichtig, so thöricht, dies zu glauben.

Frau von Blümlein kostete den Grafen ein schweres Geld. Er gab mit vollen Händen, aber Alles, was er gab, reichte nicht zu; es verging oft kaum ein halbes Jahr, so mußte er für die schöne Frau enorme Schulden bezahlen.

Er legte bares Geld in die Hände der Angebeteten und bezahlte ihre Schulden. Für eine solche Munificenz hätte sie wol dankbar sein können, aber sie war es nicht; sie hinterging den Grafen unaufhörlich. Endlich mußte er es merken. Er traf sogar die Liebhaber seiner „Theueren", aber sie betheuerte, er irre sich Die Besuche gälten nicht ihr, sondern ihrer Kammerjungfer, sagte sie, die, nebenbei bemerkt, fast so schön als die Frau selbst war.

Der Graf ließ sich beschwichtigen. Wenn er schmollte, so war dies der schlauen Dame am liebsten; die Versöhnung trug ihr dann die reichlichsten Geschenke ein.

Frau von Blümlein hatte unter ihren Courmachern Einen, welchen sie am meisten favorisirte. Er war ein junger Musiker, ein Virtuose auf dem Piano, dabei Sänger und Compositeur.

Dieser Mensch brauchte unendlich viel Geld, denn er liebte eine Figurantin des Kärntnerthor-Theaters, die ihn nur bevorzugte, wenn er für sie reichlich sorgte, und die Figurantin besaß ebenfalls eine Flamme, einen Studirenden der Medicin, den sie zu unterstützen hatte. Der Studirende der Medicin hatte aber seine Augen auf die Kammerjungfer der Frau von Blümlein geworfen, bei welcher das Geld, das er ihr widmete, gut angewendet war, denn diese Kammerjungfer war eine speculative Person und lieh ihrer Gebieterin unter einem anderen Namen be-

deutende Summen. Sie ließ sich dafür das Doppelte verschreiben, welches von dem Grafen immer wieder mit großer Bereitwilligkeit bezahlt wurde.

(Buchstäblich wahr.)

Von einer Summe von vierundzwanzigtausend Gulden, welche der Graf Frau von Blümlein schenkte, gab diese zwanzigtausend Gulden ihrem Virtuosen; dieser schenkte siebenzehntausend Gulden der Tänzerin. Diese überreichte vierzehntausend Gulden dem Studenten. Der Student brachte der Kammerjungfer zwölftausend Gulden und diese hielt diese zwölftausend Gulden für ihre Gebieterin bereit.

Die Gebieterin kam auch schon in einigen Wochen in die Lage, die Kammerjungfer um Geld anzusprechen.

„Emilie,“ sagte Frau von Blümlein, „Du mußt Deinen gefälligen Geldgeber, der mir so oft Summen geliehen, wieder ansprechen, damit er mir auf einen Wechsel zwölftausend Gulden gibt. Was er mir bisher durch Dich borgte, hat der Graf auf die Stunde bezahlt; was der Geldgeber an Interessen berechnet, wird zu dem Kapital geschlagen und bis auf den letzten Heller bar berichtigt.“

„Herr Kulesch,“ so wurde der fingirte Wucherer genannt, „hat soeben zwölftausend Gulden liegen,“ antwortete die Kammerjungfer. „Er wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen zu dienen, aber die Geschichte wird hoch kommen. Er hat neulich schon gegen mich erwähnt: Wenn er von Ihnen nicht zweimal so viel zurückbezahlt erhält, als er Ihnen darleiht, so will er lieber kein Geschäft machen.“

„Aber weshalb denn gar so hohe Interessen?“

„Aufrichtig gesagt, Herr Kulesch ist in unaufhörlicher Angst, des Grafen Freundschaft für Sie könne plötzlich aufhören.“

„Warum nicht gar!“

„Ja, ja, es wäre möglich! Am Ende könnte der Graf doch dahinter kommen, daß Sie das viele Geld, das Sie ausgeben, nicht selbst, sondern für Herrn Würbi, den Virtuosen, brauchen; dieser Mensch ist aber unersättlich. An Ihren zerrütteten Verhältnissen ist nur dieser Mensch Schuld.“

„Mamselle Jeannette!“ fuhr Blümlein auf, „ich ersuche Sie, sich in meine Angelegenheiten nicht zu mischen.“

„Es würde mir nicht einfallen, dies zu thun, wenn Sie mich nicht gefragt hätten, weshalb Sie so hohe Interessen zahlen müssen, und wenn es nicht wahrscheinlich wäre, daß der Graf sich einstens von Ihnen zurückziehen wird. — Wenn das geschieht, was dann?“

„Der Graf wird sich von mir nie zurückziehen, der ist an mich so gewöhnt, daß er sterben würde, müßte er seine Abende an einem anderen Orte, als bei mir zubringen; dies weißt Du so gut wie ich. Doch genug hievon; ich brauche Geld, brauche heute noch Geld. Ich bitte Dich also, eile schnell zu Deinem Geldmanne. Ich will einen Wechsel auf sechs Monate ausstellen.“

„Auf sechs Monate! O, auf so lange Zeit gibt Herr Kulesch keinen Heller! Was kann in sechs Monaten Alles geschehen? Euer Gnaden vergessen immer, daß wir in einer Zeit leben, die, wie keine frühere, Flügel besitzt, gegen welche die Schwingen eines Adlers Sperlingsschwingen sind. In sechs Monaten kann der Graf sterben, können Sie sterben, kann der Himmel einstürzen, kann die Welt zu Grunde gehen! Was dann?“

„Mit Deinem ewigen „Was dann?“ Auf jedes Wort, das ich sage, kommst Du mit Deinem „Was dann?“ Wenn die Welt zu Grunde geht, geht der Wucherer auch zu Grunde; „was dann“ geschieht, kann mir, ihm und Dir gleichgiltig sein!“

„Auf sechs Monate gibt er kein Geld.“

„Also auf vier Monate!“

„Keine Idee! Ja, auf sechs Wochen!“

„Und wie viel muß ich verschreiben?“

„Ich habe es schon gesagt: das Doppelte!“

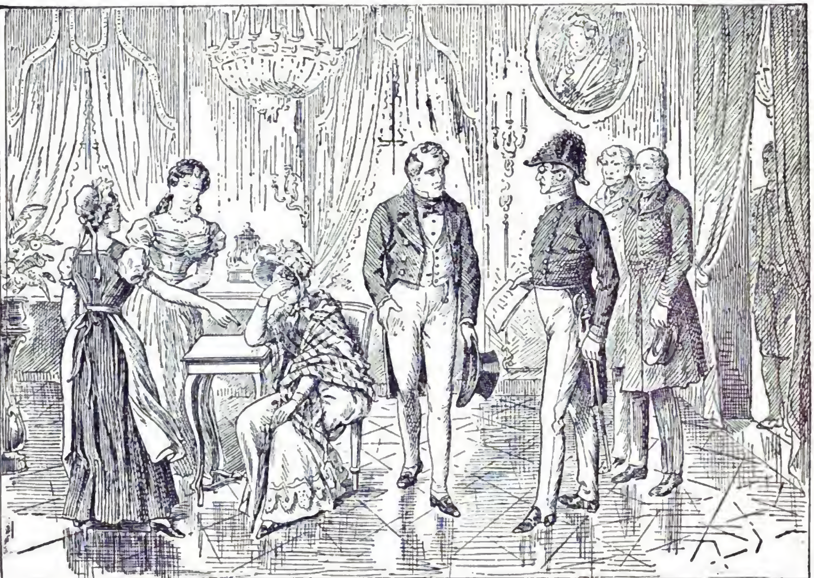
„Wie? Für zwölftausend Gulden vierundzwanzigtausend Gulden?“

„Ganz sicher. Zweimal zwölf ist vierundzwanzig.“

„Das ist himmelschreiend!“

„Himmelschreiend? Fräulein Solau verschreibt das Dreifache auf einen Monat. — Meine liebe, gnädige Frau, Leute, welche mit lebenslustigen Damen Geschäfte machen, müssen viel verdienen, sie riskiren zu viel.“

„Nun, in Gottes Namen!“



Golan sank auf einen Stuhl. Der Commissär und zwei Vertraute treten ein.

etwas Anderes. Bei wem denn? Auch im Versatzamt?"

„Nein, ich gab ihn der Versetzerin Körber im Bürgerspital."

„Dieser? Nun, die hat ihn auch auf die Wieden in's „abgebrannte Haus" getragen. Da ist ja eine noch bessere Aussicht geboten! Ich bitte jetzt nur schnell um die Versatzzettel; in anderthalb Stunden bringe ich 3000 Gulden bar und den Schmuck. Ich nehme einen Fiaker und jage mit diesem zur „Helferin in der Noth" im rasendsten Galopp."

„Jeannette! Göttliche Jeannette! Wenn Du im Stande bist, uns zu retten?"

„Sie müssen mir nur unbedingte Vollmacht zu diesem Geschäfte geben."

„Unbedingte Vollmacht und ein brillantes Douceur," erwiderte Blümlein; „Du hast Dir immer meine Broche mit den kleinen Brillanten gewünscht, ich schenke sie Dir."

„Ich schenke Ihnen meine Uhr mit Edelsteinen besetzt. Nehmen Sie sie sogleich."

„Victoria!" rief Jeannette. „Nun sollen Sie meine Zauberkraft kennen lernen."

„Ich hole meine Versatzzettel," versicherte Blümlein und begab sich in ihr Boudoir.

„Und ich schreibe zwei Zeilen an meine Kammerjungfer," setzte Solau bei. „Ich kann nicht nach Hause gehen, weil ich jeden Augenblick befürchten muß, daß mich die Frau überfällt, welche den Schmuck zum Verkaufe mir anvertraut hat."

Sie schrieb einige Warte auf ein Blatt Papier und gab dieses Jeannetten.

Blümlein kam mit ihren Pfandscheinen und händigte diese ihrer Kammerjungfer ein.

„So!" sagte diese. „Jetzt habe ich Alles: In anderthalb Stunden bin ich zurück. Vergessen Sie nicht, daß ich zu diesem Geschäfte unbedingte Vollmacht haben muß."

„Wir geben sie!" riefen beide Damen.

Jeannette flog davon.

„Weißt Du," sprach Solau zu Blümlein, „daß Deine Kammerjungfer sehr viel Geld besitzt und daß sie allein uns Beiden hätte helfen könnte?"

„Meine Jeannette Geld? Da irrst Du Dich!"

„Ganz gewiß hat sie ein Kapital vielleicht von zehntausend Gulden, und dies hat sie sich in Deinem Hause erworben."

„Ich glaube, Du faselst!"

„Ich habe mir hievon Ueberzeugung verschafft."

„Wie könnte sie sich zehntausend Gulden bei mir erworben haben? Die Geschenke, die sie erhält, sind unbedeutend. Wenn sie seit fünf Jahren alle Jahre hundert Gulden zurückgelegt hat, so besitzt sie höchstens fünfhundert Gulden."

„Ganz recht, mit fünfhundert Gulden fing sie an, Dich unter fremdem Namen zu bewuchern. In diesem Augenblicke sind diese fünfhundert Gulden zu zehntausend Gulden angewachsen."

„Das bringt man ihr auf."

„Ich will Nichts gesagt haben."

„Woher hast Du Deine Nachrichten?"

„Von dem Advocaten Weileck, der ist ihr Rechtsfreund, der erzählte es unlängst meinem „kleinen Carl". Weileck pfändete Dich ja sogar im vorigen Herbste wegen zweitausend Gulden."

„Ja, ich Namen des Wucherers Kulesch."

„Der soll erst geboren werden! Einen Kulesch gibt es nicht! Deine Jeannette ist Herr Kulesch."

„Unmöglich! Sie führte mir ja einen Mann als Kulesch auf."

„Nicht wahr, einen Kerl mit einer hohen Schulter und einem schielenden Auge?"

„Ja."

„Der Mann heißt Gärtner und ist ein armer Zimmermaler. Dieser muß, wenn es Noth thut, Herr Kulesch sein; dafür bekommt er jedesmal einen Gulden, wenn er unter diesem Namen erscheint."

„Ich kann Deine Angaben nicht glauben."

„Die Sache ist nicht einmal neu. Jeannette ahmt nur die Finten und Kniffe des Bedienten vom jungen Bernfield nach, der seinem leichtsinnigen Herrn so lange unter fremdem Namen Geld zu ungeheuren Percenten lieh, bis der Herr ein Bedienter und der Bediente ein Herr wurde."

„Es kann doch nicht sein."

„Beobachte Deine Kammerjungfer, ohne sie das Geringste merken zu lassen. Als Dich Weileck pfändete und Du, diese Pfändung befürchtend, Deinen Schmuck der Jeannette übergabst, die ihn

im Camine versteckte, ging der Sollicitator mit dem Gerichtsdiener, ohne sich in Deiner Wohnung erst umzusehen, gerade auf den Camin los und holte das Kästchen mit den Juwelen. Wie hätte er denn gewußt, wo Deine Kleinodien lagen?"

„Du hast Recht! Es fallen mir nun die Schuppen von den Augen. Gut, ich werde behutsam sein. Dieser Nichtswürdigkeit soll sie gedenken."

Jetzt trat Jeannette in das Zimmer.

„Bist Du noch nicht fort?" fragte sie Frau von Blümlein.

„Ich bin schon wieder zurück," antwortete diese. „Ich habe die Versetzerin bei ihrer Tochter im Trattnerhofe aufgesucht und war so glücklich, das Geschäft sogleich abzumachen und vorläufig dreitausend Gulden zu erhalten. Den Schmuck, Fräulein, bringt sie in einer Stunde zu mir. Sie können darauf zählen."

„Wo sind die dreitausend Gulden?" fragte Blümlein.

„Hier."

„Und den Schmuck erhalte ich verläßlich?" wendete sich Solau an Jeannette.

„So sicher, als ich meiner Gnädigen soeben ihr Geld aufzähle. Aber die Bedingungen sind hart. Ich habe sie dennoch zugestanden, da ich hiezu Ihre Vollmacht erhielt."

„Lassen Sie hören!" sagte Solau.

„Für die Mühewaltung, für die schnelle Besorgung und Zinsen sind dreihundert Gulden zu bezahlen. Diese hat die Versetzerin sogleich von den dreitausend Gulden abgezogen, Euer Gnaden erhalten daher nur zweitausendsiebenhundert Gulden bar. Die Pfandscheine des Versatzamtes müssen binnen drei Tagen im Betrage von sechstausenddreihundert Gulden eingelöst werden, sonst sind die Versatzzettel verfallen."

„Mein Gott!" rief Solau.

„Und weshalb denn noch dreihundert Gulden?" fragte Blümlein. „Mir wurden ja schon dreihundert Gulden abgezogen."

„Ja, Ihnen, aber Fräulein Solau kann doch einen solchen Dienst nicht umsonst verlangen?"

„Es ist schrecklich!" klagte Solau. „Wenn ich in drei Tagen nicht dreitausenddreihundert Gulden erlege, so kann ich Pfandscheine von Schmucksachen im Werthe von mehr als zwanzigtausend Gulden verlieren."

„Auf andere Art war das Geschäft nicht zu machen. Es ist immer besser," setzte Jeannette bissig hinzu, „als — Ehre und Freiheit zu verlieren."

„Wir sind in guten Händen!" rief Blümlein.

„Ja," meinte Jeannette; „wer schnell Geld braucht, muß Opfer bringen. Werde ich aber auch unter „den guten Händen" verstanden, so will ich von der ganzen Geschichte Nichts wissen. Geben Euer Gnaden das Geld her, ich mache Alles rückgängig."

„Um Gotteswillen nicht!" erwiderten beide Damen zugleich.

„Dann erlauben Sie, daß ich mich in mein Zimmer begebe. Ich muß zu finden sein, wenn der Schmuck gesendet wird, sonst läuft mir die Versetzerin wieder fort, denn sie hat heute alle Hände voll zu thun. Sie muß noch einer Großhändlers-Gattin, dann einer sehr schönen Sängerin, welche die Damen recht gut kennen, und endlich einer Müllermeisterin, die auf einem großen Fuße lebt, Geld auf Pretiosen schaffen. Die Frauen brauchen heutzutage mehr Geld als die Männer. Die Großhändlers-Gattin hat zweitausend Gulden im Pharo verspielt, muß sie als eine gemachte „Ehrenschuld" bezahlen, ihrem Gemal darf sie sich nicht entdecken. Sie sehen also, welche Noth unter den Leuten herrscht."

Jeannette eilte in ihr Zimmer.

„Bemerkst Du, daß Mamsell Jeannette eine durchtriebene Person ist! Dieses ganze Geschäft macht sie selbst. Wie könnte sie so schnell zweitausendsiebenhundert Gulden aufbringen?"

„Es wird mir immer einleuchtender, daß Du Recht hast. Aber was ist zu thun, wenn man in solcher Geldverlegenheit ist, wie wir Beide?"

Jetzt trat der Virtuose ein.

Er war ein schöner, nett gekleideter Mann mit einem blassen Antlitz, feurigen schwarzen Augen, langen Augenwimpern, mit schwarzem Kopfhaare, mit einer römischen Nase. Tiefe Schwermuth lag in seinem Gesichte. Er sah einem Italiener ähnlich. Mit einem thränenfeuchten Blicke näherte er sich Blümlein, küßte ihr die Hand, grüßte Solau artig und that, als zerdrücke er eine Zähre.

4
32
20
80
13

„Was haben Sie denn?" fragte Blümlein ängstlich.

„Ich komme Abschied zu nehmen."

„Abschied? Um Gottes willen, was soll das heißen?"

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich ohne Anstellung in Wien nicht leben könne. Ich muß Etwas sein, ich muß mein Talent geltend machen. Ich muß meine Kenntnisse verwerthen. Vergebens bemühte ich mich, in Wien einen Posten als Kapellmeister oder Professor der Musik oder als Sänger zu erhalten. Es war unmöglich. Nun hat man mir in Jassy eine Concertmeisters-Stelle mit einem jährlichen Gehalte von sechshundert Ducaten angeboten. Ich habe sie angenommen und morgen reise ich schon dahin ab."

„Sie erschrecken mich!" rief Blümlein. „Sie sagten mir ja kein Wort, daß Sie fort wollten."

„Ich sprach oft davon. Durch Ihre Protection hoffte ich in Wien placirt zu werden, aber Sie nahmen sich meiner nicht an!"

„Ich war unermüdet, ich setzte alle meine Freunde in Bewegung, für Sie zu wirken, aber immer erhielt ich zur Antwort, es sei Alles besetzt."

„Deshalb wandere ich fort."

„Warten Sie doch noch ab! Der Graf Pallberg hat mir versprochen —"

„Ach, dieser Graf verspricht viel!"

„Er wird selbst ein Orchester engagiren und Sie an die Spitze stellen."

„Ihm könnte ich nicht dienen. Sie wissen recht gut, weshalb? — Ich werde ihm, der mir so vielen Kummer macht, durch meine Musik nicht die Grillen vertreiben."

„Sie eifern mit dem Alten? Das wäre thöricht!"

„O theuere Mathilde, ich will Sie entweder allein besitzen oder nicht leben. Ich habe den Contract nach Jassy unterschrieben."

„Unterschrieben?"

„Ich bin dem Hospodar der Moldau verfallen. Wenn ich den Contract nicht erfülle, habe ich tausend Ducaten bei seinem Agenten Ben Jessid zu erlegen. Dieser läßt mit sich nicht spaßen!"

„Ich erlege die tausend Ducaten!" rief Blümlein hastig aus.

„Sie?" sprach Würbi leise zu Frau von Blümlein. „Mir droht ein Wechselarrest wegen elender dreitausend Gulden und ich kann diese Bagatelle von Ihnen nicht erhalten."

„Zweitausendsiebenhundert Gulden besitze ich schon!" lispelte Blümlein ebenso leise ihrem Geliebten zu. „Kommen Sie mit mir! Diese gebe ich Ihnen augenblicklich! — Die tausend Ducaten sollen Sie in höchstens vier Tagen haben. — Kommen Sie!"

Frau von Blümlein zog Würbi in ein anderes Zimmer.

„Vergib, Freundin," sagte Blümlein zur Solau; „ich habe nur eine Kleinigkeit abzumachen."

Würbi verneigte sich und ging mit Blümlein.

„O thörichte Leidenschaft!" rief Solau aus. „Dieser Mann hat das arme Weib schon um so Vieles gebracht und plündert sie noch immer. Er wird die Aermste an den Bettelstab bringen. Wenn Sie dann Nichts mehr hat, sieht er sie nicht mehr an! Es ist dies eine Geschichte, welche allen verliebten Weibern begegnet, aber keine will daran glauben. Jede wähnt, sie allein werde ihrer selbst wegen geliebt! — Unglückliche Blümlein! Ich bedauere Dich!"

---

15. Kapitel.

Eine Ueberraschung.

Was Jeannette zugesagt, geschah pünktlich.

Sie brachte den Schmuck dem Fräulein Solau.

Zugleich producirte Jeannette eine bündig abgefaßte Verkaufsschrift. Darin ward festgesetzt, daß Fräulein Solau achtunddreißig Pfandscheine (die Pfänder waren alle einzeln benannt), gegen einen Betrag von dreitausenddreihundert Gulden Conventions-Münze an Frau Barbara Wienzinger verkaufte und den Betrag dafür bar empfangen habe, daß aber drei Tage festgesetzt worden, nach welchen, wenn es Fräulein Solau oder Frau Wienzinger reuen sollte, den Kauf gemacht zu haben, derselbe rückgängig werden könne; daß aber in diesem Falle fünfhundert Gulden Conventions-Münze als Reugeld von der den Kauf rückgängig machenden Person bezahlt werden müßten.

Fräulein Solau las diesen Vertrag und rief aus:

„Noch fünfhundert Gulden! Es ist schändlich, was man sich heutzutage erlaubt!“ ergriff aber die Feder und unterzeichnete.

Jeannette war damit noch nicht zufrieden, sie eilte in das Vorzimmer, in welchem sich zwei Männer, ein „Hausmeister“ und ein sogenannter „Brodsitzer“ befanden, welchen sie einen Wink gab und die als Zeugen sich unterschreiben mußten.

Für Frau Barbara Wienzinger unterzeichnete Jeannette und wies zu diesem Behufe eine in aller Form Rechtens ausgestellte Vollmacht vor.

Solau riß die Futterale, in welche die Kleinodien eingehüllt waren, auf, warf einen flüchtigen Blick darauf und athmete nun leichter, als sie endlich wieder besaß, was ihr so viel Kummer bereitete.

„Fräulein Solau erkennen diesen Schmuck als denjenigen, den Sie gewünscht haben. Ich frage Sie hier absichtlich, da noch Zeugen zugegen sind,“ wendete sich Jeannette an das Fräulein.

„Ja, ich erkenne ihn für den Schmuck, den ich gewünscht.“

„Es fehlt daran Nichts? Betrachten Sie den Schmuck noch einmal.“

„Es fehlt Nichts.“

„Gut,“ versetzte Jeannette, „nun mögen sich die Herren Zeugen entfernen. Ich danke Ihnen für Ihre Gefälligkeit.“

Die Zeugen entfernten sich.

„Ich will ebenfalls fort,“ bemerkte Solau. „Die Zurückkunft der Frau von Blümlein warte ich nicht ab. Es ist Herr von Würbi bei ihr. Sie hat wol vergessen, daß ich hier bin. Entschuldigen Sie mich, Jeannette, und nehmen Sie meinen Dank für Ihre Bemühung. Sollten Sie mit der Uhr, die ich Ihnen als Douceur überlassen, nicht zufrieden sein, so wird schon noch ein Geschenk nachkommen.“

„O, vollkommen zufrieden!“ entgegnete Jeannette und küßte dem Fräulein die Hand. Sie öffnete die Thüre.

Fräulein Solau verließ die Wohnung ihrer Freundin.

Jeannette folgte ihr.

Bald hierauf trat Frau von Blümlein mit Würbi aus dem Kabinete.

„Sie haben mir Ihr Ehrenwort gegeben, daß Sie nicht nach Jassy reisen,“ sagte Blümlein.

„Ich gab es Ihnen und werde es halten. Ich habe Ihnen aber auch gesagt, weshalb ich die Gelegenheit so hastig ergriff, Wien zu verlassen. Meine Beschäftigungslosigkeit auf der einen, auf der anderen Seite die Nothwendigkeit, in meiner Stellung als Künstler und als ein Mann, den besseren Ständen angehörend und von allen ersten Familien geladen, nicht als mauvais sujet erscheinen zu dürfen, zwangen mich, seit den anderthalb Jahren meiner Unthätigkeit nicht unbedeutende Schulden zu contrahiren. Die Unmöglichkeit, diese Schulden zu bezahlen, sah ich mit jedem Tage mehr ein; ich fand nun keinen anderen Ausweg, als meinen Gläubigern zu entfliehen. Sie wollen meine Schulden bezahlen, Mathilde, Gott segne Sie dafür.“

„Ja, lieber Theodor, ich bezahle Ihre Schulden, aber nur bedinge ich mir, daß dies nicht so schnell geschehen dürfe. Sie versichern, die Wechselforderungen, welche Sie zu tilgen haben, betragen achttausend Gulden — gut, ich will alle Monate tausend Gulden bezahlen.“

„Alle Monate wollen Sie tausend Gulden bezahlen? Ach gnädige Frau, so lange warten mir die Leute nicht! Ich habe ja Wechselgläubiger. Sollten Sie nicht wissen, daß ein Wechsel ein Schwert ist, daß im „Hebräischen“ Wechsel und Schwert dasselbe Wort besitzen und daß man mit einem fälligen Wechsel einen Menschen ebenso gut vernichten kann, wie mit einem gezückten Schwerte?“

„Ich weiß Alles! Aber was thun?“

„Stellen Sie meinen Gläubigern neue Wechsel und zu etwas höheren Summen aus, dann werden sie Ihnen Zeit gönnen, aber mir warten Sie nicht eine Woche länger.“

„Gut! gut! Senden Sie mir diese Leute, ich werde sie contentiren.“

„Und ich werde meine Wechsel sodann aus Ihren Händen zurückempfangen?“

„Ganz gewiß!“

„O Mathilde, Sie sind ein Engel!“

„Aber nun entfernen Sie sich! — Ich fürchte den Grafen, dies ist die Stunde, in welcher er mich zu besuchen pflegt. Die zweitausendsiebenhundert Gulden haben Sie doch verwahrt?“

„Sie ruhen auf meinem Herzen. Adieu, Mathilde, Gott lohne Ihnen, was Sie für mich thun!"

Würbi wollte fort.

Jeannette stürzte herein.

„Um des Himmels willen!" rief Jeannette, „der Graf kommt! Sie können nicht fort."

„Geschwind, da hinein!" sagte Blümlein ängstlich.

Würbi entschlüpfte.

Der Graf trat ein.

„Ich bin ein unglücklicher Mann, Madame," sagte der Graf; „ich kann ohne Sie nicht leben. — Ich hatte es mir zum hundertundfünfzigsten Male vorgenommen, Sie einmal vier Wochen zu meiden, es geht nicht!"

„Mein guter Graf," erwiderte Blümlein und sah dabei den Grafen mit einem Blicke an, wie Julie ihren Romeo, „wie erhebt mich diese Ihre Zuneigung. Ich hatte Sie böse gemacht. Sie verließen unwillig meinen Salon. Als Sie fort waren, wollte ich Ihnen nacheilen, aber da hielt mich ein falsches Schamgefühl ab, es zu thun; nun wollte ich heute zu Ihnen und Sie tausendmal um Verzeihung bitten. Sie sind mir zuvorgekommen. Ich umarme Sie dafür."

Der Graf schloß sie in seine Arme.

„Wenn ich mich durch schlimme Vorsätze an Ihnen versündige," sagte der Graf, „so strafe ich mich auch dafür. Neulich baten Sie mich, Ihnen Ihre Wohnung ganz neu herstellen zu lassen. Ich stand an, Ihnen auf der Stelle zu willfahren. Ich habe mich jetzt anders besonnen. Heute noch soll mit der neuen Ausschmückung Ihrer Wohnung angefangen werden. Ich habe den Hoftapezierer Stöger mitgebracht. Er hat mehrere seiner Gehilfen gesendet. Erlauben Sie, daß Stöger Ihre Appartements besehe und Ihnen dann einen Entwurf vorlege, wie dieselben auf das Geschmackvollste und Eleganteste herzurichten seien. Wie Ihr Schlafzimmer, Ihr Boudoir, Ihr Badecabinet eingerichtet werden sollen, dazu hat er bereits Zeichnungen mitgebracht. Wünschen Sie es à la Gräfin Chambord oder Prinzessin Beaufort? Herr Stöger harrt Ihres Winkes. Ich lasse ihn eintreten."

„Jetzt will Herr Stöger eintreten? Das wäre doch zu schnell. Lassen Sie ihn wissen, er möge morgen kommen."

„Stöger? Morgen? Liebe Mathilde, Sie haben wol keine Idee, wie dieser Mann in Anspruch genommen ist. Man muß sich glücklich schätzen, ihn erobern zu können. Ein solcher Künstler ist heute zu haben und vielleicht in einem halben Jahre nicht wieder."

Der Graf öffnete die Thüre.

„Herr Stöger!" rief der Graf. „Kommen Sie; besehen Sie sich sämmtliche Zimmer. Lassen Sie Ihre Leute eintreten, lassen Sie die Wände abmessen, um die Möbel darnach zu ordnen. Kommen Sie!"

Der Hoftapezierer trat mit seinen Leuten ein und verneigte sich anständig vor Frau von Blümlein.

„Haben Sie denn Zeit, Alles dies so schnell zu verrichten, wie der Herr Graf wünscht?" fragte Blümlein.

„Heute habe ich zufällig Zeit. Auch habe ich meine vorzüglichsten Gehilfen mitgebracht. Wir werden Euer Gnaden nicht lange incommodiren. — Dies ist der Salon, den will ich selbst übernehmen. Aus einem Salon mit vier Fenstern und breiten Pfeilern läßt sich schon Etwas schaffen. Meine Draperien sollen Meisterstücke werden, aber alle diese Möbel, welche sich hier befinden, muß ich verwerfen; selbst die Spiegel, die Uhren, die Candelaber und die Bronzelustres; sie sind sämmtlich nach den Mustern vor zwei Jahren; seither hat der gute Geschmack Riesenfortschritte gemacht."

„Bravo, Meister Stöger!" versetzte der Graf. „Huldigen Sie nur stets dem Fortschritte, und was Sie hier schaffen, muß österreichisch sein; Sie sind ja auch einer der braven Männer, die uns London und Paris überflüssig machen. — Nun beordern Sie den geschickten Menschen aus Ihrer Möbelfabrik, der das Boudoir der Comtesse Eszterhazy einrichtete."

„Das ist Heinrich Vollmann," antwortete Stöger. „Er steht vor Ihnen, Herr Graf."

„Hurtig, da hinein," versetzte der Graf. „Herr Heinrich Vollmann, ich ersuche Sie, in das Boudoir zu treten und mir zu sagen, ob Sie hier nicht noch etwas Schöneres zu schaffen im Stande sind, als bei der Gräfin Eszterhazy."

Heinrich wollte in das Boudoir treten.

Blümlein stellte sich rasch vor die Thüre.

„Mit Erlaubniß," sprach sie. „In das Gemach einer Dame kann man sich erst begeben, wenn sie hiezu die Genehmigung gibt."

„Was haben Sie?" fragte der Graf. „Zieren Sie sich doch nicht! Ich habe Ihnen ja mitgetheilt, daß Herr Stöger und seine Leute nicht alle Tage zu haben sind."

„Ich bedaure, aber ehe ich es selbst betreten habe, kommt kein Mann hinein."

„Was soll das heißen, es kommt kein Mann hinein? Ich werde doch einen Blick in dieses Heiligthum werfen dürfen?"

„Sie am wenigsten," herrschte Frau von Blümlein in ihrer Angst dem Grafen zu. „Was unterfangen Sie sich in Gegenwart dieser Fremden in einem Tone mit mir zu sprechen, als wenn wir auf einem vertrauten Fuße lebten?"

Der Graf, welcher fühlte, daß er unbesonnen gewesen, antwortete:

„Madame, Sie haben Recht! Meine Aeußerung war unklug. Herr Stöger und seine Leute könnten Uebles von uns denken. Ich bitte Sie um Verzeihung, gnädige Frau; gehen Sie immer zuerst in Ihr trauliches Kabinet, ordnen Sie dasselbe und dann bestimmen Sie, ob —"

Man hörte Jeannette von außen sprechen.

„Ei, das ist infam! Das ist eine beschimpfende Anklage! Diese lasse ich nicht auf mir sitzen!"

„Was gibt's da?" fragte der Graf.

Frau von Blümlein stand noch immer vor der Thüre und rief:

„Jeannette, was hast Du?"

„Ach, Fräulein Solau", antwortete diese und trat ein, „beschuldigt mich, ich hätte ihr aus ihrem Schmuck einen Solitär entwendet."

„Dies habe ich nicht gesagt," versetzte Solau und folgte Jeannetten auf dem Fuße, „aber schlecht ist es von Jeannetten, meine Angelegenheit hieher zu ziehen. Sie will mich dadurch zwingen, meine Beschuldigung fallen zu lassen; das kann ich aber nicht; es ist eine Polizeigeschichte daraus geworden. Wenn ich mich nicht rechtfertige, kann ich verhaftet werden. Ein Polizei-Commissär und zwei seiner Leute lassen mich nicht aus den Augen. — Mein Gott! Da sind sie schon!"

Solau sank auf einen Stuhl.

Der Commissär und zwei Vertraute traten ein.

Der Graf erhob sich und ging dem Commissär entgegen.

Während dies geschah und die Verwirrung und das Erstaunen auf allen Seiten herrschte, entschlüpfte Würbi.

---

16. Kapitel.

In der Nacht.

Wir kehren zu Theresen zurück, die wir lauschend an dem Hausthore des ebenso räthselhaften als furchtbaren Weibes in der sogenannten Stärkmachergasse in der Vorstadt Margarethen verlassen haben.

Therese wußte, daß Hirschmeyer in dem Hause „neben dem wilden Manne" sich befinde. Wie aber in der Nacht, da das Hausthor verschlossen, hineinkommen?

Therese eilte an dem Hause vorüber.

Im Erdgeschosse brannte Licht.

Die Fenster ließen nur nothdürftig die Strahlen einer einzeln leuchtenden Kerze durchschimmern.

Therese schleppte eine Masse bei einem im Bau begriffenen Hause liegender Ziegelsteine herbei, legte diese auf einander, schwang sich darauf und richtete ihre Augen durch das Glasfenster; aber dies war vom Schmutze so undurchdringlich, daß sie auch nicht das Geringste, was in der Stube vorging, bemerken konnte.

Es war ihr, als wenn drei Gestalten sich hinter den düsteren Scheiben bewegten; eine dicke, eine hagere und eine kleine, gedrungene Gestalt; mehr konnte sie nicht unterscheiden. Schon wollte sie von ihrem Piedestal herabsteigen, als sie ein Weib bemerkte, das, wahrscheinlich von gleicher Neugierde gespornt, ebenfalls Bausteine herbeitrug und sich an einem zweiten Fenster ein Postament baute, das ihr als „Lugeck" dienen sollte.

Die Unbekannte bemerkte Therese nicht.

Therese ließ diese ungestört ihre Betrachtungen anstellen; endlich sagte sie zu der Fremden leise:

„Man kann Nichts sehen!"

Die Fremde erschrak, faßte sich aber sogleich und fragte:

„Sind Sie auch hier, um den ausgesetzten Preis zu gewinnen?"

„Welchen Preis?"

„Nun, man hat mir ein hübsches Sümmchen geboten, wenn ich erspähe, wer in der Nacht in dieses Haus kommt!"

Therese verließ ihre aufgeschichteten Bausteine und ging auf die Unbekannte zu.

„Steigen Sie herab," sprach Therese sie an. „Wer heute Nacht in dieses Haus gekommen ist, wer da drin ganz geheim verkehrt, kann ich Ihnen sagen; Sie haben dafür den ausgesprochenen Preis nicht zu theilen, sagen Sie mir nur, wer hier wohnt."

„Einen Augenblick lassen Sie mich noch hier," versetzte die Fremde. „Ich entdecke hier eine helle Stelle in der Glastafel. Gott im Himmel! So lebt Er doch noch!"

„Wer? Wer?" fragte Therese und wollte sich auf das Steingerüste der Unbekannten schwingen.

„Sie werden mich herabwerfen!" lispelte diese Theresen zu. „Ich habe genug gesehen. Ich komme zu Ihnen."

„Aber ich habe nicht gesehen, was ich sehen wollte."

Therese stieg hinauf.

„Ha! Hirschmeyer," rief sie, „und ein Kerl bei ihm, wie ein Räuber, und das häßliche Weib, das mich ängstigte!"

Therese kam herab und schloß sich an die Fremde.

„Sagen Sie mir," sprach sie, „wer ist dies Weib und wer ist die starke, gedrungene Gestalt neben diesem Weibe? Die dritte Person kenne ich."

„Kennen Sie?"

„Gewiß!"

„Genau?"

„Wie mich selbst."

„Ei, da können wir uns gegenseitig nützlich sein!"

„Ich sage Ihnen, wer die dritte Person ist."

„Und ich Ihnen, wer das saubere Ehepaar ist, das Sie nicht kennen."

„Ein Ehepaar? Der widerliche Mann ist der Gatte des entsetzlichen Weibes?"

„Ihr Mann, von dem sie erzählt, daß er todt sei."

„Weshalb behauptet sie dies?"

„Ich will Ihnen meine Vermuthungen sagen."

„Wir wollen von hier fort."

„Sie haben Recht. Das Hausthor möchte sich öffnen. Es möchte Jemand herauskommen und uns erblicken. Wissen Sie, was uns da bevorstünde?"

„Sie erschrecken mich."

„Man würde uns in dieses Haus hineinziehen und uns zu Tode ängstigen. Das Weib, das hier haust, wäre im Stande, vor einem Morde nicht zurückzubeben, wenn es in ihrem Interesse läge!"

Während dieser Unterredung gingen die Beiden nach der Bräuhausgasse.

Als sie sich sicher fühlten, that Therese noch einige Fragen an die Unbekannte. Die erste Frage war, wer sie sei.

Die Fremde antwortete:

„Ich bin eine Kartenlegerin und wohne in der Gärtnergasse Nr. 78 im Hofe zu ebener Erde."

Therese, welcher beifiel, daß sie, bevor Hirschmeyer nach Hause kommen würde, in seiner Wohnung sein müsse, bekämpfte ihre Neugierde und erklärte:

„Ich werde Sie morgen zwischen ein und zwei Uhr Mittags besuchen. Sorgen Sie dafür daß wir allein sind, wir können in Ihrer Wohnung ungestörter sprechen. Sie müssen mir auch die Karten legen. Ich werde Ihnen dafür so viel bezahlen, wie Ihre besten Kunden. Leider muß ich jetzt fort. Damit Sie jedoch sehen, daß Sie Ihr Vertrauen keiner Undankbaren zugewendet haben, nehmen Sie diese Banknote, ich habe für den Augenblick nicht mehr bei mir."

Therese gab der Fremden fünf Gulden und eilte, was sie konnte, nach der Stadt.

Glücklich erreichte sie, noch ehe Hirschmeyer seine Wohnung betrat, dieselbe.

Bald darauf trat Hirschmeyer ein.

Er war sichtlich verstört.

„Clara," sprach er, „wenn ich noch Wein haben könnte, wäre mir dies sehr lieb. Wagst Du Dich so spät noch auf die Straße? Irgend ein Weinhaus wird doch noch offen sein? Bringe mir zwei Flaschen vom Besten; bringe mir drei," setzte er hinzu. „Es schläft sich besser, wenn man sich ein Räuschchen trinkt."

„Und zu speisen verlangen Sie Nichts?"

„Wenn es möglich ist, so bringe mir kalten Kalbsbraten, Schinken und dergleichen. Hast Du Geld?"

„Keinen Heller!"

„Nimm diese zehn Gulden und spute Dich!"

Therese ging.

„Verfluchtes Weib!" sagte Hirschmeyer und knirschte mit den Zähnen. „Doch genug. Dein Ma„ ist voll! Du sollst am längsten gelebt haben! Wenn ich mit ihrem Mann nur fünf Minuten allein sprechen könnte! Aber die nichtswürdige Bestie bewacht ihn, daß er nicht eine Secunde allein ist! Gewiß hat sie ihm, als sie sich von ihrem Hause entfernte und in meiner Wohnung war, einen Schlaftrunk gereicht und ihn in den Keller gesperrt. — Wenn ich die gräßliche Furie nur eine Viertelstunde vom Hause entfernen könnte — ich würde — — — aber wenn es mir auch gelingt, das Weib zu entfernen, so finde ich den Mann entweder so betrunken oder so bewußtlos, daß ich mit ihm nicht sprechen kann.

„Wenn ich! — Halt, so geht es!

„Kann ich mich nur dem Saufbold nähern, so schleppe ich ihn mit mir fort, lasse ihn in irgend einem Wirthshause auf dem Lande seinen Rausch ausschlafen, und ist er nüchtern, dann pactire ich mit ihm. — Dazu gehört freilich Zeit und eigentlich noch eine dritte Person, die in meinem Namen handelt. Ich muß ja der Frau wegen zu Hause zu finden sein.

„Was bemühe ich mich, einen Dritten zu finden! Ich habe einen Mann, der mir zu Gebote steht! — Der stumme und taube Schlosser, welchen Frau von Blümlein meinem Mitleid empfohlen hat. Dankbarkeit fesselt ihn an mich. Ich schreibe ihm auf, was er zu thun hat. Er ist verläßlich, er ist auch stark und gesund. Würde der Trunkenbold entfliehen wollen — mein Schlosser würde ihn mit einer Hand bewältigen. Zuerst wird der Schlosser Geld zeigen, damit der Säufer parire, — würde dies nicht helfen, so sind des Schlossers Bärenfäuste hinreichend, das Ungethüm zu bändigen."

Therese kam mit Wein und kalter Küche.

„Der Wein vom Besten und die kalte Küche betragen vier Gulden. Hier sind sechs Gulden zurück."

„Für Deinen Gang in später Nacht magst Du die sechs Gulden behalten."

„Sie bezahlen meine Dienste ohnehin. Dieses Geld kann ich nicht annehmen."

„Nimm es nur!"

„Ich nehme es nicht. Für einen so geringen Dienst ist es zu viel. Das ist ja mehr, als ich für einen halben Monat Lohn bekomme."

„Für besondere Dienste habe ich noch alle meine Leute besonders bezahlt. Du sollst nun noch mehr Gelegenheit erhalten, mir zu dienen, und da sollst Du meine Freigebigkeit erst recht kennen lernen."

„Was Sie mir immer auftragen, zu thun, wenn es etwas Ehrbares und Rechtschaffenes ist, bin ich immer bereit, zu erfüllen; nur bitte ich Sie um eine Gefälligkeit, bringen Sie mich mit der abscheulichen Frau nicht mehr in Collision, die heute hier war."

„Gerade mit dieser! Ich war bei ihr und sie war unverschämt genug, mir unverhohlen zu sagen, wie sehr sie Dich kränkte."

„Und Sie, was haben Sie ihr erwidert?

„Ich habe sie derb zurechtgewiesen, aber damit ist mir nicht gedient. Ich muß mich an ihr rächen und dazu mußt Du mir die Hand bieten."

„Ich? Ein Dienstmädchen! — Ich habe ihr längst verziehen; nur sehen und sprechen will ich sie nicht mehr."

„Nur ein einziges Mal noch! Ich muß sie vom Hause fortlocken und hieher. Ich werde in der Straße, in welcher sie wohnt, auf der Lauer sein. In dem Augenblicke, in welchem sie ihre Wohnung verläßt, suche ich in ihr Haus zu kommen. Ich spiele ihr da einen Schabernack, an den sie ewig denken soll. Du hältst sie nur wenige Minuten auf, denn indeß dies Weib nach der Stadt geht, fahre ich denselben Weg und bin überzeugt, meine Nachhausekunft wird früher erfolgen, als ihr Eintritt bei mir."

Therese überlegte.

„Du bedenkst Dich?"

„Ich würde sogleich einwilligen, wenn ich gewiß wüßte, daß Sie noch früher als das Weib hier sein werden."

„Und wenn mich der Fiaker hundert Gulden kosten sollte!"

„Aber wenn das Weib von hier wieder nach Hause kommt und den Schabernack, den Sie ihr spielen werden, entdeckt, wird sie nicht da gleich Verdacht schöpfen, wird sie nicht zurückkehren? Wird sie Ihnen dann nicht ärger als eine Megäre entgegentreten?"

„Was kann sie mir beweisen? — Wir Beide müssen bei ihrem Stürmen und Wüthen ganz unbefangen sein und ruhig und gelassen ihr sagen, daß wir Nichts von ihrem Unglücke wüßten."

„Ein Unglück soll sie treffen?"

„Ein Glück wird es für sie nicht sein! Du wirst ja nicht einmal in meinem Zimmer sein, wenn sie in ihrer Verzweiflung hieher kommt."

„In einer Verzweiflung?"

„Ja, es wird nicht anders ausfallen. Ich werde diese Verzweiflung noch scheinbar theilen. Laß mich nur machen. Es soll eine Komödie gespielt werden, wie keine effectvollere noch je im Theater aufgeführt worden."

„Ich ergreife die Flucht, wenn dieses Ungethüm das Haus allarmirt."

„So weit kommt es nicht! Und nun setze Dich zu mir und iß und trink mit mir."

Er schenkte zwei Gläser mit Wein voll.

„Stoß an! Auf das Gelingen meines Planes!"

„Auf das Gelingen Ihres Planes trink' ich nicht. Er mißfällt mir, aber auf das Gelingen meines Planes stoße ich an."

„Hast Du auch einen Plan?"

„Welches Mädchen hätte keine Pläne!"

„Ei! So laß' hören! Du bist vielleicht verliebt und hast den Plan, Dich bald zu verheiraten, mich zu verlassen und am Ende gar der Megäre zu verrathen, daß ich ihr einen Streich gespielt."

„Davor sind Sie sicher! Was Sie mir heute anvertraut haben, geht mit mir in's Grab, ich habe nicht im Sinne, Sie zu verlassen, ich bin nicht verliebt, ich bin nicht gesonnen, zu heiraten, ich habe einen anderen Plan; führe ich diesen aus, so finde ich mein Glück auf einem guten Wege, auf einem Wege, über welchen jeder brave und ehrliche Mensch sich freuen wird. Darauf stoße ich mit Ihnen an!"

„Ich ebenfalls."

In diesem Augenblicke warf Jemand ein Steinchen an das Fenster.

Hirschmeyer erschrak.

Es flogen mehrere Steinchen an das Fenster.

„Gilt das mir?"

„Gewiß Ihnen! Es wohnt ja sonst Niemand in dieser Etage!"

„Ich will das Fenster öffnen."

Er that es.

Ein großer Stein flog in das Zimmer, an welchem ein Zettel befestigt war.

„Zum Teufel!" rief Hirschmeyer. „Das ist eine sonderbare Correspondenz!"

Hirschmeyer blickte aus dem Fenster.

Er sah Niemand.

„Keine Seele befindet sich auf der Straße."

„Von wem mag dieser Zettel herrühren?"

Hirschmeyer entfaltete den Zettel und las:

„Nehmen Sie sich in Acht! Sie haben eine verschmitzte Person im Hause!"

„Was der Tausend!" Er reichte Theresen den Zettel hin.

„Das geht Dich an! Damit bist Du gemeint!"

„Ich? — Mich kennt in ganz Wien kein Mensch, als Sie. Das rührt von dem sauberen Weibe her, an dem Sie sich rächen wollen. Ich bin ihr ein Dorn im Auge."

„Dieses Weib schreibt keine solche Hand. — Ei! Ich kenne ja diese Züge! — Das hat Frau von Blümlein geschrieben!"

„Frau von Blümlein? Nie habe ich diesen Namen nennen gehört. Sind diese Zeilen fähig, Sie mißtrauisch gegen mich zu machen, so will ich noch in der Nacht Ihr Haus verlassen!"

„Närrchen! Ich weiß ja, wie dies zusammenhängt; nun bist Du mir erst recht werth, da diese Frau mit Dir eifert."

„Eifert? Ich bin ja nicht Ihre Geliebte."

„Jetzt sollst Du es werden! Dieser ränkevollen Blümlein zum Trotze!"

„Stoß an!"

„Davor möge mich Gott schützen!" rief Therese.

Sie lief aus dem Zimmer und verriegelte ihr Stübchen.

---

17. Kapitel.

Am andern Morgen.

Als Therese am andern Morgen dem Herrn Hirschmeyer das Frühstück servirte, kam sie mit den Worten zu ihm:

„Ich wiederhole, was ich Ihnen bereits sagte: Sind die Zeilen, welche Sie gestern Nachts durch einen Steinwurf erhielten, fähig, Sie mißtrauisch gegen mich zu machen, so will ich augenblicklich Ihr Haus verlassen. Ich will es auch, wenn Sie noch einmal von Liebe mit mir sprechen! — Geben Sie mir hierauf Antwort, ich bestehe darauf."

„Ei, wie decidirt! — Mißtrauisch können diese Zeilen mich nicht machen. — Du bist mir von meiner Schwester empfohlen. Ich halte darauf so große Stücke, daß Du mir wirklich Etwas zufügen könntest, was Dich als eine verschmitzte Person bezeichnete, ohne daß ich Dich dafür gelten lassen würde. Darauf meine Versicherung! — Was Deine zweite Bedingung betrifft, daß ich mit Dir nie mehr von Liebe sprechen dürfe, so sollst Du auch darin Deinen Willen haben. Du bist aber eine Thörin, Du bringst Dich um die kostbarsten Geschenke."

„Halten Sie ein! Es empört mich, solche Worte zu hören!"

„Nun, wie Du willst! Ich sprach auch nur von Liebe mit Dir, weil ich die Blümlein ärgern wollte."

„Hat sie denn Rechte auf Sie?"

„Sie nicht auf mich, ich aber habe Rechte auf sie. Sie ist mir schuldig und weiß nicht, daß ich ihr Gläubiger bin. Ich habe unter fremdem Namen, da sie ihre Wechsel nicht einlöste, einen Personalarrest auf ihre Person erwirkt; — wenn es mein Vortheil erheischt, werde ich ihr in der Siebensterngasse ein Quartier anweisen."

„Was ist das für ein Quartier in der Siebensterngasse?"

„Dort befindet sich das Polizeihaus und in diesem der Schuldenarrest. Ei, dort wohnen die respectabelsten Leute! — Dort befindet sich die fidelste und fashionabelste Gesellschaft. Ich selbst habe ein paar ganz artige Herren eingesteckt. Ich besuche sie sogar zuweilen; ich werde von ihnen zu manchem splendiden Diner geladen, und das Lustigste ist, daß sie nicht einmal ahnen, daß ich ihr Gläubiger bin, daß der, den sie tractiren, sie unter Schloß und Riegel festhält."

Hirschmeyer lachte bei diesen Worten wie über einen Witz.

„Aber ist denn dies möglich in Wien. Bei uns auf dem Lande kennt jeder Schuldner seinen Gläubiger."



Sie werden mich hinabwerfen, lispelte die Alte.

„Ja, bei Schuldscheinen besteht diese schlechte Einrichtung auch in der Hauptstadt, aber bei Wechselbriefen ist das ganz anders. Wenn ich die Summen hätte, welche auf erfundene Namen eincassirt oder eingeklagt oder mittels aller Torturen von Executionen eingebracht werden, könnte ich den dritten Theil der Stadt Wien kaufen. So ein Wechsel, den man giriren kann, an wen man will, auf alle Namen, die in irgend einem Wörterbuch

vorkommen, ist eine prächtige Erfindung. — Da kauft ein lüderliches Weib unter einem anderen Namen einen Wechsel auf ihren Gatten. Sie weiß, daß er nicht bezahlen kann, sie läßt ihn also auf ein Jahr einsperren, weil der Mann sie im Hause genirt und der Liebhaber auf keine andere Weise in's Haus kommen kann. Da kauft mancher zärtliche Papa unter einem fremden Namen Wechsel auf seinen Herrn Sohn. Er läßt ihn einsperren, damit er wenigstens ein Jahr lang keine neuen Schulden macht; da kauft unter fremdem Namen ein Geschäftsmann einen Wechsel auf einen anderen Geschäftsmann, weil ihm dieser im Wege ist und er seine Rivalität fürchtet."

„Das ist niederträchtig!"

„Ja, es mag sein, aber dessenungeachtet nicht gegen die Gesetze. Wer Wechsel ausstellt, wird demjenigen ganz gleichgestellt, der sich dem Teufel verschreibt. Der Teufel Gläubiger kann mit ihm machen, was er will, bis auf's Rädern und Köpfen kann er Alles thun, weil sich dies ein armer Schuldner nicht selbst zuzufügen vermag; aber zum Aufhängen oder zum Herabstürzen von irgend einer schwindelnden Höhe, zum Ersäufen, Ersticken, Erschießen kommt es zahllos oft. — Die Gläubiger und Advocaten setzen nämlich einem so armen Menschen, der das Unglück hat, eine Wechselschuld nicht augenblicklich bezahlen zu können, so lange zu, bis der Schuldner in Verzweiflung seinem Leben ein Ende macht. Das ist die Todesstrafe, die wie bei einem Morde auf die Nichteinlösung eines Wechsels erfolgt."

„Und solche Gläubiger, solche Advocaten gibt es in Wien?"

„Zweifelst Du? — Ich habe einen Advocaten, der Vater und Mutter von den Kindern wegreißt, und wäre die Zahl der Kinder ein halbes Dutzend! Mein Advocat hat den Vater und die Mutter von acht Kindern wegschleppen und in den Schuldenarrest werfen lassen, von Kindern, deren ältestes sieben Jahre und das jüngste noch an der Mutterbrust lag!"

„Und dieser Mann heißt?"

„Seinen Namen werde ich ein anderes Mal nennen. Genug! — Mir dient er gut; was die Welt von ihm spricht, ist ihm gleichgiltig; mir auch! — — Dort liegt noch der anonyme Zettel, gib ihn doch noch einmal her. Ich will ihn am Tage besichtigen, gestern las ich ihn nur beim Kerzenlichte."

Er nahm den Zettel in die Hand.

„Ja, ja," sagte er, „es ist die Schrift der Blümlein, nun, bald wird sie aus dem Polizeihause ähnliche Buchstaben an ihren unbekannten Wohlthäter schreiben. Ich werde sie Dich lesen lassen."

„Sie sagten vorher: „Das ist die Todesstrafe, die, wie bei einem Morde, über die Nichteinlösung eines Wechsels verhängt wird." Ist die Todesstrafe über jeden Mörder verhängt?"

Hirschmeyer schrak sichtbar zusammen, dann faßte er sich und sagte ganz dumpf:

„Ja, wenn der Mörder das Geständniß seiner That abgelegt."

„Wenn man den Mörder aber noch nicht entdeckt hat, da lebt er doch wol so, als wenn er dem Henker schon verfallen wäre?"

„Du stellst sonderbare Fragen! Wie kommst Du auf dieses Thema?" erwiderte Hirschmeyer in einem Ton, wie wenn er schon zum Galgen geführt würde.

„Sie selbst fingen davon an!"

„Ich?"

„Nun ja, Sie sagten ja, daß Gläubiger und Advocaten —"

„Ich erinnere mich. — Laff' uns abbrechen. Es fällt mir eben ein, daß ich an meinen Plan zu denken habe. Bald muß ich das Weib zu mir bestellen. Es ist die höchste Zeit! Vorher noch einen Gang zu meinem —" Schlosser wollte er sagen, aber er verschlang dies Wort, nahm seinen Hut und ging wie ein von Gewissensangst Gepeitschter fort.

Therese sah ihm nach und sprach: „Du würdest vor Dir selber erschrocken sein, hättest Du Dir so in's Antlitz sehen können, wie ich es that. — Er ist fort! Ich kann die Stunde nicht erwarten, die mich zu der Kartenschlägerin führt. Was werde ich von dieser erfahren?"

* * *

Zwischen zwölf und ein Uhr, zur Zeit, in welcher Hirschmeyer in einem Gasthause zu Mittag speiste, verfügte sich Therese nach Margarethen in die Gärtnergasse in das bezeichnete Haus.

Sie versah sich mit einem hübschen Sümmchen von Banknoten.

jeden Menschen sein ganzes Schicksal herauslesen lasse. — Wüßte ich nur eine Zigeunerin, ich würde sie aufsuchen und wäre sie hundert Meilen von hier. Ich halte sogar Erscheinungen aus der anderen Welt für möglich und habe darüber viel gelesen. Bei Allem, was ich thue, frage ich das Schicksal; ich bilde mir gewisse Organe, die ich im Namen meines Schutzgeistes sprechen lasse. Ich gehe zum Beispiel mit dem Vorsatze aus, hieher zu kommen. Ich bestimme, daß, wenn die erste Person, die mir begegnet, ein Kind ist, ich mein Beginnen ausführen dürfe. Ich schlage irgend ein Buch auf und sehe auf die Seitenzahl. Kommt eine Sieben darin vor, so werde ich eine unruhige Nacht haben, finde ich keine Sieben, so schlafe ich gut. Dies habe ich seit Langem bewährt gefunden. Leider schlage ich mir seit mehreren Wochen nur Zahlen mit Sieben auf. Da betrinke ich mich dann und schlafe ebenfalls gut."

„Als Sie sich heute zu mir bemühten, ist Ihnen da ein Kind begegnet?"

„Nicht eines, zwei Kinder fand ich auf dem Wege. Ich bin nun begierig, was die Karten mir sagen werden."

Die Sibylle ließ Hirschmeyer abheben und legte die Karten.

„O weh!" sagte sie, „die Kinder haben Sie getäuscht! Ich finde dieselben Zeichen wie neulich!"

„Mische Sie die Karten zusammen und frage Sie Ihr Orakel um etwas Anderes. — Nicht über das, was geschehen ist, will ich Auskunft; ich will wissen, ob mir das gelingen wird, was ich vorhabe! — Mische Sie! — So! — Darf ich dreimal abheben?"

„Wenn Sie besondere Dinge wissen wollen, so müssen Sie auch besonders abheben."

Hirschmeyer hob dreimal ab.

Die Frau legte die Karten.

„Sie gehen auf Menschenraub aus," bemerkte Sibylle.

„Wie?" fragte Hirschmeyer, „dies sagen Ihr die Karten?"

„Ja, ja — da sehen Sie her, Sie haben eine Entführung vor."

„So ist es," murmelte Hirschmeyer vor sich hin. „Wird sie gelingen?" fragte er dumpf.

„Gelingen?" dehnte Sibylle.

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie werden auf unerwartete Hindernisse stoßen."

„Auf Hindernisse? Welche Hindernisse können dies sein?"

„Ein Todter stellt sich dazwischen."

„Ein Todter? — Wahnsinn! Wie kann ein Todter dazwischen treten?"

„Doch! Ich kann nicht deutlich ausnehmen, was dies für ein Todter ist — doch halt! Hier liegt das Treff-Aß dicht unter dem Todten, das bedeutet einen Todten, der nicht auf natürliche Art gestorben ist."

Die Kartenlegerin sah bei diesen Worten Hirschmeyer mit durchdringenden Blicken an.

Er bebte zurück und sank auf einen Stuhl.

Es entstand eine lange Pause.

Hirschmeyer suchte sich zu sammeln.

Ein kalter Angstschweiß befiel ihn.

Er nahm sein Taschentuch und trocknete sich mit demselben ab.

Endlich sagte er:

„Lege Sie die Karten zusammen. Ich will Nichts mehr hören!"

Sie that es.

„Sie erschweren mir meine Kunst," sagte sie. „Ich war ja noch nicht zu Ende mit meinem Orakelspruche."

„Genug! Genug!" stöhnte Hirschmeyer.

„Ich will andere Karten holen."

„Die Karten können geändert werden, aber mein Schicksal wird deshalb kein anderes."

„Gnädiger Herr," erwiderte die Sibylle. „Sie sind nicht aufrichtig gegen mich. Sie beziehen vielleicht Dinge auf sich, welche gar nicht auf Sie zu beziehen sind. Oft geschieht es im Leben, daß man mit dem Schicksale eines Anderen, ja eines Dritten so zusammengekettet wird, daß man sich davon nicht mehr trennen kann."

„Andere Karten!" tobte Hirschmeyer und sprang von seinem Stuhle auf. — „Habe ich das Recht," fragte er, „mir eine andere Figur, die meine Person vorstellen soll, auszubitten, als den Coeur-König?"

„Alle Figuren stehen Ihnen zu Gebote, dann wird der Coeur-König die Karte vorstellen, die Sie wählten; nur den Pique-Buben dürfen Sie nicht bestimmen und nicht die Pique-Sieben,

denn der Pique-Bube ist der Scharfrichter und die Pique-Sieben der Galgen oder das Schaffot."

„Verfluchtes Weib!" kreischte Hirschmeyer, „welcher Teufel spricht aus Dir? Was willst Du mit dem Todten sagen, der nicht auf natürliche Weise gestorben ist? — Was willst Du mit dem Scharfrichter und dem Schaffot?"

„Ich will die Karten, welche Sie ängstigen, herauswerfen und bei Seite legen."

„Die mich ängstigen?" entgegnete Hirschmeyer. „Mich ängstigen?"

Hirschmeyer raffte seinen ganzen Muth zusammen und schrie:

„Mich ängstigt Nichts! Hörst Du, Nichts! Aber ich will Dir Karten aufschlagen und Dir von einem Todten, der aus seinem Grabe aufsteht, erzählen, daß er Dir entgegen tritt, und dann will ich Dich fragen, ob Du dies anhören kannst, ohne erschüttert zu werden. — Ich will Dir vom Henker und vom Galgen vorreden, und Dich dabei ansehen, ob Du ein Gesicht dazu machst, als stünde Dir, alte Hexe, noch ein hübscher, junger Freier mit einmalhunderttausend Gulden bevor!"

„Schlagen Sie mir mein Schicksal auf; was die Karten weissagen, werde ich ruhig hinnehmen."

„Wenn ich die Kunst verstünde, würde ich Dich die Probe bestehen lassen."

„Legen Sie die Karten; ich werde sie erklären."

„Und mich belügen."

„Dies ist unmöglich! Hier haben Sie das „Schwarze Buch", aus dem ich meine Kunst erlernt. Schlagen Sie jedes Blatt nach, das Sie auf den Tisch legen. Lesen Sie rückwärts die mehr denn tausend Beispiele, nach welchen die Karten zu deuten sind. — Wenn ich Sie hintergehe, dann kommen Sie nie mehr zu mir, Herr; das ist eine große Bedingung, ja für mich eine Lebensfrage, weil mich Niemand so gut bezahlt, wie Sie!"

„Wolan! Ich mische die Karten."

„Nehmen Sie das andere Paket!"

„Nein, diese, gerade diese, aus welchen Du den Todten, der nicht auf natürliche Weise gestorben, den Scharfrichter und das Schaffot ausscheiden wolltest."

„Wie es Ihnen beliebt."

Hirschmeyer mischte die Karten.

„Heb' ab, Braut des Scheiterhaufens!" herrschte Hirschmeyer dem Weibe zu.

„Hexe von Endor wurde ich auch schon genannt."

Sie hob ab.

„Dreimal! Dreimal!"

„Dreimal bringt Glück, siebenmal Mißgeschick."

„Heb' siebenmal ab, Hekate! Ich will Deinen Untergang haben."

„In des Himmels Namen!"

Sie coupirte siebenmal.

„Sprich nicht vom Himmel, Großmutter des Belzebub! Rufe lieber die Höllengeister an, daß diese Dich noch eine Weile ungeschoren lassen."

Hirschmeyer legte die Karten.

„Das sage ich Dir," sprach er, „die Herz-Dame darf Dich, Scheusal, nicht vorstellen, sondern die Pique-Dame, der Du am ähnlichsten siehst, soll Dein Conterfei sein!"

„Dann muß die Coeur-Dame die Pique-Dame vorstellen."

Hirschmeyer überblickte die Karten.

„Nun, altes Ungethüm, was sagst Du zu dieser Bescheerung?"

Die Sibylle sah in die Kartenblätter.

„Ei, gar so schlecht steht es mit mir trotz des siebenmaligen Abhebens nicht!" erwiderte sie. — „Es steht mir zwar viel Ungemach bevor. — Die Polizei ist mir auf der Spur. — Sie verhaftet mich nächstens in der Nacht."

„Ich wünschte, sie hätte Dich schon!"

„Geduld, gnädiger Herr. Ich kann ihr nicht entwischen."

„Sie wird Dich verurtheilen der schmählichen Kunst wegen, die Du treibst."

„Nein, sie wird mich blos einziehen, weil ein Raubmörder bei mir ein- und ausgeht und die Polizei der Meinung ist, ich hätte Theil an seiner ruchlosen Handlung."

„Wo steht das, schändliche Lügnerin?"

„Hier bin ich, die Pique-Dame. Hier ist das Haus, in dem ich wohne. Diese zwei Karten, schlagen Sie nach im „Schwarzen Buche", bedeuten Gerichtsdiener — hier ist der Raubmörder — schlagen Sie nach."

„Gut, gut. Ich will es glauben."

Sie trat bei der alten Sibylle ein.

Diese wartete bereits auf ihre neue Kundschaft.

„Ehe ich Ihnen noch Zeit raube," wendete sich Therese an die Kartenlegerin, „bezahle ich Ihre Dienste. — Hier sind fünfzig Gulden. Mehr noch soll nachkommen, wenn Sie mir Nichts verschweigen von Dem, was ich wissen will. Zuerst geben Sie mir Auskunft über das Ehepaar, das wir gestern beobachteten."

„Ach mein Gott!" rief das Weib, „das sind ja so böse, schlechte Menschen, wie weit und breit keine ähnlichen zu finden sind. Von dem Manne erzählt man Dinge, bei deren Anhören man das Herzklopfen bekommt. Er soll ein Brandleger und vom Spielberge entsprungen sein! — Sein Weib gibt ihn deshalb für gestorben aus, damit die Nachforschungen nach ihm aufhören. — Neulich schon hieß es, man sei ihn am frühesten Morgen mit einem zweiten Manne auf dem Wege nach seinem Hause begegnet."

„Am frühesten Morgen?" unterbrach Therese die Alte. „Wann geschah dies? An welchem Tage, um Gottes willen! Geben Sie mir hierüber genaue Auskunft!"

„Ach, mein Himmel, wie kann ich dies? Ich weiß nicht einmal mehr, wer dies erzählt hat. Ich will mich aber bei allen Nachbarn erkundigen."

„Und bis wann kann ich hierüber Auskunft erhalten?"

„In einigen Tagen, vielleicht bis morgen schon."

„Wer ist denn in ihrer Vorstadt am frühesten Morgen auf der Straße? Es werden dieselben Leute zu sehen sein, die überall zuerst aus den Federn schlüpfen oder in diese zurückeilen: Milchweiber, Fuhrleute, Barbiere u. dgl., oder Nachtwächter, Nachtschwärmer, Spieler — auch Leute, die Schulden halber vor Tags aufstehen und sich vor ihren Gläubigern flüchten."

„Sie bringen mich da auf eine Spur! Ja, ja, Herrn Reller wird an jenem Tage der Brandleger begegnet sein, mir kommt vor, Herr Reller wurde mir genannt."

„Herr Reller? Wer ist Herr Reller?"

„Er lebt vom Einsperren anderer Personen. Er ist ein Schreiber bei einem Advocaten und hat kein anderes Geschäft, als Schuldner aufzuspüren, welche sich verbergen. Er reißt oft um Mitternacht einen saumseligen Zahler aus seinem Bette und schleppt ihn in den Arrest — wenn es ihm nur ein paar Groschen abwirft."

„Das muß ein edler Mensch sein, der hält es vielleicht gar mit Räubern und Mördern, wenn es ihm Gewinn bringt."

„Er ist wol ein Schuft! Neulich hat er einen Schuldner durch drei Gärten, deren Planken dieser übersteigen mußte, verfolgt, dabei hätte sich Herr Reller bald den Fuß gebrochen."

„Das Genick zu brechen hätte dieser Unmensch verdient!"

„Das Schönste war, daß Herr Reller, als er von der letzten Planke in einen Küchengarten niederfiel, von dem Besitzer des Gartens tüchtige Prügel erhielt."

„Gott segne den Mann, der die Prügel gab."

„Der Schuldner entwischte und kann bis heute nicht mehr aufgefunden werden!"

Therese lachte.

„Wie wäre es," sagte Therese, „wenn man diesen Herrn Reller, der für ein paar Groschen sich einem solchen Schandgeschäfte hingibt, für viel Geld auch zu einem ehrlichen Geschäfte bestimmen könnte. Er soll mir an die Hand gehen, einen Raubmörder zu entdecken; doch ein Kerl, der nur ehrliche Leute hetzt, wird hiezu seine Hand nicht bieten."

„Für Geld thut er Alles! Aber ich fürchte etwas Anderes. Hat er die Aussicht, daß er von dem Raubmörder mehr bekommt, als von Ihnen, so wird er diesen warnen."

„Versuchen Sie es. Wir wollen sehen! Sagen Sie mir nun, woher kennen Sie Herrn Hirschmeyer? Der Mann, der Ihnen unbekannt war, führt diesen Namen."

„Er ist meine Kunde. Er kommt häufig zu mir und läßt sich die Karten legen. Ich habe ihm leider immer nur schreckliche Dinge prophezeihen müssen."

Hier erzählte die Sibylle die letzten Scenen mit Hirschmeyer, welche dem Leser bereits bekannt sind.

Therese hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu.

Als die Kartenlegerin mit ihrer Schilderung zu Ende war, sagte Therese:

„Sie müssen ihm die Hölle noch heißer machen. Sie müssen ihm geradezu sagen, der Galgen stünde ihm bevor!"

„Mein Gott! So verdächtig mir dieser Mann schon längst erschien, so kann ich doch nicht Dinge aus den Karten lesen, die nicht darin geschrieben stehen!"

„Halten Sie denn Etwas auf diesen „Hokus Pokus?"

„Ich halte nicht mehr darauf, als die Leute selbst, welchen ich die Karte lege. Was ich beim Beginne jeder Production bei neuen Kunden sage, sind allgemeine Dinge. Erst aus den Fragen meiner Abergläubigen bemerke ich, was sie wissen wollen, darnach richte ich mich. Herr Hirschmeyer lenkte mich selbst auf eine maßlose Angst, die ihn beschleiche, auf eine gräßliche Gefahr, die ihn bedrohe, darauf ging ich nun ein. Was er mir nicht sagte, las ich auf seinem Gesichte. Ich wende nie ein Auge von ihm, wenn ich ihm meine Orakelsprüche offenbare. Ich wünschte, daß Sie nur einmal Zeuge sein könnten, wenn er bei mir ist."

„Zu welcher Stunde besucht er Sie gewöhnlich?"

„Das ist nicht bestimmt. Ich bemerkte aber oft, daß er nur dann kommt, wenn er wieder in große Furcht geräth. Er muß Etwas auf dem Gewissen haben, was ihn drückt."

„Ja wol! Ja wol!"

„Wenn ich ihm so recht schauderhafte Sachen sage, so wechselt er die Farbe wie ein Fieberkranker. Ich sah ihn schon so blaß wie eine Leiche, dann wieder so dunkelroth wie Einer, den der Blutschlag treffen soll."

„Da haben Sie noch fünfzig Gulden. Sprechen Sie vom Galgen mit ihm! Lesen Sie aus den Karten, daß er bei seinem schauderhaften Verbrechen einen Helfershelfer habe und daß ihn Nichts retten könne, als eine schnelle Selbstanklage bei Gericht."

„Mein Himmel! So gewaltig darf ich diesen Gewissens-Patienten nicht anpacken."

Man hörte jetzt drei leise Klopfer an der Thüre.

„Das ist das Zeichen Hirschmeyer's!" rief die Sibylle. „Er ist da! — Schnell gehen Sie in diese Kammer! — Ich werde laut mit ihm sprechen, damit Sie jedes Wort hören können."

„Sie erhalten noch hundert Gulden, wenn Sie sich in meinen Willen fügen."

Therese verbarg sich in der Kammer.

Hirschmeyer trat ein.

---

18. Kapitel.

Ein Blick in ein Gewissen.

„Schnell! Schnell! sagte Hirschmeyer zu seiner Sibylle. „Lege Sie mir die Karten. Eine Frage an das Schicksal steht Jedem frei! — Vermag Sie mir durch Ihre Orakelsprüche zu verkünden, daß ich auf dem rechten Wege wandle, daß mir mein Vorhaben, das ich ausführen will, gute Früchte bringt, so will ich Sie reichlich belohnen."

„Ich bin glücklich, daß Sie mich besuchen," antwortete die Kartenlegerin. „Sie haben Zutrauen zu meiner Kunst, dies erhebt mich wieder."

„Wurde Sie denn gedemüthigt?"

„Beinahe! — Eine Frau war bei mir und fragte mich, ob ich denn auf meinen Hokus-Pokus Etwas hielte? Ob ich denn selbst an die Weissagungen des Coeur-Königs, der Coeur-Dame, des Treff-Buben und der Pique-Dame glaube? — Auf Abergläubige, setzte sie hinzu, sei meine Kunst berechnet, und Charlatanerie nannte sie alle meine Prophezeihungen."

„Dieser Frau sind gewiß Dinge gesagt worden, welche ihr unangenehm waren?"

„Nein, nur Angenehmes wußte ich ihr zu verkünden, aber sie schien eine Aufgeklärte zu sein und lachte mir in's Gesicht. Sonst sind die Frauen und Mädchen Diejenigen, welche auf das Wahrsagen aus den Karten bauen, und die Männer Diejenigen, welche die schwarze Kunst verhöhnen; aber hier ist es gerade umgekehrt. Sie, mein Herr, schenken meinen Verkündigungen Credit; dies flößt mir wieder Muth ein."

„Ich habe Ihre Aussprüche so oft schon bewährt gefunden, daß ich mich wahrhaft danach sehne. Dann leugne ich nicht, daß ich schon von frühester Jugend her an gewisse übernatürliche Dinge und geheimnißvolle Vorgänge glaubte. Ich habe dies von meiner Mutter. Ich halte auf Ahnungen, Visionen und Träume; ich bin überzeugt, daß sich aus den Linien der Hand eines

Hirschmeyer kämpfte sichtbar mit sich.

Endlich rief er, indem er seine Geistesgegenwart zusammennahm:

„Also hast Du Verkehr mit Räubern und Mördern?"

„So scheint es."

„So scheint es?"

„Ich weiß aber Nichts davon! Ich habe Ihnen schon gesagt, es kommt sonst kein Mann zu mir, als Sie, und Sie sind meine beste Kunde,

„Als mein grimmigster Feind!"

„Weiter!"

„Sie wollen mir eine Grube graben."

„Ich falle aber selbst hinein."

„Was ficht Sie an?"

„Rede ich nicht in allgemeinen Ausdrücken?"

„Es reut Sie wieder, mich so schnöde behandelt und beschimpft zu haben."

„Nie!"



Castelli.

(Nach einem Bilde aus dem Städtischen Museum.)

Sie sind so respectabel, daß Sie ein so grobes Verbrechen unmöglich begangen haben können."

„Bin ich auch unter diesen Blättern?" fragte Hirschmeyer nach einer neuen Pause.

„Freilich", antwortete die Sibylle. — Sie bleiben der Herz-König für mich unter allen Umständen."

„Und wie steh' ich zu Dir?"

„Sie möchten mich lieber um Verzeihung bitten, aber Sie sind zu viel mit Ihrem eigenen Schicksal beschäftigt. — Das, was Ihr Gewissen drückt, läßt Ihnen keine Ruhe."

„Mein Gewissen?"

„Ja das Coeur-Aß ist das Gewissen, auch das menschliche Herz, der Gedanke eines Menschen. Ihr Herz hängt an einem Todten. Sie

finden auch nicht eher Ruhe, bis Sie dem Gerichte geoffenbart, was es mit diesem Todten für ein Bewandtniß hat!"

„Ha! Verfluchtes Weib!" schrie Hirschmeyer auf. „Jetzt sehe ich, daß Du alle diese Dinge sagst, weil Du mich mit einem niederträchtigen Verdacht zusammenbringst. Du stehst im Solde der Polizei, die auskundschaften ließ, daß ich zu Dir komme! — Einmal schon beschimpfte mich das Gericht mit einer schrecklichen Beschuldigung. — Ich wies genau nach, daß ich zu jener Zeit, als in Wien ein Mord geschah, nicht hier gewesen; dessenungeachtet werde ich noch immer verdächtigt und Du bist das erbärmliche Werkzeug, das gebraucht wird, mich zu verderben! Ja, ich will ein Mörder sein, aber an Dir, Scheusal. Empfiehl' Deine Seele dem Satan! Ich erwürge Dich!"

Hirschmeyer stürzte wie wüthend auf die Alte los und wollte sie am Halse fassen.

Sie entwand sich seinen Händen und retirirte sich in die Kammer, die sie hinter sich schnell verriegelte.

„Verfluchte! Du sollst mir nicht entkommen. Ich stoße die Thüre ein."

Die Alte rief: „Versäumen Sie Ihre Zeit nicht, Herr von Hirschmeyer! In der Stärkmachergasse holen Sie Ihre Stärke erst! Hier reichen Ihre Kräfte nicht aus. Gehen Sie ruhig fort, sonst beschleunigen Sie nur Ihren Untergang."

„In der Nacht komme ich wieder!" keuchte Hirschmeyer.

„Sie haben mir ja durch die Karten geweissagt, daß mir die Polizei in's Haus steht; wenn diese in der Nacht schon im Hause wäre!"

„Entsetzliches Beest!" knirschte Hirschmeyer. — „Höre mich noch einmal an. Ich will Dir Nichts in den Weg legen. Komm heraus! Laß uns nicht in Feindschaft scheiden. Du sagtest ja selbst, daß ich Deine beste Kundschaft sei. Viel Geld habe ich Dir bereits gegeben, noch mehr sollst Du haben. Komm heraus und erkläre mir nur, daß Du nicht im Solde der Polizei stehst."

„Ich erkläre Ihnen dies und schwöre darauf einen feierlichen Eid."

„Woher weißt Du meinen Namen?"

„Sie verloren neulich eine Adresse hier."

„Komm heraus und gib mir diese Adresse wieder."

„Dort am Fenster steckt sie. Nehmen Sie sie selbst!"

„Komm heraus! Zum Zeichen, daß Du versöhnt bist!"

„Wenn ich vorher um Hilfe rufen darf."

„Du wirst mich nicht opfern?"

„Wollte ich Sie opfern, hätte ich die Fensterscheiben zertrümmert und die Nachbarn um Beistand angerufen."

„Ich bin Dir noch ein Honorar schuldig."

„Wir sind quitt! Ich habe Ihnen und Sie haben mir die Karten gelegt."

„Wie kamst Du dazu, mir von der Stärkemacher-Gasse vorzureden?"

„Ich wollte den Preis gewinnen, denn Sie festsetzten, wenn ich Ihnen sagen könnte, wer in der Nacht in dieses Haus kommt. Ich sah Sie in jenem Hause. — Zahlen Sie mir den Preis!"

„Verflucht!" sagte Hirschmeyer für sich. „Doch nur mit Geld ködere ich sie. — Bleibe in Deiner Kammer! Ich lege das Geld, das ich Dir versprach, hieher."

Er zählte das Geld auf.

„Darf ich wieder kommen?" fragte er.

„Wenn Sie eingesehen haben werden, daß Sie mir Unrecht gethan."

Hirschmeyer entfernte sich.

Die Sibylle blieb noch einige Minuten in der Kammer.

Dann trat sie heraus.

Sie überzeugte sich, daß er fortgegangen.

Man hörte einen Fiaker fortrollen.

Therese kam nun auch in die Stube.

„Ich weiß genug!" rief sie. „Das war eine schreckliche Situation; wenn er die Thüre erbrochen und mich entdeckt hätte!"

„Am Leben wäre uns Nichts geschehen!"

„Am Leben? Ich hatte schon das Fenster nach dem Hofe geöffnet und wäre hinausgesprungen. Mir lag nur daran, daß er mich nicht erblicke. Ich fürchte ohnehin, daß er, von den Furien der Angst gepeitscht, aus Wien fliehen wird."

„O nein! Er fußt darauf, daß er nachweisen könne, wo er in jener Mordnacht gewesen."

„Ich muß fort! Wenn er auch jetzt erst zu Tische geht, so muß ich doch eilen, nach Hause zu kommen. Er wird seinen Plan ausführen! Er braucht mich hiezu. Hier der Betrag, den ich Ihnen versprochen. Sie sind ein gescheidtes Weib. Sie haben ihn furchtbar in die Enge getrieben."

„Ich befolgte nur Ihren Wunsch. Eines aber sage ich Ihnen, so verdächtig dieser Mann auch ist: er ist kein Mörder!"

---

19. Kapitel.

Wiener Gastfreundschaft.

Die Wiener, welche sich noch an die Vergnügungen erinnern, welche ihnen vor fünfzig Jahren geboten wurden, werden auch des schönen Gartens auf der Landstraße zum Gasthofe der „goldenen Birn" gedenken, in welchem Kapellmeister Strauß seine herrlichen Feste gab.

Dieser einem Parke ähnliche Garten gehörte der Gräfin Orelly, und die Dame vermiethete ihn nur unter der Voraussetzung an den Gastwirth Stipperger, ihren Nachbar, daß er den Wienern einen Festort öffne, desgleichen sie keinen schöneren, passenderen und anziehenderen zu finden vermöchten.

Herr Stipperger erfüllte diese Bedingung.

Damals war es noch recht gemüthlich in Wien. Wo man hinblickte, gab es harmlose Menschen; die Massen dachten nicht an Politik, der Egoismus bemächtigte sich nicht der Menschen wie heute, herzlich und traulich näherte sich Einer dem Anderen, Geselligkeit und Freude war allenthalben zu finden. Es war reizend in Wien.

Der Fremde nannte Wien ein Paradies; er fand in der Kaiserstadt, was er nirgends in der Welt fand, echten Humor, ungeheuchelte Gemüthlichkeit und wahren Frohsinn; endlich zog die Fremden eine Gastfreundschaft an, wie sie nirgends zu finden.

Ein Beispiel aus vielen.

Im Jahre 1834 kam der Berliner Theaterdichter und Regisseur der Berliner Hofbühne Herr Blum, Verfasser vieler wirksamen Dramen und pikanter Lustspiele, die alle mit entschiedenem Glücke gegeben wurden, nach Wien.

Er besah sich die Stadt nach allen Richtungen, besuchte die öffentlichen Orte, lernte alle Sehenswürdigkeiten kennen, ging in alle Theater, machte die Bekanntschaft aller Wiener, die sich durch irgend ein Verdienst, ein Talent, eine Virtuosität hervorthaten, bekümmerte sich um alle Eigenthümlichkeiten, Neigungen, Gewohnheiten der Residenz-Bewohner, lernte den Volkscharakter und Volkswitz kennen und gewann hiedurch Wien so lieb, daß er viel darum gegeben hätte, ein Wiener zu sein.

Eines Sonntags im Mai schlenderte er zur Mittagszeit mit Castelli und dem alten Hofschauspieler Schwarz nach dem Lerchenfelde.

„In einem der hübschen Gärten im neuen Lerchenfelde wollen wir speisen," sagte Castelli. „Im Lerchenfelde sollst Du erst das Wiener Volk kennen lernen; Du wirst sehen, wie es sich hier amusirt, wie es angenehm lebt! Bei Euch in Berlin," setzte Castelli scherzhaft hinzu, „speist man nicht in einem Jahre so viel Braten, wie in Wien in einer Woche!"

Blum lachte und Schwarz meinte, daß Neulerchenfeld zur Sommerszeit mehr Wein und Bier verbrauche, als Preußens Hauptstadt und Charlottenburg dazu.

„Und die Gastfreundschaft der Wiener," ergänzte Castelli, „über ihre Gastfreundschaft geht Nichts. Dem Wiener schmeckt kein Knödel, wenn er es nicht mit einem Freunde theilen, und kein Glas Grinzinger, wenn es nicht ein Kamerad mit ihm trinkt."

„Ja, Ihr Beide seid gastfrei," antwortete Blum, „und die Banquiers, bei welchen ich meine Empfehlungsbriefe abgab, sind es — aber sonst habe ich noch wenig Gastfreundschaft bemerkt."

„So?" versetzte Castelli. „Davon will ich Dich doch sogleich überzeugen! Es schlägt gerade zwölf Uhr auf der nahen Piaristen-Kirche. Die Leute, die hier in der Vorstadt Josephstadt wohnen, gehen eben zu Tische. Hier in den Wohnungen zu ebener Erde wird aufgetragen. Lasse die Leute ihr Tischgebet verrichten und dann sprich durch das Fenster: „Ich wünsche guten Appetit!" Ich mache eine Wette, ehe Du diese Worte gesagt, bist Du schon höflich gebeten, mitzuhalten, Du gar mit Deinem Ausländer-Dialekt! Einem Fremden kommt man bei uns besonders aufmerksam entgegen."

„Das will ich doch versuchen!“ erwiderte Blum.

„Noch Eines!“ sagte Schwarz; „wenn sie Dich einladen, so erwidere: „Ich bin nicht allein, ich habe noch ein paar Freunde bei mir,“ und ich wette, wir Beide werden ebenfalls gebeten.“

„Hoho!“ versetzte Blum, „warum nicht gar ein halbes Regiment!“

Die drei Herren kamen gerade an dem Laden eines Gelbgießers vorüber.

Der Meister, sein Weib, seine Kinder und ein halbes Dutzend Gesellen saßen um dampfende Schüsseln, Wein und Bier in großen Flaschen auf dem Tische.

„Ich wünsche guten Appetit!“ rief Blum durch das offene Fenster.

„Auch so viel!“ antwortete die Meisterin.

„Wollen Sie es so gut haben und mitessen?“ versetzte der Meister, „dann bemühen Sie sich herein und greifen Sie zu!“

„O, so war's nicht gemeint!“ antwortete Blum.

„Aber wir meinen es so!“ entgegnete der Gelbgießer. „Kommen Sie nur. Meine Frau wird Ihnen sagen, was Sie kriegen.“

„Kraut mit Selchfleisch, eine Gans mit Salat und einen Gugelhupf. In einem Wirthshaus ist's schwerlich besser.“

Blum sah seine beiden Freunde voll Verwunderung an, welche rückwärts standen.

„Ich glaube gar!“ rief der Meister, „Sie sind nicht allein? Ich habe da noch ein paar Köpfe gesehen. Kommen Sie nur alle Drei herein; wo ein Dutzend Menschen zu essen haben, können auch noch drei satt werden!“

Dabei stand der Meister auf, öffnete die Thüre seines Ladens und nöthigte die Herren, einzutreten.

Die Meisterin und ein Geselle schleppten schnell drei Stühle herbei; die Magd brachte drei Gedecke und zu Tische setzen mußten sich Blum, Schwarz und Castelli, da half kein Sträuben.

„Meine Lungenstrudel,“ sagte die Meisterin, „müssen Sie essen! Die Wirthin bei den „drei Hackeln“ kocht nach meinem Recept, aber „meine Hand“ hat sie nicht!“

Castelli griff zu.

Blum und Schwarz folgten.

„Delicat!“ versetzte Castelli. „Solche Lungenstrudel hat der König von Preußen nicht auf seinem Tische.“

„Was, der König von Preußen!“ versicherte Schwarz; „der Kaiser von Oesterreich und der Kaiser von Rußland haben keine solchen Lungenstrudel auf ihrer Tafel.“

„Und jetzt geben Sie auf das Rindfleisch Acht,“ sagte der Gelbgießer. „Das ist eines mit einem Springbrunnen!“

„Mit einem Springbrunnen?“ fragte Castelli.

„Freilich! Wenn man mit der Gabel hineinsticht, so macht der Saft des Fleisches einen Bogen. An solchem Fleische hat man zu essen und zu trinken. Doch weil ich gerade vom Trinken spreche — Sebastian!“ rief er seinem Lehrjungen zu, „schenk' ein! — Schaffen die Herren Wein oder Bier?“

„Wenn ich bitten darf,“ antwortete Blum, „so bitte ich um Wein, in einem Weinlande muß man Wein trinken.“

„Nu, Du bittest auch um Wein,“ sagte Castelli zum Hofschauspieler Schwarz, „Du kannst ja Dein Gesicht nicht Lügen strafen.“

Der Meister lachte und meinte:

„Darauf ist nicht immer zu gehen, wir haben im Kloster daneben einen Geistlichen, der ist noch weit kupfriger, als dieser Herr, und trinkt das ganze Jahr nur Wasser.“

„Sie fragen nicht einmal, wer wir sind, und bewirthen uns so freigebig?“ bemerkte Castelli.

„Meine Gäste sind Sie,“ versetzte der Gelbgießer, „das ist mir genug. Ich kann vielleicht auch einmal Ihr Gast werden; ich werde es dann nicht abschlagen.“

„Herr!“ erwiderte Castelli, „Sie sollen noch heute uns bereit finden, Sie und Ihre Familie zu bewirthen. Vorher will ich Ihnen erzählen, wie es kam, daß wir Ihre freundliche Einladung erhielten. Ich sprach von der Gastfreundschaft meiner Landsleute.“

Hierauf erzählte Castelli, was der Leser ohnehin schon weiß.

Darüber freute sich der Gelbgießer und seine Frau sehr.

„Wir verlassen Sie jetzt,“ fuhr Castelli fort, „denn wir sind keine indiscreten Leute! Wir eilen in's neue Lerchenfeld zur „Bretze“.

einen Rath besser werden oder durch thätige Hilfe gehoben werden kann, so sprechen Sie! Wir wollen Ihnen redlich beistehen."

Der alte Hofschauspieler Schwarz war ein gefühlvoller Mann. Er konnte Niemanden traurig sehen. Er unterstützte Arme stets so freigebig, daß er sich häufig selbst Entbehrungen aufbürden mußte. — Dienstfertiger war kein Mensch, als er. Wohlhabenden fremden Künstlern diente er bei ihrem Aufenthalte in Wien als Cicerone, arme, brodlose Schauspieler zog er an seinen Tisch, gab ihnen Geld, machte für sie Collecten und verschaffte ihnen auch ein Engagement.

„Mir kann Niemand helfen!" antwortete der Unbekannte. Ich sehe, die Herren sind herzensgut und werden einen Menschen nicht verlachen, der unglücklich liebt."

„Unglücklich liebt?" versetzte Blum. „Herr, da hat Ihnen der Himmel zwei Aerzte an mir und diesem Herrn — er zeigte auf Castelli — zugewendet. Wir sind zwei Theaterdichter und leben von der unglücklichen Liebe. Wir haben in unseren Stücken die unglückliche Liebe in hunderterlei Art dargestellt und immer ein Mittel gefunden, das Unglück in Glück zu verwandeln. Stemmt sich Ihrer Liebe ein Vater, eine Mutter entgegen? Quält Sie ein hartherziger Onkel, eine keifende Tante, ein giftiger Vormund, sagen Sie es heraus. Wir verstehen es, wie man Vätern, Müttern, Onkeln, Tanten, Vormündern entgegenwirken muß, damit der Peter die Pauline erhält; sehen Sie unsere Lustspiele an; wir bringen Alles unter die Haube und ohne Heirat lassen wir nie den Vorhang fallen."

„Oder haben Sie kein Geld und lieben vielleicht ein reiches Mädchen? Darin habe ich schon Erkleckliches geleistet. Martert Sie etwa gar Eifersucht? Freund, da wenden Sie sich an mich. Die Eifersucht radical zu curiren, ist meine Force."

„Reden Sie," ergänzte Schwarz, „Sie müssen aber aufrichtig sein und unsere Fragen nicht als aus Neugierde, sondern aus Theilnahme entstanden betrachten."

Der Fremde faßte ein Herz und sprach:

„Ach, ich habe eine verwickelte Geschichte! Nach meiner Idee war ich schon ganz nahe am Ziele. Ein reicher Graf nahm mich in seinen Schutz, da kam ein noch weit reicherer Baron und zertrümmerte meine schönen Aussichten."

„Was Tausend! Barone und Grafen spielen bei Ihnen mit? Wer sind Sie denn also? Vielleicht gar ein verwunschener Prinz?"

„O, mein Herr, scherzen Sie nicht," erwiderte der Fremde. „Ich bin nur ein armer Geselle, ein armer Tischergeselle, aber ich liebe so innig und ehrlich, wie vielleicht kein Prinz in der Welt."

Der Leser wird wol bemerkt haben, daß der beklagenswerthe junge Mann kein Anderer war, als Georg, der aus der Werkstatt Schindler's in verliebter Desperation entwichen und nun seit drei Tagen in Neulerchenfeld sich herumtrieb, um sich nicht auffinden zu lassen.

Die drei Herren drangen in Georg, ihnen seine Geschichte zu erzählen.

Georg that es umständlich. Als er aber mittheilte, daß er Baron Rothschild im Verdacht habe und die Meinung äußerte, dem Baron gefiele die schöne Marie eben so gut, als ihm, Georg, da sagte Castelli:

„Aber Freund Tischler, da bist Du ja auf dem Holzwege! Wie kann man denn einem anerkannt braven Manne unedle Absichten zumuthen? Ich bin überzeugt, daß Baron Rothschild nur aus dem Grunde bei Deinem Meister einen Tisch mit Blumenmosaik bestellte, um diesem Meister zu beweisen, was für einen geschickten Gehilfen er an Dir habe und daß er nichts Besseres thun könne, als Dir, mein Freund, die Tochter sammt dem Gewerbe an den Hals zu werfen. — Ich will doch morgen gleich dem Baron Rothschild eine Visite machen und ihn fragen, ob ich nicht Recht habe?"

„Können Sie denn so leicht zu ihm?" versetzte Georg.

„Dichter können mit den Königen gehen, schrieb der größte aller Dichter," erwiderte Blum, „ein Baron gibt es noch billiger!"

„Und Sie wollten für mich sprechen?" fragte Georg neuerdings.

„Castelli nicht allein, auch wir Beide wollen zu Rothschild," bekräftigte Schwarz.

„Ja," sagte Castelli, „Schwarz ist sogar ein Verwandter von ihm. In seinem Gesichte bemerkt man es schon, daß er ein Rothschild ist."

„Und was habe ich indeß zu thun?"

„Morgen mit dem Frühesten gleich zu Meister Schindler in die Arbeit zu gehen.“

„Aber was sage ich ihm? Womit entschuldige ich mich?“

„Der Plan des Lustspiels wäre fertig,“ meinte Blum, „nun kommt es auf den Dialog an.“

„Nichts Leichteres, als dieser Dialog,“ versetzte Castelli.

„Da bin ich wieder!“ sind die ersten Worte.

„Aber der Meister wird fragen:

„Wo war Er?“

„Im Lerchenfeld,“ ist die Antwort, „Meister, wird dazu gesetzt, wenn man Blumen machen soll, muß man sie auf dem Felde studiren, und singen die Lerchen dazu, so gelingt die Arbeit noch einmal so gut, daher mußte ich in's Lerchenfeld. He da! Wo ist mein Tisch, jetzt vollende ich ihn, und sollen Barone und Grafen aus Norden und Süden kommen, und sie müssen versichern, daß sie noch nichts Schöneres gesehen haben werden, als die Lerchenfelder Blumen!“

„Aber der Meister wird toben!“

„Gott bewahre! Man ist grob mit Dem, den man nicht brauchen kann; mit dem Geschickten schmollt man nicht.“

„Und meine Marie! Wenn die mich unter vier Augen erwischt, so kratzt sie zwei davon aus, und das sind die meinigen!“

„Gott bewahre!“ versetzte Blum, „die drückt ihre zwei Augen zu, um sie dann desto mehr aufzureißen und dem wieder gefundenen Geliebten desto zärtlicher in seine Augen sehen zu können.“

„Ach, Du lieber Gott! Wie danke ich Dir,“ sagte Georg, „daß Du das neue Lerchenfeld erschaffen hast, wo so liebe Herren hinkommen! — Meine ganze Beklommenheit ist verschwunden. — O, Sie sind doch recht brave Herren! Und Dichter sind die Herren?“

„Ja, der da schildert die preußischen Verliebten und ich die österreichischen.“

„Und der alte Herr, der ein gar so gutes Herz mir gezeigt hat?“

„Ich bin ein zärtlicher Vater,“ antwortete Schwarz; „die Liebenden, welche die beiden Herren zusammenbringen, segne ich ein.“

„Segnen Sie meine Marie und mich auch?“

„Das versteht sich!“

„Aber Freund Georg,“ sagte Castelli, „nun solltest Du Dir doch ein anderes Bier geben lassen. In dieses sind schon zehn Fliegen hineingefallen; Du hast es nicht einmal bemerkt.“

„Ja, ja, ein anderes Bier!“ rief Georg ganz lustig.

„Heda, Kellner, ein anderes Bier, ein frisches, ein Bier ohne Fliegen!“

„Und Etwas zu essen!“ setzte Schwarz hinzu. „Georg ist mein Gast.“

„O, zärtlicher Vater!“ sagte Georg und drückte dem Hofschauspieler die Hand.

„Und noch einmal die Wuadler!“ rief Castelli. „Die „Wuadler“ für den Verliebten hier, der sich nun in den Ehestand hinein „wuadeln“ wird!“

Lanner spielte die „Wuadler“ zum dritten Mal.

Georg war trunken vor Freude.

Der Kellner machte große Augen, als er mit der frischen „Halbe Bier“ kam und den „reisenden Selbstmörder“ in so heiterer Stimmung fand.

„Gott sei Dank!“ sagte der Kellner zu Schwarz, der für seinen neuen Freund ein recht anständiges Mittagsessen bestellte, „Gott sei Dank, der bringt sich nicht um!“

Jetzt mußte Georg von der vollen Schüssel mit Backhühnern nehmen, welche Castelli für seine Gesellschaft bestellt hatte, und der junge Mann, der aus Liebesgram drei Tage fast Nichts gegessen hatte, ließ sein Herz in den Hintergrund und seinen Magen in den Vordergrund treten und schmauste nach Herzenslust.

„Nun, Berliner,“ wendete sich Castelli an Blum, „Dir schmecken ja die „gebackenen Hendeln“ auch ganz gut!“

„Ganz gut?“ antwortete Blum. „Sie schmecken mir vortrefflich. Was würde ich darum geben, könnte ich in Berlin solche Hühner verspeisen!“

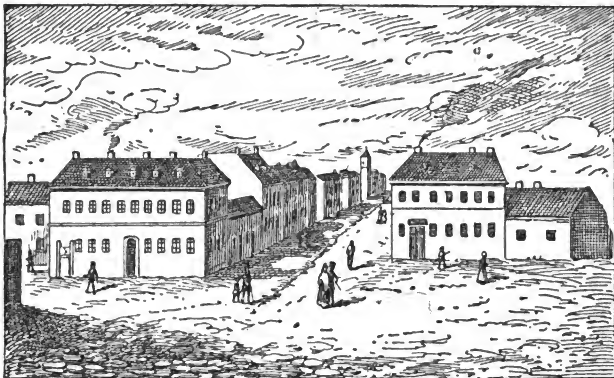
„Was macht Ihr Euch denn also in Preußen immer über uns lustig und zieht bei jeder Gelegenheit über die Wiener los, wenn sie „Backhühner“ essen? Wir haben sie nun einmal und

Diesem Fremden, einem Berliner, muß ich das Leben da draußen zeigen. Uebrigens müssen Sie, Meister und Meisterin, und die Kinder „zur Jause" uns beehren. — Ich und da der „rothe Moor" sind aus Wien, meine Name ist Castelli, dieser Herr ist der Hofschauspieler Schwarz und dies ist der Dichter Blum aus Berlin. Unsere Namen haben Sie gewiß schon oft auf allen möglichen Komödienzetteln gelesen; dies muß Sie aber nicht veranlassen, zu glauben, daß unsere Dankbarkeit für Ihre Gastfreundschaft eine Komödie sei." Somit gingen sie.

Schon die Titel seiner neuesten Compositionen zeigten, daß er auf den Antheil des Volkes speculire.

Strauß nannte eine seiner Walzerpartien „Das Leben ein Tanz"; Lanner componirte flugs ähnliche Tänze, welche er „Wuadler" nannte, ein Titel, der vielleicht außer den Bezirken von Lerchenfeld, Schottenfeld, Fünfhaus, Sechshaus ꝛc. von keinem Wiener verstanden wird.

Als Castelli, Schwarz und Blum in den Garten „zur Bretze" gelangten, kam das Orchester gerade mit den „Wuadlern" zu Ende.



Eingang in's Neulerchenfeld.

(Nach einem Bilde aus dem Städtischen Museum.)

20. Kapitel.

Im neuen Lerchenfeld.

Das Gasthaus „zur Bretze" war, wie gewöhnlich, überfüllt mit Gästen.

L a n n e r spielte mit seinem trefflichen Orchester. Wie dem Kapellmeister Strauß, zogen die Wiener auch dem Kapellmeister Lanner in Schaaren nach.

Lanner hatte sich ganz besonders der unteren Classen bemächtigt.

Die Lerchenfelder applaudirten wie Wahnsinnige.

„Da capo!" riefen die überglücklichen „Bretzen"-Besucher.

„Lanner hoch!" erscholl es von allen Seiten und nun begann ein Strampfen, Schlagen, Klopfen mit einigen hundert Spazierstöcken, als sollte der Erde ein Loch durch und durch gestoßen werden und sollten die Gegenfüßler eben-

falls Zeugen von dem Jubel, den Lanner erntete, werden.

„Welch ein Spectakel!“ sagte Blum. „Weshalb pocht man den geschickten Meister aus?“

„Das ist kein Zeichen des Mißfallens,“ antwortete Castelli, „das ist auszeichnender Beifall. Das Toben mit Stöcken haben gewisse Zierbengel für Lanner und Strauß erfunden, um sich nicht die Hände wundschlagen zu dürfen. Mit ähnlichem Getöse beleidigen sie aber auch die Ohren der besseren Zuhörer im Casino zu Hietzing und im Volksgarten.“

Mittlerweile hatte sich Schwarz um drei Plätze umgesehen.

Es war Alles besetzt.

Schon wollten die Herren einen anderen Garten in Lerchenfeld, um dort zu speisen, aufsuchen und sich entfernen, als ihnen der Kellner zurief:

„Meine Herren, wenn es Ihnen beliebt, im unteren Garten, mit der Aussicht nach dem Felde, steht noch ein einschichtiger Tisch; es sitzt zwar ein einschichtiger Herr dabei, aber Sie werden so gut bedient, wie hier. Die Musik hören Sie ebenfalls so gut wie hier.“

Die drei Herren machten „Linksum“ und marschirten dem Kellner nach.

Sie fanden das Plätzchen allerliebst und rangirten sich.

„Wer ist der Herr, der so melancholisch bei seinem Glase Bier sitzt und vor sich hinstiert, wie ein Unglücklicher?“ fragte Castelli den Kellner.

„Ich kenne ihn nicht,“ antwortete dieser. „Er kommt schon seit drei Tagen hieher, läßt sich Bier einschänken und trinkt es nicht, läßt sich Braten geben und ißt ihn nicht. Mein Herr glaubt, dieser Mensch werde sich nächstens ein Leid anthun, und hält ihn für einen reisenden Selbstmörder.“

Hierüber lachten die drei Herren so laut, daß der Unbekannte aufmerksam wurde, sich von seinem Sitze erhob und den Garten verlassen wollte.

„Ei!“ sagte Schwarz, „so war es nicht gemeint. Wir verscheuchen Niemanden. Bleiben Sie mein Herr; unser Lachen galt nicht Ihnen, sondern dem Kellner, der uns einen komischen Einfall zum Besten gab.“

Der Fremde setzte sich wieder.

Oben im Garten dauerte der Tumult fort.

„Lanner da capo!“

„Die Wuadler da capo!“

„Lanner, die Wuadler!“ schrie man bunt untereinander.

„Was heißt das: „Die Wuadler?“ fragte Blum.

„Jetzt versteht dieser das schöne, hochdeutsche Wort nicht!“ bemerkte Schwarz.

„Und wie er es ausspricht!“ scherzte Castelli. „Die Wu-Adler! Da sieht man's, was daraus entsteht, wenn man ein Preuß' ist! Wuadler mußt Du sagen! Wenn Dich Adelung hören könnte, er dreht sich im Grabe um!“

„Ne, Brüderchen,“ erwiderte der Berliner, dieses Wort steht nicht im Adelung, darauf kannst Du Gift nehmen!“

„So werde ich es hineinschreiben!“ war Castelli's Antwort. „Dieses Wort verdient es.“

„Aber was heißt es denn?“

„Ja, das ist schwer mit einem rein deutschen Worte zu erklären.“

„Ich glaube, es will das Gewühl in einem Menschenhaufen bezeichnen,“ äußerte sich Schwarz. „Ich bin zwar kein Oesterreicher, aber ich kenne dieses Wort; meine Köchin braucht es immer, wenn sie unter ihren Herd blickt und da einige hundert schwarze Insecten sich lustig bewegen sieht In Wien nennt man diese Insecten Schwaben.“

„Richtig!“ bemerkte Castelli. „Ein Gewühl bedeutet dieses Wort. Lanner wählte es, um das Gewühl des Tanzes zu bezeichnen. Uebrigens sind die Wuadler hübsche Tänze und verdienten wol einen besseren Titel, als den im gemeinsten Fiaker-Deutsch.“

Lanner wiederholte seine lieblichen Weisen und Castelli, Schwarz und Blum stimmten mit in den Applaus der Gartengäste ein.

„Ihnen gefällt Lanner's Musik nicht?“ wendete sich Schwarz an den Unbekannten.

Der Unbekannte seufzte tief. Endlich sagte er: „Ich höre sie kaum an!“

„Sie haben wol Kummer?“ fragte Schwarz. „Halten Sie uns nicht für gefühllos. Als wir zuvor lachten, bezogen Sie unser Lachen auf Ihre Verstimmung. Wir bitten Sie jetzt, unser Mitleiden anzunehmen. Ist Ihnen Etwas zugestoßen, was durch Theilnahme gelindert, durch

Ihr habt sie nicht; das ist die Ursache, daß Ihr schmäht."

„Hühner haben wir wol."

„Aber zu bereiten versteht Ihr sie nicht; laßt Euch doch Köchinnen aus Wien kommen, damit Ihr auch einmal auf gut Wienerisch essen lernt, und dann zieht uns nicht mehr mit unseren „Leibspeisen" auf."

„Diese Wiener Backhühner haben einmal einer Schauspielerin in Berlin eine brillante Stellung verschafft," versetzte Blum. „Laßt Euch dies von mir erzählen.

„Der Director des Königstädter Theaters, Herr Cerf," begann Blum, „engagirte vor einigen Jahren eine Demoiselle Schmierer aus Wien. Herr Cerf schloß mit ihr für seine Bühne ab, ohne sie gesehen zu haben. Mamsell Schmierer kam nach Berlin und stellte sich ihrem Director vor. Hilf Himmel! Wie war dem Manne da zu Muthe, als er seine neue Acquisition von Angesicht zu Angesicht kennen lernte. Eine kleine, dicke Gestalt mit verzwickten grauen Augen und einer ungeheuren Nase, mit einem aufgedunsenen Gesichte und wahrscheinlich mit Sichelbeinen, denn sie ging wie eine Ente."

„Ich habe die Ehre, die Schmierer zu kennen," lachte Castelli; „in Wien wurde sie „das Mittel gegen die Liebe" genannt."

„Und es war doch kein Frauenzimmer so verliebt, wie diese „Johanna vom Tandelmarkt", wie sie Korntheuer schalt, als sie die „Jungfrau" spielte," ergänzte Schwarz.

„Cerf wollte schier in Ohnmacht fallen, doch sein Regisseur tröstete ihn und versicherte, sie wäre eine sehr brave Schauspielerin, man könne es mit ihr schon probiren. — Sie trat auf. Als das Publicum diese Zwergin erblickte (die Unglückliche hatte die Lady Milfort zu ihrem ersten Debut gewählt), brach es in ein lautes Gelächter aus. Aus Schiller's Trauerspiel wurde ein Lustspiel. Cerf wüthete. „Ich lasse sie nicht mehr auftreten!" sagte Cerf. „Herr Kindler, Ihre Anempfehlung soll der Teufel holen! Sie und die Schmierer jage ich fort! Mamsell!" herrschte er ihr zu, „Ihren Contract halte ich nicht, gehen Sie dorthin, wo der Pfeffer wächst. Ich will von Ihnen Nichts wissen!" — Die kleine, dicke Jeannette weinte sich die Augen aus. Sie hatte andere Rollen, die ihrer Individualität besser zusagten, komische Rollen, in welchen sie wirklich excellirte. Cerf hörte sie nicht.

„Da erzählte Kindler seiner Landsmännin, daß Cerf vor Kurzem in Wien gewesen, daß er in Wien Backhühner gegessen und daß er seiner Frau und seiner Tochter nicht genug von diesen Leckerbissen erzählen könne. „Sie haben eine Wiener Köchin mitgebracht," sprach Kindler zu Demoiselle Schmierer, „schreiben Sie dem Director, daß Sie von seiner Sehnsucht nach den Backhühnern unterrichtet worden wären und laden Sie ihn und seine Familie zu einem Souper mit „Wiener Backhühnern" ein."

„Die Schmierer befolgte diesen Rath.

„Cerf und die Seinen erschienen bei der Schauspielerin.

„Kindler wurde ebenfalls zu dem Souper geladen.

„Nun muß bemerkt werden, daß die Köchin der Schmierer wirklich eine Meisterin in ihrem Fache war.

„Die Hühner wurden servirt und Cerf fand sie noch delicater als die, welche er in Wien gegessen.

„Mamsell Schmierer!" sprach der Director die Schauspielerin an, „wann wollen Sie wieder auftreten? Ich höre, im Komischen sind Sie ganz eminent, spielen Sie doch gleich morgen die Schwäbin im „Freund in der Noth."

„Schmierer war überglücklich.

„Sie spielte die Schwäbin und gefiel sehr.

„Nun gab die Schmierer noch ein Souper mit Backhühnern.

Cerf und Familie wurden abermals invitirt.

„Die Schmierer erhielt neuerdings Gelegenheit, aufzutreten. Wieder war es eine komische Rolle und sie reussirte so vollkommen, daß sie mit Beifall überhäuft wurde.

„Nach dem Wortlaut des Contractes hätte Schmierer mit achthundert Thalern Jahresgehalt ihr Engagement antreten sollen, allein sie war schlau genug, Herrn Cerf zu erklären, daß sie seine im Zorn mündlich ihr zugerufene Erklärung, nämlich dorthin zu gehen, wo der Pfeffer wächst, annehme und nach Breslau, wo zwar kein Pfeffer wachse, sofort abzureisen bereit sei.

„Cerf tobte.

„Schmierer bestand auf ihrem Entschluß.

„Endlich rief Cerf: „Sie sollen vierhundert Thaler Zulage erhalten, wenn Sie bleiben und Ihre Köchin mir wöchentlich zweimal Wiener Backhühner, und zwar in meinem Hause, bereitet."

„Ich bin es zufrieden," versetzte die Schmierer.

„Es muß ein neuer Contract gemacht werden!" rief Cerf, „und die Köchin muß ihn mit unterschreiben!"

„Dies geschah auch. Wer den bornirten Cerf kannte, wird dies auf's Wort glauben.

„Dir, Castelli, erzähle ich diese Geschichte zum Troste!" sagte Blum. „Du siehst hieraus, daß es in Berlin allerdings Leute gibt, welche den „Wiener Backhendeln" Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Als Blum kaum mit seiner Erzählung zu Ende war, hörte man in dem oberen Garten einen Schrei.

Die Gesellschaft blickte auf und sah, daß ein Frauenzimmer in Ohnmacht fiel.

Aber die Ohnmacht dieses Frauenzimmers hätte bald auch einen jungen Manne das Bewußtsein gekostet.

Georg befiel ein kleiner Schwindel, denn Diejenige, welche auf einem Rasenplatz niedersank, war Marie, die Tischlerstochter, die heißersehnte und seit drei langen Tagen nicht mehr gesehene Geliebte des guten Georg.

Mit einem Satze, wie ihn kein Leopard flinker zu machen im Stande ist, war Georg oben bei der Erwählten seines Herzens.

„Marie!" rief er, „Marie, schlag' doch die Augen auf, Marie, stirb mir nicht, Du siehst, ich lebe ja! Marie! Marie! Um Gottes willen, Marie!"

Marie lag in seinen Armen.

Marie wurde von seinen Küssen erwärmt.

Marie schlug die Augen auf und umarmte ihren Georg.

„Ach, Geliebte!" sagte Georg, „wie kommst Du hieher? Und sprich, Engel, sprich, theueres Wesen, bist Du allein?"

„Allein?" donnerte eine Stimme so hohl, wie ein Hammerschlag auf einer Kiste. „Allein? Das wäre Dir gerade recht, Vagabund!"

Es war dies die Stimme des alten Tischlers, Mariens Vaters.

„Also darum triebst Du es so, in's Lerchenfeld zu kommen; darum ruhtest Du nicht, bis ich einen Fiaker nahm, um schnell genug hieher zu fahren! — — Lasse den Schlingel los oder, so viele Menschen auch hier zugegen sind, ich gebrauche meine väterliche Autorität und meine väterliche Gewalt mit diesem Stocke."

„Mit was für einem Stock?" fragte Schwarz und wand dem alten Schindler das spanische Rohr aus der Hand.

„Hier haben nur gute Väter Sitz und Stimme!" versetzte Castelli. „In meines Vaters Garten, da blüht kein Haselstrauch."

„Vater!" schluchzte Marie, „Georg ist wieder da! Sie selbst sehnten sich nach ihm, Sie selbst ließen ihn ja suchen, o seien Sie doch zufrieden, daß Sie ihn gefunden! Jetzt soll er nicht mehr fort! Vater, nehmen wir ihn sogleich mit nach Hause."

„Nein, jetzt soll er erst recht fort! Auf ewig fort!" kreischte der Tischler. „Seit ich gehört, daß Ihr Euch duzt, verwünsch' ich ihn und Dich dazu. Willst Du keinen Spectakel erleben, rath' ich Dir noch einmal, so trolle Dich augenblicklich davon — Marie, bei meiner Seele, ich vergesse mich sonst!"

Castelli machte sich an den Tischler und redete ihm zu, Blum wendete seine ganze Beredtsamkeit an. Es half Alles Nichts. Der ganze Garten war in Aufruhr.

„Was gibt's denn?" fragte Eines das Andere.

„Ein Liebespaar soll getrennt werden," erzählte Castelli den Neugierigen. „Ein Paar brave, junge Leute sollen sich nicht haben. Der Vater ist ein Tyrann!"

„Wer ist er denn?"

„Ein Tischler!"

„Darum ist er so ungehobelt."

„Fort! Fort!" tobte Schindler. „Vor dem Thore wartet der Fiaker, fort oder — — —"

„Herr," rief jetzt Schwarz, „wenn Sie den Spectakel nicht enden und sich ruhig an Ihrem Tische niederlassen, so erzähle ich der Welt, wie man Präsident wird."

„Was Präsident!" donnerte der Tischler.

„Wie man Mosaik-Tischler wird, will er sagen," ergänzte Castelli; „wie man Blumen in Holz fabricirt und Renommé dafür erhält, und

nicht im Stande ist, den Stiel einer Tulpe zu zeichnen."

„Ja, ja," fügte Blum hinzu, „dies soll Alt- und Neulerchenfeld erfahren und Potsdam und Charlottenburg dazu. Ich lasse es in der Haude- und Spener'schen Zeitung drucken."

„Was mein Kind die fremden Herren kümmert, möchte ich wissen!" grollte der Tischler.

„Wir sind nicht fremd," entgegnete Castelli. „Wir sind bekannte Leute und dafür angestellt, Liebenden das Wort zu führen."

„Eigensinnige Väter dem Gespötte preiszugeben," fügte Blum hinzu.

„Und gestörte amorische Verhältnisse wieder zu ordnen," sprach Schwarz. „Mehr denn tausend unglücklich Liebende habe ich schon verbunden, und zwar häufig im Angesicht der allerhöchsten Personen."

Schindler glotzte die drei Fremden an.

Die Leute im Wirthshausgarten, von welchen viele Castelli und Schwarz kannten und recht gut begriffen, was sie sagen wollten, schrien laut:

„Das ist wahr! Wir waren selbst davon Zeuge. In der kaiserlichen Burg hat der alte Herr unendlich viel Liebende zusammengebracht und das ganze Publicum war davon Zeuge."

Der Tischler bemerkte, daß Alles gegen ihn war.

„Gute Miene zum bösen Spiel zu machen, ist hier geboten," murmelte er, „aber warte nur," drohte er seiner Tochter, „komme ich nur nach Hause!"

„O, wir lassen Sie nicht nach Hause," versicherte Castelli.

„Nicht nach Hause?"

„Nein, nicht einen Schritt kommen Sie hier fort. Wir werden Ihnen lehren, hier eine ganze respectable Gartengesellschaft durch Ihre Privat-Angelegenheiten zu stören. Wissen Sie, was Ihnen geschieht, wenn ich diese Scene vor das Forum der Oeffentlichkeit bringe? Ausgezischt werden Sie und Georg und Marie werden unter jubelndem Applaus gerufen!"

„Gut, ich will meiner Tochter kein „unbeschaffenes Wort" mehr geben. Ich setze mich mit ihr an diesen Tisch und Georg soll sich wieder da hinunter setzen."

„Komm', Georg," sprach Schwarz, „steig' hinab auf Deinen alten Platz: Wer sich erniedrigt, soll erhöht werden!"

„Morgen," meinte Castelli, „sollst Du neben dem Grafen Pahlheim und Rothschild sitzen. Von Grafen und Baronen sollst Du gefeiert werden!"

Castelli nahm Georg unter dem Arm und führte ihn an seinen früheren Platz.

Die Liebenden warfen sich ein paar Blicke zu, als würden sie durch den Nord- und Südpol von einander getrennt.

„Wenn ich nur wüßte, wer diese drei Herren sind!" sagte Schindler. „Sie müssen etwas Großes sein. — Wenn ich nur wüßte, wer der ist mit den Augengläsern (er meinte Castelli), der redet Einem ja bis in das Mark hinein und schaut Einen an, wie wenn er in das Herz blicken wollte! Dann der Andere, der Alte, der schon so viele Liebende zusammengebracht hat."

„Kennen Sie sie nicht?" sagte Lanner, welcher von seinem Orchester herabgestiegen war und den Vorgang mitangesehen. „Der mit den Augengläsern hat die „Bären" geschrieben; ganz Wien achtet und estimirt ihn. Wenn er Sie in seine „Bären" hineinbringt, so zeigt ganz Wien mit den Fingern nach Ihnen und der Andere ist der Abbé de l'Epée."

„Ein Abbé?"

„Zeitweise."

„Da kennt sich der Teufel aus!" rief der Tischler. „Bären und ein Abbé! Was in der Welt Alles zusamm' kommt!"

---

21. Kapitel.

Von Neulerchenfeld nach Ottakring.

Georg und Marie hatten nun neue Freunde gefunden und dennoch stellten sich ihrer Verbindung durch den Starrsinn des alten Tischlers unübersteigliche Hindernisse entgegen.

„Gerade darum, weil Alles auf mich einstürmt, gebe ich nicht nach," sagte der alte Tischler zu seiner Tochter. „So lange meine beiden Augen offen stehen, kommt mir der Vagabund nicht mehr in's Haus!"

„An dem Ruhme, daß ich die Mosaik in solcher Art, wie sie der Bursche anfertigt, zu

schaffen nicht im Stande bin," fuhr er fort, „liegt mir Nichts! Ich bin ein alter Mann, meine Augen sind schwach, was kümmert's mich, ob die Welt mich für einen „Blumenmacher" hält oder nicht, und an den Drohungen des Herrn mit den Augengläsern, und wenn er alle seine „Bären" losläßt, liegt mir auch Nichts; endlich der Abbé, der zeitweise ein Abbé sein soll und zeitweise wieder nicht, der kann mir gestohlen werden. Ich habe Geld, viel Geld und kann mich über Alles hinaussetzen!"

„Das wäre neu," eiferte Schindler, „daß in Wien sich fremde Leute in die Familienangelegenheiten eines rechtschaffenen Bürgers mischen dürften! Das wäre ärger als in der Türkei, wo ein Vater auch alles Mögliche riskirt, wenn er eine hübsche Tochter hat. — Nichts da! Aber einsperren werde ich Dich wie in der Türkei! In der „Schartenkammer" sollst Du mir bei Wasser und Brod sitzen, auf der „Hobelbank" sollst Du schlafen und mit einem „Tischlerladen" Dich zudecken, da werden Dir schon die Liebesgedanken vergehen!"

„Verlassen wir diesen Ort, Vater," versetzte Marie; „Sie regen sich immer mehr auf und ich habe wahrlich keine Freude, wenn Sie sich erzürnen."

„Kann ich denn fort?" fragte Schindler etwas zaghaft. „Der mit den Augengläsern schaut ja immer nach mir! Was liegt einem solchen Menschen daran, der der ganzen Welt Bären anbindet, mich zu ängstigen."

„Was fällt Ihnen ein! Rufen Sie den Kellner, begehren Sie Ihre Rechnung und wir entfernen uns, ohne uns um die Fremden zu bekümmern. Ich bleibe nicht mehr! Ich eile mit Ihnen fort! Ich habe an einem Orte keine Freude, wo mein Vater Aerger hat, und wenn tausend Georgs hier wären!"

„Du bist doch ein gutes Kind!" sagte Schindler. „Aber ich will Dir auch den Nachmittag nicht verderben. Wir haben unsern Fiaker hier! Wir fahren nach Ottakring."

„Nichts, nichts! Wir fahren nach Hause."

„Nach Ottakring fahren wir! Beim Schwind bekommen wir die guten „Riesenknödel", die ich so gerne esse. Du wirst bemerkt haben, daß ich vor Verdruß noch keinen Bissen zu mir genommen, dann bekomme ich bei Schwind auch ein Glas „Elfer", wie ihn der Prälat von Klosterneuburg nicht besser hat."

„Ihnen zu Liebe will ich auch nach Ottakring," erwiderte Marie.

Schindler bezahlte seine Zeche und ganz geräuschlos begab er sich fort; unbeachtet stieg er mit seiner Tochter in den Wagen und fuhr davon.

Als Georg nach einigen Minuten einen verstohlenen Blick nach seiner Marie warf, war diese und ihr Vater nicht mehr zu sehen.

Georg klagte seinen Schmerz.

Castelli bemerkte: „Nun, einmal muß er doch fort, sowie wir fort wollen. Neulerchenfeld hat Freund Blum bereits kennen gelernt, wir wollen jetzt noch Ottakring besuchen und zur Jause die renommirten „Riesenknödel" verkosten. In Ottakring gibt es wieder Spaß für einen Fremden; dort spielt der Harfenist Gruber mit seiner Gesellschaft, dort improvisirt der Volkssänger Ganserl, dort spielt der Linzergeiger Zwickerl seine Tänze. In Ottakring ist wieder ein neues Leben! Heda, Kellner, die Rechnung!"

„Und ich," erwiderte Georg, „schleiche trübselig nach Hause, schlafe heute Nachts wieder in des Meisters Werkstatt und warte ab, ob er mir morgen die Thüre weist oder mich wieder in Gnaden aufnimmt!"

„Warum nicht gar, nach Hause! Du gehst mit uns, Tischler," erwiderte Castelli. „Du brauchst heute doppelte Zerstreuung. Bleib' nur bei uns! — In Ottakring brauchen wir Einen, der Hände hat, so groß, wie ein Spieltisch. Dort wird gewöhnlich gerauft, Tischler, Du mußt unsere schwere Cavallerie vorstellen. Wenn wir Händel bekommen, so mußt Du einhauen!"

„In Ottakring!" seufzte Georg. „Da war ich noch vor Kurzem mit Marie und ihrem Vater! Es war noch die schöne Zeit, in welcher der Vater nicht merkte, daß Marie und ich uns lieben. — Der Alte geht gerne zu dem Wirth, wo man die Riesenknödel bekommt und einer meiner Kameraden will bemerkt haben, daß Schindler mit der Schwester des Wirthes gewisse Heimlichkeiten habe."

„Vielleicht ist der Alte verliebt," sagte Blum — „Ist diese Schwester hübsch?"

„Vor zwanzig Jahren muß sie wol recht hübsch gewesen sein. Sie ist jetzt sechsundbreißig

Jahre alt, aber für einen so alten Bürger wäre sie noch immer eine annehmbare Partie."

„Da müssen wir dahinter kommen!" rief Castelli. „Auf, nach Ottakring! zur Riesenflamme und zum Tischlerknödel!"

Die Gesellschaft brach auf.

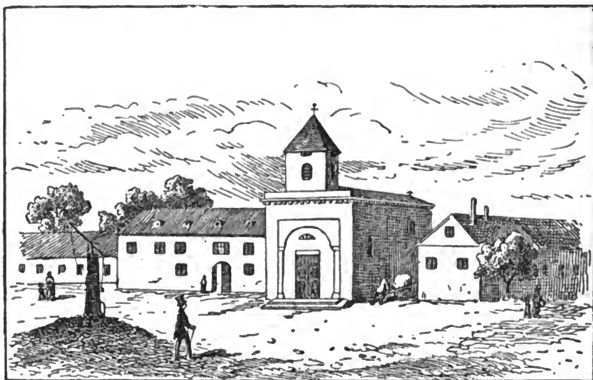
Lanner erwies seinen Gönnern noch schnell eine Aufmerksamkeit und spielte den von ihm componirten „Marsch des zweiten Bürgerregiments."

„Ehe wir scheiden," sagte Castelli, „will ich mir doch die einzelnen Gruppen an den Tischen

Ottakring, der zweite Theil von Neulerchenfeld, war zu jener Zeit schon so beliebt wie heute.

Nur war Ottakring für Gesellen und Handlanger noch anziehender. Man bewegte sich da ungenirter und der „Heurige" floß in Strömen in jedem Hause, denn jedes Haus war eine Kneipe und bei jedem Fenster hing ein grüner Kranz von Weinlaub heraus; in jedem Winkel ertön'e Musik und Leierkasten erklangen in allen Höfen und Schuppen.

Dort, in einem Schuppen, fanden die animirtesten Bälle statt.



Ottakring.

(Nach einem Bilde aus dem Städtischen Museum.)

besehen; es wäre möglich, daß der Gelbgießer aus der Josephstadt meiner Einladung folgte, dann müßten wir hier bleiben und seine Gastfreundschaft vergelten."

Sie besahen sich alle Gruppen im ganzen Garten und in den Nebenzimmern, aber es war kein Gelbgießer zu finden.

Die Gesellschaft brach auf.

* * *

Die Fabriks-Arbeiterinnen gingen dorthin ohne männliche Begleitung. Sie sahen von der Straße in die offenen Fenster der Tanzböden und konnten sicher sein, daß die tanzlustigen Cavalleristen, Infanteristen, Artilleristen, die sich zu Hunderten einfanden und noch bis auf den heutigen Tag mit Vorliebe sich in Ottakring amüsiren, im Fluge eine nette Spulerin, Seidenwinderin, Taffetmacherin u. s. w. ergreifen und

nach den Klängen einer schreienden Clarinette, einer verstimmten Geige oder heisern Drehorgel walzen würden.

„Beliebt's?" fragte ein munterer Grenadier. „Die Musik bezahle ich," sagte der Kriegsmann.

„Und das Bier bestreite ich!" erwiderte die Schöne und nun war auch der Contract schon geschlossen und getanzt und getrunken ward bis zum lichten Morgen.

„Kanonier!" zog ein Jäger seinen Freund auf, „Du tanzest noch immer nicht? Gewiß wartest Du wieder auf Deine Schielende vom Michelbeurischen Grund? Die kommt heute nicht. Sie hat keine Späne (Geld)."

„O, sie kommt gewiß," erwiderte der Kanonier. „Sie hat es mir versprochen. Das Geld geht dieser auch nie aus. Ihre Mutter ist eine Saukräutlerin (Sauerkraut-Händlerin), die hat Geld wie Mist. Es ist der Mühe werth, daß ich mit ihr tanze. Sie laßt sich nicht spotten. Wein und Braten setzt sie mir bis zum Ueberfluß vor, und wenn ich sie nach Haus' begleite, führt sie mich auch noch in ein Kaffeehaus."

„Halt's Eng z'samm'!" rief ein Bräuerknecht im Bierhaus „zum Stiefel", und flugs warf er ein Paar, die mit einander Streit hatten, auf die Straße hinaus.

„Halt's Eng z'samm'!" erwiderte Castelli. „Der Kerl ist witzig. Die liegen im Graben und sollen sich noch zusammenhalten."

„Was haben denn die Herren angestellt," fragte Castelli, „daß sie mit der Eilpost befördert wurden?"

„Ei Nichts!" antwortete der Eine. „Dem Bräuerknecht ist's nicht recht, wenn man ihm vortanzt, und ich kann es auch nicht leiden; ich habe es dem Herrn hier, der noch im Graben liegt, untersagt, da hat er mit mir gestritten; dem Bräuerknecht war der Streit zuwider und er hat uns Beide hinausgeworfen."

„Komm', Schneider, komm' wieder herein! Wir haben unsere sechs Kreuzer für die Musik erlegt, dieses Geld müssen wir heraustanzen, hernach meinetwegen kann der Bräuerknecht mit uns thun, was er will."

Sie gingen wieder hinein, wurden aber augenblicklich wieder hinausgeworfen.

„In Gottes Namen!" sagte der Schneider. „Der Bräuerknecht leid't uns net. — Tapezierer, hast Du noch ein Sechserl für die Musi (Musik), dann probiren wir's bei der „Artischocken"!"

Blum und Schwarz mußten sich an eine Mauer lehnen, sonst wären sie umgesunken vor Lachen.

„Werden denn die Herren immer hinausgeworfen?" fragte Castelli mit seinem unübertrefflichen Phlegma.

„Meistens," antwortete der Tapezierer. „Ich bin so unglücklich, den Leuten immer unter die Füße zu tanzen, und der Schneider rennt alle Augenblicke durch sein verfluchtes Vortanzen ein Paar nieder. Da werfens uns dann hinaus, aber das macht Nichts."

„Wir werden die Ehre haben," versetzte Castelli, „bei der Artischocken Sie fliegen zu sehen! — Recht gute Unterhaltung!"

Die Gesellschaft Castelli's ging weiter.

Plötzlich hielt sie vor einem Hause an, aus welchem ein erschreckender Jubel ertönte.

Die Hebamme von Ottakring feierte mit einem zweiten Gemale ihre Hochzeit.

„Alle Kinder, welche Frau Karpfenfanger schon in die Welt befördert hat und noch befördern wird, sollen leben!"

„Und alle Patienten, die ihr Gemal, der Chirurg, schon in's Jenseits geschickt hat und noch schicken wird, sollen ebenfalls leben!" ertönte es wieder.

„Tusch!" schrie die Gesellschaft.

Ein dreifaches Intrade mit Trompeten und Pauken bekräftigte den Toast.

„Erlauben Sie," sagte der Bräutigam. „Das kommt so heraus, als wenn ich als Bader blos die Leute umbrächte! Lassen Sie Diejenigen leben, die ich curirt habe."

„Die sind Alle todt," versetzte der Gerichtschreiber.

„Erlauben Sie!" entgegnete der Bader.

„Nichts wird erlaubt! Sie haben heute eine Frau mit einem Vermögen von 1200 Gulden geheiratet, Sie müssen sich Alles gefallen lassen."

„Erlauben Sie!" sagte der Bader. „Ich bringe ihr aber eine bare Widerlage von 2500 Gulden — das ist noch mehr!"

„Hätten Sie nicht so viele Menschen unter die Erde gebracht, so könnten Sie 20.000 Gulden haben, aber die Todten bezahlen keine Krankenvisiten."

Allgemeines Gelächter wurde hörbar.

„Erlauben Sie!" versetzte der Bader.

„Setzen Sie Ihren Hut auf, Herr Bader," befahl der Mehlmesser.

„Warum denn?"

„Ich will es haben! Sie sind heute ein Mann von 3700 Gulden barem Kapital. Sie müssen Ihren Hut aufsetzen!"

„Ich gehorche," antwortete der Bader und setzte seinen Hut auf.

„So recht!" rief der Mehlmesser, „und jetzt geben Sie Acht!"

Darauf führte der Mehlmesser einen so starken Faustschlag auf den Seidenhut des Bräutigams, daß dem Bader der Hut bis über das Kinn herabstürzte.

„Jetzt verschreiben's ein Recept," scherzte der Mehlmesser.

Drei Männer hatten zu thun, den Hut wieder über das Gesicht des Bräutigams hinauf zu ziehen. Der Seidenhut sah aus, als wenn ein schwerer Wagen darüber gegangen wäre.

„Erlauben Sie!" bemerkte der Bader.

Aber kaum sagte dieser: „Erlauben Sie!", so goß ein anderer Hochzeitsgast dem armen Manne eine Maß Bier in das Genick.

„Erlauben Sie!" schrie der Bader.

„Heute ist Alles erlaubt!" versetzte der Bierversplitterer. „Wer in Ottakring heiratet, muß sich „fekiren" lassen. Wie ich copulirt wurde, hat man mir gar eine Flasche an den Kopf geworfen. Spaß muß sein!"

„Gehen wir!" versetzte Schwarz, „sonst insultiren uns diese Witzbolde ebenfalls; die Leute in Ottakring haben einen Humor, der mehr zu fürchten ist, als die Cholera."

Die Herren gingen, aber bald blieben sie an einem Fenster stehen, bei welchem eine stille Gesellschaft zu beobachten war, die nach einer Streichzither tanzte. Es schien hier Alles ganz solid zuzugehen. Es wurde nicht gejohlt, nicht gestrampft, nicht gelärmt, sondern anständig gewalzt. Auf dem Schilde war zu lesen: „Beim stillen Wirth!"

„Da gehen wir hinein!" sagte Blum. „Diese Anständigkeit gefällt mir!"

Die Herren betraten die Stube.

Augenblicklich schwieg die Musik, die Tänzer hielten inne und der Wirth trat den Fremden entgegen.

„Was wollen Sie hier?" redete der Wirth die Herren an.

„Wir wünschen gutes Bier zu erhalten."

„Da gehen Sie weiter um ein Haus!" war die Antwort. „In Ottakring gibt's Bier genug! Ich brauche keine Gäste, schauen Sie, daß Sie fort kommen."

„Dann ziehen Sie Ihr Schild ein!" fuhr Schwarz auf.

„Das Schild soll ich einziehen?" wetterte der Wirth. „Jetzt heben Sie die Füße auf oder ich lasse meine Hunde aus."

„Das ist der stille Wirth!" sagte Castelli. „Kommt, wir wollen den lauten Wirth aufsuchen, vielleicht ist der höflicher."

„Sie müssen schon verzeihen", nahm einer der Tänzer das Wort, „aber wir sind eine geschlossene Gesellschaft."

„Dann wünsche ich Sie auf dem Spielberg zu finden", entgegnete Castelli und ging mit seinen Freunden fort.

Das vierte Haus zeigte auf dem Hausthore das Riesenknödel, welches unsere Wanderer suchten. Sie traten in den Garten ein, aus welchem ihnen die lustigen Lieder des Harfenisten entgegenschallten, und Zwickerl, der Linzergeiger, diese unvergeßliche Carricatur der Wiener Saalgeiger, ihnen entgegentrat. Mit einem Anschlagzettel, vier Schuh hoch und drei Schuh breit, kam er heran und machte seine Einladung zu einer

„musikalisch-deklamatorischen, plastischen, gymnastischen, infernalisch-bestialischen Akademie, in welcher Zwickerl als Teufel mit der Höllengeige, seine Tochter aber als Engel mit der Wunderharfe mitwirken werden. Die Akademie per 4 kr.

Das Schattenspiel, in welchem Belzebub den Zwickerl in die Unterwelt schleudert, 2 kr.

Während des Zwischenspiels werden die Riesenknödel zu 3 kr. das Stück herumgegeben.

Den gänzlichen Beschluß macht griechisches Feuer mit natürlichem höllischen Pechgeruche.

Die Decoration von Zwickerl, das Kostüm neu von Francisca Zwickerl. Der Mondschein über dem Höllenpfuhl vom Klampferermeister Christoph Karleithner in Fünfhaus."

---

22. Kapitel.

In Ottakring beim „Riesenknödel".

Wer von dem heiteren Wiener Zwickerl, dem unnachahmlichen Geiger oberösterreichischer Tänze, nie gehört und seine tollen Späße nicht vernommen, hat sich um viel Vergnügen gebracht. In Schaaren zogen die Wiener ihm nach, er mochte geigen, wo er wollte und seine Possen in noch so entlegenen Orten aufführen, alle lustigen Leute gewannen den komischen Kauz lieb, und applaudirten aus Herzenslust, wenn er, mit solcher Virtuosität wie Keiner vor ihm noch nach ihm, seine „Tanz" aufspielte.

Zwickerl war wirklich als sogenannter Linzergeiger ein Virtuose; er war auch sehr gut musikalisch, denn er bildete seinen Sohn zu einem tüchtigen Violinspieler aus, der unter dem eigentlichen Namen Meyer sich im Theater an der Wien als Solospieler mit dem größten Beifall hören ließ und später eines der besten Theaterorchester zierte.

An dem Abende, an welchem Castelli und seine Freunde das „Riesenknödel" in Ottakring besuchten, war die Production besonders anziehend.

Der beliebte Harfenist Gruber trug die ausgewähltesten Volkslieder vor.

Der witzige Improvisator bot des Ergötzlichen viel.

Zwickerl fungirte als „Spadifankerl", seine Tochter als Unschuld, und zuletzt wurde der Vater der Unschuld vom Teufel geholt.

Blum versicherte Castelli, daß, wenn man ihm die Genüsse, die ihm hier geboten wurden, um vieles Geld hätte abkaufen wollen, er das Geld zurückgewiesen haben würde.

Zwickerl bemerkte kaum Castelli, den er sehr gut kannte, so ließ er ihn auch nicht mehr los.

„Herr Doctor," redete Zwickerl den Dichter an, „ich danke meinem Schöpfer, daß Sie hier sind; Sie und nur Sie allein können mich unsterblich machen! Schreiben Sie über mich! Tadeln Sie mich, reißen Sie mich, mit Respect zu sagen, meinetwegen herunter, aber unterzeichnen Sie Ihre Beurtheilung mit Ihrem Namen, und ich tausche nicht mit dem Violinspieler Ernst, mit dem Clavier-Virtuosen Liszt, nicht mit Beriot, Ole Bull und Paganini."

„Was werden wir denn heute zu hören bekommen?" fragte Castelli.

„Das Programm hab' ich drucken lassen," antwortete Zwickerl.

„Hören Sie:

„Erste Scene: In der Hölle. Dem Teufel wird die Zeit lang, natürlich, eine frische Seele bekommt er nicht mehr; der Teufel verzweifelt bereits. Vor Gift und Galle raset er, tritt ein Dutzend infernalische Feuerbrände in seiner Wuth aus und verbreitet einen so abscheulichen Gestank, daß sich seine höllischen Geister selbst die Nasen zuhalten.

„Zweite Scene: Eben allda. Der Teufel läßt Zwickerl holen. „Lump!" redete er ihn an, „soll ich Dich noch länger umsonst füttern und Dir täglich, weil Du in der unterirdischen Hitze so großen Durst hast, einen Eimer Bier austrinken lassen? Geh' hinauf in die Oberwelt, nimm die Wundergeige, spiele Deine „Tanz" auf, bringe durch rasenden Galopp, wüthende Polka und wahnsinnige Walzer ein paar hundert junge Jungfern in's Grab; verkleidete Teufel lasse ich als „Numeros" mit Gefrornem und Limonade erscheinen, damit sie den Tod aus tausend Quellen saufen! Hurtig, Wurm, vollziehe meine Befehle! Das sag' ich Dir aber," fügt Belzebub hinzu, „wenn Du nicht wenigstens hundert Jungfern mir schaffst, so laß' ich Dich an einem Spieß braten, wie einen Hasen!"

„Dritte Scene: Auf der Oberwelt. Zwickerl geht kopfbeutelnd ab. Zwickerl kommt auf dem „Galiziberg" bei Wien aus einem Maulwurfshaufen auf der Oberwelt an. — Niemand kennt ihn. Er hat keine Aufweisung. Er kann von jedem Weinhüter gepfändet, von jedem Feldhüter angepackt, von jedem Fleischhacker niedergeschlagen werden. Er hat sonst Nichts als seine Geige. — Diese ergreift er und spielt darauf los, daß es einen Stein erbarmen könnte. Bauern, sehr dumme Bauern, hören ihn, und so dumm die Bauern sind, werden die Bauern von Zwickerl erbaut.

„Sapperment!" sagte der eine Bauer, „den nehmen wir nach Ottakring, dort ist der Kirchtag. Dieser Kerl soll uns zuerst einen „Staden", dann einen „Lauten" aufspielen."

„Zwickerl und die Bauern kommen in Ottakring an.

„Zwickerl geigt in Ottakring, und — o Wunder! — zweihundert Jungfern eilen aus den Häusern von Ottakring und fliegen auf den Tanzboden. Zweihundert Jungfrauen auf einem Fleck! Seit Menschengedenken ist dies nicht wahrgenommen worden.

„Aber der Genius der Unschuld spielt die Harfe und die Ottakringer Jungfern beben zurück.

„Zwickerl geigt wie ein Desperater; die Jungfern wanken nicht; die Bauern tanzen wie die Eseln — die Jungfern wanken nicht.

„Endlich ruft die Hauptunschuld, meine verheiratete Tochter Francisca: „Zurück, frecher Höllengeist! Du knickst hier keine Blume; fahre hinab in Deinen glühenden Pfuhl, dem ewigen Verderben verfallen, und sage Deinem Belzebuben, der Dich gesendet, in Ottakring sei sein Reich zu Ende; wo die Unschuld thront, hat die Hölle keinen Spielraum!"

Es entsteht ein unhörbares, heimliches Getöse, unsichtbare Blitze durchzucken den Himmel; es stinkt in ganz Ottakring, daß man es nicht aushalten kann. Die ganze Gegend verfinstert sich so, daß der Wirth seinen Gästen in das Maul greifen kann und sie bemerken es nicht.

„Zwickerl versinkt unter schändlichem Krachen.

„Die Riesenknödel erscheinen.

„Ende des Trauerspiels."

* * *

„Ich gebe Ihnen drei Zwanziger für dieses gedruckte Programm!" rief Blum.

„O, ich bitte, Euer Gnaden, drei Zwanziger ist zu viel, es kostet Nichts."

„Es ist unbezahlbar!" versetzte Schwarz.

„Wenn ich es nicht gedruckt in der Hand hätte," versetzte Castelli, „ich glaubte nicht, daß so Etwas existire."

„In Wien hätte ich es auch nicht durchgesetzt, ich habe dem Censor ein Streich gespielt und mein Manuscript nach Znaim gesendet; dort herrschen keine Vorurtheile."

„Wann beginnt das Trauerspiel?" fragte Castelli.

„Wie ein Feuerwerk; wenn es die Witterung zuläßt, nach Endigung des Tages."

Castelli, Schwarz und Blum warfen Zwickerl einige Zwanziger in den Hut, und dieser entfernte sich dankend mit der Entschuldigung, nun in sein Teufelskostüm kriechen zu müssen. „Euer Gnaden," sagte Zwickerl, „nächsten Sonntag geben Sie mir in Klederling die Ehre. In Klederling erscheine ich als Meyer-Bär (Beer.) Meyer heiß' ich und einen Bärenkopf setze ich auf. Sie werden Ihre blauen Wunder sehen!"

Indeß hatte sich Georg im Garten umgesehen, und welche Freude für sein Herz, Marie an der Seite ihres Vaters erblickt.

Georg theilte seine Entdeckung den Herren mit.

„Hat sie Dich auch gesehen, Georg?" fragte Castelli.

„O, sie hat mich sogleich bemerkt, aber Nichts dergleichen gethan."

„So thue Du auch Nichts dergleichen!"

„Ziehen wir uns zurück!" gebot Schwarz, „sonst erleben wir hier wiederum einen Scandal."

„Ich werde auf den Alten aus einer eigenen, ihm nicht bemerkbaren Batterie feuern lassen. Begeben wir uns hier in das Gartenhaus. Wir können von hier aus den Tischler und seine Tochter bemerken, ohne daß Beide uns sehen. Kommt!"

Sie begaben sich in das Gartenhaus und riefen den Kellner.

Der Harfenist Gruber sang die lustigsten Lieder.

Ein rasender Applaus begleitete jeden dieser Gesänge, besonders das Lied gegen die Hausherren, das damals so beliebt war und, wenn es jetzt gesungen würde, noch mehr Furore machen müßte.

Nun trat der Improvisator auf.

Er wurde mit allgemeinem Applaus bewillkommt.

Es war derselbe Improvisator, der später im Elysium so viele Gönner fand und über den oft herzlich gelacht wurde.

Er bat um ein Thöma (Thema.)

Einer aus der Compagnie des Harfenisten Gruber ging mit einer Schüssel herum und sammelte die Themata.

Der Improvisator las alle, verwarf viele, acceptirte einige. Endlich wendete er sich an seine Hörer mit den Worten:

„Um uns das Leben zu versüßen,
Werden Sie heute Knödel genießen;
Ich werde dazu improvisiren,
Dies darf aber Niemanden geniren.
Wer keinen Spaß versteht,
Für Den ist's gut, wenn er gleich geht!"

„Bravo!" riefen die Versammelten und schlugen in die Hände, als hätte die Catalani gesungen.

„Erstes Thöma!"

rief der Improvisator.

„Reförön (Refrain): Nimmst Du was mit: „Ich bitte um das Wort!"

„Stille! St! St!" ertönte es im Garten.

Der Improvisator begann:

„Nimmst Du was mit? will ich den Geizhals fragen,
Der scharrt und scharrt und Schätz' auf Schätze häuft,
Der keine Suppe gönnt dem armen, kranken Magen
Und wie ein Räuber nur nach Silber greift,
Der Häuser baut, erweiternd sein Gebiet,
Wenn Du einst stirbst, Du Geiz'ger, nimmst Du was mit?

Nimmst Du was mit, will den Eroberer fragen,
Der Tausende von Menschen blind erwürgt,
Dem jede Schlacht soll eine Krone tragen,
Der Frieden schließt, doch keinen Frieden bürgt,
Du, dem sein Heer heut' singt ein Jubellied,
Doch wenn Du stirbst, nimmst Du was mit?

Du Vater, dem ein einzig' Kind geschenket,
Das aber Du aus schnödem Wahne kränkst,
Das Du nicht lieben läßt, wie es zu lieben denket,
Das lieben soll, wie Du als Unhold denkst,
Wenn dieses Kind aus Unmuth vor Dir flieht
Und ohne Kind Du stirbst, nimmst Du was mit?"

„Schindler, das geht auf Dich!" rief eine Stimme.

Schindler sprang auf und wollte auf den Improvisator hin.

Er wurde zurückgehalten.

„Auch hier derselbe Spuk, wie im Lerchenfelde!" rief Schindler.

Er eilte fort, Marie ihm nach.

---

23. Kapitel.

In der Tischlerwerkstatt.

In seinem Unmuthe lief der alte Tischlermeister nach seinem Fiaker, Marie ihm nach und Georg hinterdrein.

Der Meister und seine Tochter setzten sich in den Fiaker, Georg, ohne von der Geliebten und ihrem Vater bemerkt zu werden, schwang sich rückwärts auf und nach Hause jagte der Alte, als wollte er sein eigenes Kind entführen.

Georg war so klug, früher noch, als der Wagen an Schindler's Hause hielt, abzusteigen und durch ein Durchhaus zu eilen, wodurch es ihm möglich war, Vater und Tochter am Hause zu erwarten, was den Anschein gewann, als sei Georg in Ottakring gar nicht gewesen.

„Da wartet der Mensch auf uns! Ich habe ihm also Unrecht gethan," sagte Schindler zu seiner Tochter, „ich meinte, der Spuk rühre von ihm und dem Herrn mit den Augengläsern her; um desto besser für ihn! Hätte er sich auch an dieser Nichtswürdigkeit betheiligt, ich würde die Polizei gebeten haben, den Burschen abzuschaffen."

Marie sprach kein Wort.

Der Wagen hielt an. Schindler und Marie stiegen aus.

Georg zog seinen Hut und bot seinem Meister ehrfurchtsvoll einen guten Abend.

„Auch so viel!" brummte der Meister.

Marie schlüpfte in' Haus.

„Darf ich wieder in's Arbeit kommen?" fragte Georg ganz zerknirscht.

„Nein," antwortete Schindler barsch.

„Nun denn in Gottes Namen!" rief Georg, „dann schnüre ich meinen Bündel und wandere aus. Der Tischlermeister Hornbek sucht Gesellen, die nach Amerika gehen sollen. Ich schließe mich den sechszehn Burschen an, die nächsten Dienstag nach Hamburg reisen."

„Recht hat Er," erwiderte Schindler. „Vielleicht macht er in Newyork oder Philadelphia sein Glück, ich vergönne es Ihm von Herzen."

„Dann bitte ich mir nur ein Zeugniß aus, Herr Schindler. Von dem ersten Meister Wiens ein Recommandations-Schreiben zu besitzen, war schon lange mein Wunsch; so eine Aufweisung ist mir mehr als ein Paß. In jede Werkstatt, selbst weit über dem Meere, kann ich dann eintreten, denn der Name Schindler hat einen guten Klang. Er steht im Handwerker-Lexikon von Busch; dieses Werk ist in's Englische und Französische übersetzt worden."

„Wo steht mein Name?"

„Im Handwerker-Lexikon."

„Schindler in Wien steht darin?"

„Ja, Sie und Leistler sind die einzigen Tischler, über die aus Wien berichtet wird."

„Da weiß ich ja kein Wort, und neben Leistler bin ich genannt?"

„Ganz gewiß! Ich bin selbst im Besitze dieses Buches und kann es Ihnen heute noch zeigen."

„Komm' Er doch herein! Und bringe Er mir das Buch."

Georg ging mit Schindler in die Werkstatt und übergab Busch's Handwerker-Lexikon. „Hier Meister, Seite 377, Rubrik: Oesterreichische Kunsttischler: Leistler und Schindler! Lesen Sie diese Seite nach."

„Warum hat er mir denn dies nicht schon längst gesagt?"

„Es ist von der Holzmosaik die Rede, und da hätte der Meister glauben können, ich wollte mich durch das Lob, das dieser Arbeit gespendet wird, erheben."

„Ist denn Er genannt?"

„Gott bewahre! Nur der Meister."

„So, so! Nun das ist doch bescheiden von Ihm. Lasse Er mich diesen Aufsatz einmal lesen. Warte Er, ich hole nur meine Brillen."

Der Meister holte die Brillen und las den Aufsatz.

„Sapperment!" sagte er, „das ist gut geschrieben. Der Mann versteht es. Wer ist denn der Busch?"

„Ein gelehrter Mann, der schon viele technische Werke herausgegeben hat und der auch das Buch: „Deutscher Kunstfleiß" in Quedlinburg bei Basse erscheinen ließ, in diesem kommt Schindler in Wien wieder vor, da aber . . ."

„Teufel, da muß ich ja dem Herrn Quedlinburg schreiben und mich bedanken."

„Nicht an Quedlinburg, an Herrn Doctor Busch müssen Sie schreiben. Quedlinburg ist die Stadt, wohin die Briefe zu adressiren sind."

„Ist mir auch recht! Hör' Er, ich kaufe Ihm dieses Buch ab."

„Ich würde es dem Meister verehren, wenn ich nicht ein so armer Teufel wäre und jetzt zu meiner Reise nach Amerika jeden Groschen benöthigte. Ich habe ohnehin großen Schaden, da ich jetzt fort muß und den ganzen Arbeitslohn für den Tisch zurücklassen muß."

„Nun, weiß Er was? Bringe Er seine Arbeit zu Ende. Ich will Ihn nicht verkürzen, aber nur unter folgenden Bedingungen . . ."

„Alles gehe ich ein!"

„Wenn ich morgen in die Werkstatt komme, so bitte Er mich vor allen Gesellen um Vergebung, daß Er mich so schnöde verlassen hat; dann erzähle Er Niemandem von dem, was in Neulerchenfeld vorgefallen (in Ottakring, dachte Schindler, war Georg nicht, also braucht er von Ottakring auch Nichts zu verschweigen), und drittens suche Er mir den Herrn, in dessen Gesellschaft Er heute bei der „Bretze" war, auf und perschwadire Er ihn, daß er mich nicht in seine verfluchten „Bären" bringt. Wie heißt denn der Bärenschreiber?"

„Castelli."

„Und wo logirt er denn?"

„In der Bärenmühle."

„Und speist er nicht vielleicht auch Bärenzucker, weil jedes dritte Wort ein Bär ist."

„Das weiß ich nicht! Aber Herr von Castelli ist ein sehr guter Herr!"

„Das glaub' der Teufel! Er war ja bärengrob mit mir! Nun ist es vorbei! — Aber es wäre mir doch lieb, wenn er dieses Buch den Herrn Rastrelli oder wie er heißt, lesen ließe, und dem zeitweiligen Abbé auch, der mir ebenfalls so auf den Leib ging."

„Alles will ich thun, Meister."

„So, und nun lege Er sich zeitlich nieder. Es wird Ihm auch wohl thun, wenn Er wieder in sein ehrliches Bett kommt. Sag' Er mir, wo hat Er denn während der drei Nächte geschlafen?"

„In einem Wirthshause in Lerchenfeld."

„Und wie hat denn meine Tochter erfahren, daß er bei der „Bretzen" zu finden ist? Sei Er aufrichtig! Lüg' Er mich nicht an! Hat Er seinen Aufenthalt meiner Marie bekanntgegeben?"

„Gott bewahre! Das hätte ich mich gar nicht unterstanden; ich war mehr überrascht, als der Meister . . . als ich sie sah."

„Ich will es indeß glauben, bis ich dahinter komme."

Georg wollte sich entfernen.

„Noch Eines! Er sieht, daß ich anders gestimmt bin, daß meine Wuth gegen Ihn sich gelegt hat; bring' Er mich nicht noch einmal in Harnisch; laß Er die Marie in Ruhe! Sing' Er auch nicht mehr, ich kenne schon diese musikalischen Telegraphen. — Wenn Er thut, was

ich will, werde ich für Ihn sorgen; Er weiß, der alte Tischler Raspelgruber ist gestorben, seine Witwe soll Er haben! Sie hat ein Haus im Ratzenstadel, hat vielleicht um sechstausend Gulden Nuß-, Kirschbaum-, Ahorn- und Mahagony-Holz vorräthig. Sie besitzt zwar dreizehn lebendige Kinder, aber lauter Tischlergesellen für's Geschäft; die alte Raspelgruberin soll Er haben, da wird Er Meister und Hausherr in einem Augenblick!"

„Ich gehe nach Amerika, Meister, und auch noch weiter! Vergessen Sie das nicht! Wenn man auswandert, muß man allein sein! Gute Nacht, Meister! Gute Nacht!"

Georg ging.

„Ein dummer Mensch!" brummte Schindler. „Er muß aber bei der Raspelgruberin noch anbeißen. Ich laß' nicht nach!"

„Was das für ein schrecklicher Sonntag war!" sagte Schindler und warf sich auf einen Stuhl. „Der verfluchte Improvisator! — Und der Spitzbube, der gerufen hat: Schindler, das geht auf Dich!"

„Also bei den Harfenisten circulirt schon mein Familien-Unglück! . . . „Nimmst was mit?" hat mir der Hallunke zugerufen, und wenn Du Dein einziges Kind verlierst, „nimmst was mit?" . . . Meine Tochter will mir freilich glauben machen, das wäre eine ganz zufällige Aeußerung gewesen, und daß Einer gerufen habe: „Schindler, das geht auf Dich!" hätte ich mir eingebildet.

„Nein, nein, ich habe es mir nicht eingebildet, ich hörte es ganz deutlich.

„Jetzt heißt es gescheidt sein. Da ich in der Geschwindigkeit keinen Mann für mein Mädel habe, muß der Georg heiraten. Die dreizehn Buben der Raspelgruberin ärgern ihn. Wenn diese Kerls aus dem Hause wären, da würde Georg vielleicht zugreifen.

„Ich weiß schon, was ich thue, ich stecke mich hinter den Meister Hornbeck, welcher Tischlergesellen für Amerika sucht, er soll dieses Dutzend und Einen darüber fortschicken, denn Georg geht nicht über's Meer, das macht er mir nicht weiß. Ich kenne ihn besser!"

Schindler ging in sein Schlafzimmer, vorher fragte er noch nach Marien. Als er hörte, daß diese schon schlafe, suchte auch er seine Lagerstätte auf und verfiel bald in einen gesunden Schlaf.

Er mochte eine Stunde geschlafen haben, so geschah ein furchtbarer Riß an der Hausglocke.

Schindler taumelte aus seinen Träumen.

Er hörte die Hausmeisterin das Thor aufsperren.

„Wohnt hier der Tischlermeister Schindler?" hörte er fragen.

„Ja," antwortete die Hausmeisterin.

„Aufwecken! Aufwecken!" rief die Stimme.

„Er hat sich kaum niedergelegt," versetzte die Hausmeisterin.

„Heraus mit ihm!" antwortete die Stimme.

„Sind Sie von der Polizei?"

„Das wäre ein Glück für Herrn Schindler."

„Ein Glück? Also sind Sie gar vom Criminalgericht?"

„Das wäre noch ein größeres Glück für den alten Mann! Doch frage die Frau nicht so viel. Heraus mit dem alten Tischler!"

Schindler, den dieser Tumult beunruhigte, stand auf, öffnete das Fenster und rief:

„Was wollen Sie von mir?" Hier bin ich!"

„Waren Sie in Ottakring?"

„Ja."

„O Gott, o Gott, o Gott!"

„Was soll das dreimal betonte: „O Gott, o Gott!" bedeuten?"

„Sie waren in Ottakring?"

„Nun ja doch!"

„Kommen Sie heraus und gehen Sie mit mir und zeigen Sie mir in Ottakring den Platz, wo Sie gesessen sind! Der Improvisator ist wahnsinnig geworden und bildet sich fest und unwiderlegbar ein, durch sein Gedicht hätte Sie der Schlag getroffen. Ich muß den Mann überzeugen, daß Sie noch leben, damit er wieder seinen Verstand erhält."

„Gehen Sie zum Teufel! Was liegt mir an dem Wahnsinn des Improvisators!"

„So? Sie werden gleich anders sprechen, wenn Sie hören, daß er die ganze Zeit nur von Ihnen improvisirt."

„Von mir?"

„Ja, von Ihnen, ganz Ottakring hört ihm zu. Haben Sie denn eine Tochter?"

„Ja.“

„Eine einzige Tochter?“

„Ja.“

„Gewiß eine einzige Tochter?“

„Ja, in Henkers Namen!“

„Von dieser improvisirt er, Sie hätten sie umgebracht, weil sie sich Ihrer Hartherzigkeit nicht gefügt.“

„Hol der Geier Sie und den Improvisator, und jetzt schauen Sie, daß Sie fortkommen, sonst hole ich die Wache.“

Der Unbekannte eilte fort.

Schindler suchte in höchster Aufregung sein Lager, doch kaum hatte er sich hingestreckt, so ertönte wieder ein Sturmläuten am Hausthor.

Die Hausmeisterin öffnete wieder.

Jetzt standen zwei Fremde vor ihr und fragten:

„Wohnt hier Meister Schindler?“

„Ja.“

„Aufwecken, um Gottes willen aufwecken! Es steht die Ehre und das Leben auf dem Spiele! Heraus mit ihm! Schindler! Heraus! Schindler, wie kann man schlafen bei solchem Jammer?“

Schindler öffnete abermals das Fenster.

„Wer spectaculirt denn schon wieder?“ fragte er.

„Sind Sie Herr Schindler, der berühmte Tischlermeister?“

„Schindler heiße ich, Tischlermeister bin ich; ob berühmt, müssen andere Leute entscheiden.“

„Bei Ihnen hat Baron Rothschild einen Tisch mit Blumenmosaik bestellt?“

„So ist es.“

„Wir kommen aus der Soirée des Barons. Es sind bei ihm drei bis vier Millionäre zum Souper geladen. Sie spielen eben Gerade oder Ungerade mit ungefaßten Brillanten. Der Baron gewinnt, wie er immer gewinnt, er mag anfangen, was er will. „Ich bin so gut gelaunt,“ sagte der Baron, „daß mich Nichts in meiner Heiterkeit zu stören vermag.“ „Wer weiß!“ entgegnete ein indischer Prinz, der ebenfalls geladen ist. „Ich habe eine Nachricht für Sie, die Sie erschüttern wird.“ “Nichts erschüttert mich,“ ententgegnete Rothschild,“ und wenn Sie mir selbst den Sturz des Hauses Stieglitz und Compagnie in Petersburg melden sollten.“ — „Doch! doch!“ versetzte der indische Prinz. „Hören Sie und fallen Sie in Ohnmacht! Den kostbaren Blumentisch aus Meister Schindler's Atelier bekommen Sie nicht!“

„Der Baron erlitt sogleich ein Herzklopfen, so laut, daß es sein Kammerdiener im Vorzimmer vernehmen konnte. Der Indier fuhr fort: „Meister Schindler's erster Geselle ist durchgegangen, und keine Spur ist von ihm aufzufinden!“ Der Baron fiel in Ohnmacht.



„Hier, Meister, Leistler und Schindler, lesen Sie bi se Seite nach.“

„Uns Beide sendet nun der Prinz, um von Ihnen, Herr Schindler, irgend eine Beruhigung zu erhalten. Der Baron muß zu sich gebracht werden, koste es, was es wolle. Der Prinz gibt tausend Schiffsladungen Palisanderholz, wenn er dem Baron Rothschild in die Ohren rufen kann: „Sie bekommen Ihren Tisch, der Geselle Georg

ist wieder bei Meister Schindler; ich war falsch berichtet; wachen Sie zu neuem Leben auf!"

„Der Baron Rothschild kann auch zu neuem Leben erwachen! Georg ist da; morgen arbeitet er wieder in meiner Werkstatt."

„Sie lügen!"

„Auf Ehre nicht!"

„Lassen Sie mich selbst mit Georg sprechen."

„Kennen Sie ihn denn?"

„Ich kenne ihn nicht, aber ich will ihn sehen."

„Hausmeisterin! Den Georg aufwecken. Auf der Stelle soll er kommen!"

„Hausmeisterin, ist Georg wirklich im Hause?"

„Gewiß, Euer Gnaden."

„Dann lasse ihn schlafen. Er ist im Hause, dies allein wollte ich wissen. Ruhsame Nacht, Meister."

„Leben Sie wohl! — Apropos, gehen Sie jetzt wieder zum Baron?"

„Ich gehe nicht, ich fliege."

„Wer ist der andere Herr, der bei Ihnen ist?"

„Das ist der Secretär des indischen Prinzen."

„Meine Empfehlung an den Baron Rothschild und meinen Respect an Seine Durchlaucht aus Indien!"

„Gute Nacht! Gute Nacht!"

Sie gingen.

Schindler schloß sein Fenster.

„Gott, wie dank' ich Dir," sagte er, „daß sogar indische Prinzen von mir reden und daß beinahe den Baron Rothschild der Schlag getroffen hätte, wenn Georg nicht im Hause gewesen wäre! Der Himmel hat es mir eingegeben, den Georg nicht wieder fortzuschicken! Er soll auch meine Großmuth kennen lernen; die reiche Tischlerswitwe soll sein Weib werden!"

Mit diesen Worten suchte Schindler zum dritten Male sein Nachtlager auf, schlief bald sehr fest ein und träumte vom indischen Prinzen und vom Baron Rothschild.

24. Kapitel.

Todesangst.

Wir kehren zu Hirschmeyer zurück, der mittlerweile die von ihm angegebenen Einleitungen traf, die böse, schlimme Frau in der Stärkmachergasse in Margarethen von ihrem Gatten wegzulocken.

Die Alte verließ ihr Haus und wanderte, wie verabredet wurde, nach der Stadt.

Hirschmeyer wartete in einiger Entfernung.

Als er das Weib vorwärtsschreiten und schon die Mündung der Ziegelofen-Gasse passiren sah, eilte er an das Haus neben dem „wilden Mann", winkte dem stummen Schlosser, und dieser zog rasch einen Hauptschlüssel hervor und versuchte, das Thor aufzusperren.

Die Riegel des Schlosses wichen nicht.

Der Schlosser suchte mit aller Gewalt den Schlüssel umzudrehen.

Der Schlüssel versagte den Dienst.

Endlich kam der Schlosser auf die Idee, das Thor müsse gar nicht verschlossen sein. Er drehte die Klinke und siehe da, das Thor ging auf.

„Sie hat vergessen, zuzusperren!" sagte Hirschmeyer für sich. „Nun, desto besser!"

Er zog den Schlosser in's Haus, machte geräuschlos das Thor zu und eilte mit seinem Begleiter vorwärts.

Hirschmeyer trat in die Wohnung seiner Peinigerin.

Niemand war da.

„Jetzt in den Keller!" sprach er, „dort finde ich den Mann, welchen ich suche." Er gab dem Schlosser ein Zeichen und machte dann die Geberde, daß es jetzt gälte, seine Kraft und seinen Muth zu zeigen.

Der Schlosser holte ein paar Dietriche hervor, um die Kellerthüre aufzusperren. Auch diese war nicht verschlossen, sogar zwei große eiserne Riegel waren zurückgeschoben.

„War das Weib betrunken?" sprach er, „daß es forteilte, ohne die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln anzuwenden? Oder sind Diebe im Hause, welche hier alle Thore und Thüren erbrochen haben?"

Der Schlosser zog eine kleine Blendlaterne aus seiner Blouse und machte Licht.

Hirschmeyer ergriff die Laterne und eilte vorwärts.

Der Schlosser schwang seinen schweren Hammer, gleichsam anzeigend, daß dies seine Waffe sei. Beide durchschritten nun einen kurzen, unterirdischen Gang, stiegen eine steile Treppe, die in einen zweiten Keller führte, hinab und sie standen endlich vor der verhängnißvollen Thür, die den Trunkenbold, den sie suchten, barg.

Auch diese Thüre war offen.

Hirschmeyer ließ den Lichtschein seiner Laterne in das Gemach fallen; er blickte hinein, das Gemach war schon durch eine andere Laterne erhellt. Hirschmeyer bebte zurück. Er hätte einen Schrei ausgestoßen, aber Schrecken und Entsetzen lähmten ihm die Zunge.

Er taumelte an die Wand des feuchten Kellerganges und hielt den Athem an sich. Er wagte es nicht, ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Der Schlosser betrachtete Hirschmeyer mit Staunen; endlich nahm er ihm die Blendlaterne aus der Hand und leuchtete ebenfalls in das dunkle Gewölbe.

Auch der Schlosser wurde von dem Anblicke, der sich ihm darbot, ergriffen. Er riß Hirschmeyer am Arme und machte eine Bewegung, wie zur Flucht.

Hirschmeyer schien wie versteinert. Er konnte sich nicht bewegen.

Als er seiner Sinne wieder mächtig wurde, hörte er in dem Gewölbe sprechen.

„Die Todesangst hat Dich nüchtern gemacht,“ sagte eine dumpfe Stimme, „Du hast mich erkannt, Mörder, Du siehst den, welchen Du grausam hingeschlachtet, vor Dir, Du bist starr vor Grauen; Du meintest, ich sei längst begraben? Auch die Grüfte geben ihre Todten heraus, wenn es gilt, einen blutigen Frevel zu rächen! Erhebe Dich von Deinem Lager und folge mir! Sonst fasse ich Dich, und wenn ich Dich tödte, wirst Du nicht mehr zum Leben erwachen.“

„Gnade! Gnade! Um Gottes Barmherzigkeit willen! Gnade!“ erwiderte der Andere. „Ich war nur ein Werkzeug des eigentlichen Mörders, zur Schreckensthat ward ich gezwungen.“

„Auf, verlasse Dein Lager! Säume nicht, die Zeit ist kostbar! Ich darf mich hier nicht überraschen lassen, sonst verfalle ich neuerdings den mörderischen Streichen! Raffe Dich auf, Meuchler, nichtswürdiger Missethäter!“

Mit starkem Arme riß der Unbekannte den Mörder von seinem Lager empor, schleppte ihn aus dem Gewölbe und verschwand mit demselben mit Blitzesschnelle.

Hirschmeyer war noch immer leblos vor Angst. Er hatte sein Licht ausgelöscht, sich mit dem Schlosser in eine Mauerhöhlung verborgen und wagte erst wieder zu athmen, als die grauenvollen Gestalten an ihm vorüber waren.

Eiskalter Schweiß floß Hirschmeyer von der Stirne; er zitterte, wie wenn er zum Hochgerichte geführt werden sollte.

Der Schlosser glaubte ein Gespenst gesehen zu haben und war nicht minder von der Erscheinung erschüttert. Endlich erholte sich Hirschmeyer von seiner Erschöpfung.

„Fassung, Fassung!“ rief er sich zu. „Mir kann Nichts mehr helfen, als die schleunigste Flucht! Die Bestie hat ihn schlecht getroffen! Er lebt, hat seinen Mörder entdeckt und stellt ihn nun vor das Gericht. In der nächsten Stunde greift der Arm der Gerechtigkeit nach mir. Ach, hätte ich Flügel, daß ich über das Weltmeer fliegen könnte in ein Land, wo es keine Gesetze gibt!“

Er preßte den Schlosser in seiner Verzweiflung an sich und Beide wollten fort von dem Orte des Entsetzens.

Der Schlosser zündete abermals die Kerze in der Blendlaterne an und nun suchten Beide den Ausgang des Kellers zu gewinnen.

Aber neuer Schrecken sollte sie ergreifen. Die Thüre nach dem unterirdischen Gewölbe war verschlossen, die Eisenriegel vorgeschoben und kein Rütteln, kein Stemmen gegen die Eichenpfosten war im Stande, die Pforte zu öffnen.

„Gefangen, gefangen!“ kreischte Hirschmeyer. „Verloren, vernichtet auf ewig!“

Der Schlosser machte die größten Anstrengungen; es half kein Schlagen mit dem schweren Hammer, kein Heben und Bewegen; Beide arbeiteten mit einer Verzweiflung, wie wenn sie lebendig begraben worden wären und die Sargdeckel sprengen wollten.

Die Thüre hielt wie Eisen; sie widerstand allen Anstrengungen.

„Nur noch eine Hoffnung bleibt!“ schrie Hirschmeyer. „Das entsetzliche Weib muß ja heimkehren, sie muß nachsehen, was ihr Mann treibt, sie muß herabsteigen in den Keller, um dem Unhold sein Abendessen zu bringen; sie wird diese Jammerhöhle öffnen und ich werde dann entfliehen.

„Entfliehen? Wenn es die Furie nur zugibt! Und wie sie sich rächen, wie sie in ihrer wilden Wuth sich gegen mich geberden wird! — Es wird so gräßlich für mich ausschlagen, als packten mich bereits meine Henker! Aber muß sie nicht gleich mir auf Flucht bedacht sein? Geht es ihr nicht auch an den Hals?

„Wenn sie nur schon zurück wäre! Gewiß kommen sonst noch früher die Gerichtsbüttel, halten hier eine Hausuntersuchung und finden Den, welchen sie schon lange suchen!“

Indeß arbeitete der Schlosser noch immer daran, die Thüre zu sprengen.

Es gelang ihm, durch Schlagen, Klopfen und Stemmen einen Riegel los zu machen. Nach einer Seite ließ sich der Thürflügel etwas heben, aber der andere Riegel saß desto fester.

Plötzlich hörte Hirschmeyer ein Geräusch im Hofe des Hauses; hierauf folgte ein Angstgeschrei.

Es wurden zwei Stimmen vernehmbar.

„Nein, Mamsell, Sie kommt mir nicht mehr an das Tageslicht!“ rief eine Weiberstimme. „Hinab da in den Keller, schlechte Creatur! Ich habe schon noch Gemächer für Leute, die ich aus dem Wege geräumt wissen will.“

„Aber Sie begehen ja ein schreckliches Unrecht!“ erwiderte eine zweite, und zwar eine weinende Stimme.

„Ein Unrecht? Wir wollen sehen!“

Das Weib zog das unglückliche Mädchen nach der Kellerthür, schob den Riegel zurück und bebte vor Entsetzen zusammen, als sie die beiden Männer ihr entgegentreten sah, Hirschmeyer wie Einer, der dem Grabe entstiegen, bleich, von Angst gepeitscht, von Gewissensbissen gefoltert, der Schlosser, blutroth von der Anstrengung, schnaubend vor Wuth, den fürchterlichen Hammer schwingend.

Das Weib wurde starr. Sie stierte Hirschmeyer an und fragte ihn, auf den Schlosser hinweisend:

„Hat dieser etwa meinen Mann erschlagen müssen?“

Hierauf flog sie in den Keller hinab, den Kerker ihres Mannes aufsuchend, um sich zu überzeugen, ob er noch lebe.

Ihre Zurückkunft warteten Hirschmeyer, Therese und der Schlosser nicht ab. Der Schlosser verriegelte die Thüre und lachte dazu.

Alle Drei entfernten sich rasch von dem Orte, an welchem sie so viele Angst erlitten.

Ende des ersten Theiles.



Wien vor fünfzig Jahren.

Roman in zwei Bänden.

Von Adolph Bäuerle.

Zweiter Theil.

1. Kapitel.

Die Flucht.

Um den Transport des „wilden Mannes" in der Stärkmachergasse zu veranlassen und dann selbst so schnell als möglich nach der Stadt zu fahren, hatte Hirschmeyer zwei Fiaker gemiethet. Der eine hielt an der Ecke der besagten Gasse, der andere nächst dem „goldenen ABC", einem bekannten Gasthause in Margarethen. Hirschmeyer schob den Schlosser in den ersten Fiaker, der bereits seine Instruction, selbst für den Fall, daß die beabsichtigte Entführung nicht gelingen sollte, erhalten hatte, und in den andern Fiaker setzten sich Hirschmeyer und Therese.

„Ich kann mit Dir nicht nach Hause fahren," sprach Hirschmeyer zu Theresen; „ich bin als Schmuggler den Behörden verdächtig worden und muß mich deshalb für eine Zeit von Wien entfernen, bis meine Angeber vernichtet sind; Du darfst mich aber nicht verrathen, und wer auch immer nach mir fragen möge, dem sagst Du, ich sei verreist."

„Fort wollen Sie? Fort? Mich der Wuth des entsetzlichen Weibes neuerdings aussetzen? Wissen Sie, was sie mir gethan hat, als Sie nicht nach Hause kamen?"

„Was sie Dir gethan hat? Laß mich vorerst fragen, was sie Dir hätte thun können!"

„Sie hätte mich erwürgen, erdolchen können, wenn mich nicht meine Geistesgegenwart gerettet hätte! Als sie in Ihre Wohnung eintrat und Sie nicht fand, wüthete sie. Ich ersuchte sie, nur einige Minuten zu verziehen, Sie würden bald nach Hause kommen, aber davon wollte sie Nichts wissen.

„Warum hat er es denn so dringend gemacht, daß ich auf der Stelle zu ihm kommen mußte?" tobte sie. „Wollte er mich narren? Oder steckt da irgend eine Finte dahinter? — Wenn ich auf eine Schlechtigkeit dieses Patrons komme, wenn ein Verrath mir droht, dann bring ich ihn an den Galgen!"

„Ich beschwichtigte sie, und bat sie recht freundlich, zu warten.

„Sie wartete wirklich eine halbe Stunde, zwar unter immerwährenden Flüchen und Verwünschungen, aber sie wartete. — Endlich aber riß ihr die Geduld. Sie brach in gräßliche Beschimpfungen aus. Nicht einer der schändlichen Namen, die sie Ihnen gab, wird über meine Lippen kommen, aber es waren Bezeichnungen unter diesen Namen, welche man nur Missethätern beilegt."

„Gräßliches Weib!" sprach Hirschmeyer dumpf für sich hin.

„Es ist klar," schrie sie endlich, „man hat mich von meinem Hause entfernt, um darin irgend eine Schandthat zu begehen, und Sie, Creatur," setzte sie hinzu, „hat die Hand dazu geboten; Sie ist beauftragt worden, mich aufzuhalten, um einen Gewaltstreich gegen meinen Mann ausführen zu können, einen Gewaltstreich, welcher dem ruchlosen Hirschmeyer ein Nagel zu seinem Sarge werden

soll, wenn ein solches Scheusal, wie dieser Hirschmeyer ist, nach seinem Tode in einen Sarg gelegt werden könnte.

„Sie, erbärmliche Helfershelferin, werde ich sogleich meine Rache empfinden lassen! Sie erdroßle ich, und versuche Sie es nicht, mir entrinnen oder um Hilfe rufen zu wollen. Ich stoße Ihr dieses Messer," dabei zog sie ein großes Messer aus ihrem breiten Faltenkleide, „in den Hals, dann röchle Sie um Hilfe, aber Sie wird bald ausgeröchelt haben. Heraus mit der Sprache, was soll ich hier? Nur wenn Sie ehrlich mir angibt, was Sie von der Sache weiß, will ich Sie schonen; wie Sie mich aber belügt oder mir verhehlt, was man mit mir vor hat, so soll Sie einen Martertod sterben, wie noch kein Christ erlitten hat unter den Heiden."

„Ich weiß Nichts," stammelte ich.

„Wo ist Hirschmeyer?" herrschte sie mich an.

„Ich weiß es nicht," betheuerte ich. „Madame," fügte ich hinzu, „ich kann Ihnen einen feierlichen Eid schwören, daß Sie mich falsch beschuldigen."

„Einen Eid," lachte die Entsetzliche, „was ist für Sie und mich ein Eid! Schämt Sie sich nicht, daß Sie mir mit solchen Dingen kommt? — Sie ist die Geliebte eines Verbrechers, ist mit ihm im Einverständnisse und wähnt, einem Eide, den Sie schwören will, könne man glauben? — Maitresse eines Banditen, schweige Sie."

„Ich fing heftig zu weinen an."

„Thränen hat Sie auch? Wenn ich Ihren Eid zurückweise, so werde ich doch Ihren Thränen keinen Credit schenken? Sie stirbt, sag' ich Ihr, Sie stirbt von meiner Hand; möge Ihr blutiger Leichnam Ihrem Geliebten sagen, mit welcher That ich meine Rache begonnen, mit welcher That ich sie endigen werde, wird ihm sein Gewissen melden."

„Hierauf sprang sie auf mich los. Ich flog wie ein Ball im Zimmer umher; es gelang ihr nicht, mich zu fassen. Ihre Schwerfälligkeit hinderte sie, mich zu ergreifen. Es wäre wir gewiß möglich gewesen, in das Vorhaus oder in das Nebenzimmer zu entschlüpfen, aber sie hatte rasch den Schlüssel der Thüre umgedreht und denselben zu sich gesteckt. Ach, was hätte ich darum gegeben, wenn Jemand an der Hausthüre geklopft oder an der Hausglocke geläutet hätte! — Ich glaubte, Sie müßten jede Minuten kommen, aber Sie erschienen nicht und ich ersah hieraus deutlich, daß Sie mich opfern wollten. Ich schrie in wahrer Verzweiflung dem Ungeheuer zu:

„Schonen Sie sich und mich, Madame, ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wir wollen einen Fiaker nehmen und zu Ihnen nach Hause fahren. Was in Ihrem Hause vorgeht, dies ängstigt Sie gewiß doch am meisten! Warum wollen Sie Rache an mir nehmen, bevor Sie noch wissen, ob Ihre Rache mich treffen soll. Finden Sie in Ihrem Hause Alles so, wie Sie es verlassen, dann werden Sie einsehen, daß Sie mir Unrecht gethan und den Frevel, den Sie in Ihrer gräßlichen Aufregung an mir begehen wollen, den Sie, wenn Sie auch die heftigste Reue darüber empfänden, nicht mehr gut machen könnten, werden Sie nicht zu bereuen haben."

„Ich konnte so mit ihr sprechen, denn vor Wuth und Erschöpfung war sie auf ein Sopha hingesunken. Sie befand sich in einem Zustande, als wäre sie von einem Schlagflusse befallen worden.

„Ich nahm ein Glas Wasser, das auf dem Schranke stand, und labte sie."

„Hättest Du sie verenden lassen," stöhnte Hirschmeyer; „eine solche Furie muß man sterben lassen, nicht sie in's Leben zurückführen."

„Sie schlug die Augen, die sie ermattet sinken ließ, wieder auf, sie holte tief Athem, endlich ergriff sie mich bei der Hand, aber nicht heftig, nicht im Zorne, sondern, so sehr es in ihrer Gemüthsstimmung möglich war, schonend und ruhig.

„Darauf will ich eingehen," sagte sie. „Ich will mit Ihr in mein Haus zurück. Aber das sage ich Ihr, wenn ich Unrath merke, oder wenn ich zu befürchten habe, daß Sie im Wagen um Hilfe zu rufen versucht, dann schneide ich Ihr die Kehle entzwei, so wahr ich dieses Messer in der Hand halte! Bilde Sie sich nicht ein, daß ich vor einem Mord zurückbebe, noch vor dem strafenden Arm der Gerichte erschrecke. Ueber kurz oder lang ereilt mich mein Schicksal; ein Verbrechen mehr oder weniger, eine Blutschuld oder mehrere! An zwei Galgen ist noch kein Delinquent gehangen worden; selbst für tausendfachen Todtschlag gibt es nur ein Hochgericht."

„Sie raffte sich auf, befahl mir, sie zu führen, schärfte mir ein, die Wohnung sorgfältig zu verschließen; als Alles geschehen, mietheten wir einen Wagen und schnell wie der Sturm braust, flogen wir davon.

„Wir hielten an.

„Sie zog ihren Hausschlüssel hervor und drehte ihn im Schlosse einmal herum. Das Thor flog sogleich auf.

„Was ist das?“ kreischte sie. „Ich habe den Schlüssel zweimal umgedreht, als ich zugesperrt, das Thor ist jetzt nur einmal verschlossen! Hier ist Jemand eingedrungen. Herein da, Mamsell!“ schrie sie und stieß mich in den Hofraum, darauf packte sie mich mit ihren nervigen Händen und riß mich an die Thüre ihrer Wohnung. Diese Thüre war nur zugelehnt. Als das scheußliche Weib dies bemerkte, schnaubte sie vor Wuth; sie betrachtete den Fußboden, eine Diele klaffte wie ein aufgerissener Schlund uns entgegen; hierüber erhob sie ein Zetergeschrei.

„Hirschmeyer war da!“ tobte sie. „Hirschmeyer hat sich hier geholt, was ihn verderben konnte, und meinen Mann, meinen Mann, hat er davongeführt. Ich will doch,“ setzte sie hinzu, „ich will doch — —“ Sie konnte nicht weiter sprechen, Wuth und Rache erstickten ihre Stimme. Sie ergriff mich bei den Haaren und zog mich in den Keller. — Das Uebrige wissen Sie.“

Welche Empfindungen Hirschmeyer bei diesen Mittheilungen beherrschten, wird der Leser sich vorstellen. — Hirschmeyer erfuhr Dinge, die ihm ganz unbekannt waren. Daß eine Diele in jenem verrufenen Hause Dinge verbarg, die selbst ihm ein Geheimniß blieben, dies war ihm neu und erschütterte ihn fast ebenso sehr, als die Erscheinung im Kellergewölbe. Er sank fast besinnungslos in den Wagen zurück.

Therese beobachtete ihn lange und genau. Gerne hätte sie jetzt gefragt, was Hirschmeyer in dem Hause gemacht, wie er hier gleichsam in eine Falle gerathen und eingeschlossen wurde. Um keinen Argwohn zu erregen, schwieg sie aber und begnügte sich, ihn in seiner erschütternden Gemüthsbewegung zu belauschen.

Der Fiaker hatte während dieser Mittheilungen die steinerne Brücke erreicht. Therese befürchtete, früher dort anzukommen, wo der Fiaker zu halten den Befehl hatte, als sie wünschte.

Sie unterbrach die Selbstpein Hirschmeyer's damit, daß sie mit sanfter Stimme fragte:

„Was soll jetzt geschehen? Der Wagen wird augenblicklich durch das Kärntnerthor fahren; Sie sagten, daß Sie, des Schmuggels angeklagt, fliehen müßten. Wohin wollen Sie fliehen?

Hirschmeyer fuhr wie aus einem böser Traume auf.

„Ganz recht,“ sprach er, „fort muß ich fort! — Wie konnte ich nur einen Augenblick ai etwas Anderes denken!“

„Ich will hier den Wagen halten lassen, Clara,“ sagte er, „ich will Dir nur einige Verhaltungs-Vorschriften geben, dann steigst Du aus und gehst nach Hause. Auf welchem Wege ich Nachrichten von Dir empfangen will, was in meiner Abwesenheit geschehen soll, wird Dir in vierundzwanzig Stunden auf geeignetem Wege mitgetheilt werden!“

„Wie,“ entgegnete Therese, „ich soll mich also wirklich von Ihnen trennen? Ich soll zurückbleiben? Allein bleiben in Ihrer Wohnung? Wenn das Ungethüm sich aus ihrem Kellergefängniß frei macht oder befreit wird, soll ich ihr dann zum Opfer fallen? — Nein, mein Herr, ein so schreckliches Schicksal dürfen Sie mir nicht bereiten; ich habe ohnehin genug Angst und die entsetzlichsten Besorgnisse für mein Leben ausgestanden. Sie entlassen mich augenblicklich meines Dienstes oder nehmen mich auf Ihrer Flucht mit; in Ihrem Hause bleibe ich nicht einen Augenblick.“

„Ein Mensch, der sich flüchtet, zumal ein Mann, kommt leicht durch. Eine Flucht mit einem Weibe ist gefährlich.“

„Wie Sie wollen. Geben Sie mir meinen Lohn, ich reise noch heute.“

„Daß Du plaudern könntest,“ fuhr Hirschmeyer auf, „daß Du meiner Schwester eine Mittheilung machen möchtest, von der sie den Tod haben müßte. Bleibe in des Himmels Namen, bleibe bei mir; bleibe so lange, als meine Flucht nicht bemerkt wird. Sobald ich aber annehmen kann, daß man mir nachforscht, so lasse ich Dich in Männerkleidern erscheinen. — Darüber später!

„Doch jetzt die Hauptsache! Der Wagen wird sogleich anhalten. Du steigst aus, eilst nur für einige Augenblicke in meine Wohnung. Hier

der Schlüssel zu meinem Secretär. Du findest in der dritten Schublade einen Schlüssel, mit diesem sperrst Du meine Kasse auf. Du breitest ein großes Tuch auf. Du legst in dasselbe alle Banknoten, Ducaten und Staatspapiere, die Du findest. Du sperrst dann die Kasse wieder zu und steckst den Schlüssel zu Dir. Sodann findest Du auch in einer Schublade meines Secretärs — die nur dann sichtbar wird, wenn man eine links angebrachte Säule dreht — eine blecherne Büchse, diese nimmst Du ebenfalls zu Dir. — Hast Du Alles, so bringst Du es sicher in diesen Wagen. Vergiß Nichts, eile, ich werde indeß den Fiaker unterrichten, wohin er uns zu führen hat."

Mit der Versicherung, die Aufträge Hirschmeyer's pünktlich zu erfüllen, entfernte sich Therese und eilte in die Wohnung ihres Dienstgebers.

Sie bestellte Alles auf das Pünktlichste. Sie schloß die Kasse auf, raffte das ganze bare Vermögen und die Staatspapiere Hirschmeyer's zusammen, fand die Büchse aus Blech, verschloß wieder das Quartier und flog auf die Straße.

Es war indeß sehr dunkel geworden.

Als Therese in der Mitte der Straße angekommen war, trat ihr ein Mann, in einen Mantel gehüllt, entgegen.

Er nannte Therese bei ihrem Namen.

Sie hielt an.

„Ich habe den Mörder bereits," sagte der Mann.

„Ich habe ihn," entgegnete Therese.

„Sie sind auf einer falschen Fährte," erwiderte der Mann. „Sie haben den Dolch gefunden, ich aber die Hand, die ihn führte."

„Ich besitze den Schützen, der den Pfeil abschoß, Sie nur den Pfeil," erwiderte Therese und lief dem Fiaker zu.

Sie legte die Schätze in den Wagen und stieg ein.

Der Fiaker fuhr den Weg nach der Taborstraße.

---

2. Kapitel.

Gefahr über Gefahr.

Der Wagen, in welchem Clara und Hirschmeyer sich befanden, nahm allerdings den Weg nach der Taborstraße, aber er verfolgte ihn nicht. Bei dem Eingange nach der Augartenstraße befahl Hirschmeyer, links zu fahren, den Weg nach der neuen Gasse einzuschlagen und über die neue Brücke gegen die Josephstadt und Kaiserstraße und von dieser über die Schönbrunner Straße nach Preßbaum zu kutschiren.

„Das ist ein weiter Weg," wendete der Fiaker, durch das Wagenfenster sprechend, ein.

„Aber mein Geld liegt nahe!" versetzte Hirschmeyer. „Du forderst Deinen Lohn und ich bezahle ihn."

„Euer Gnaden, unter dreißig Gulden fahre ich nicht," erwiderte der Fiaker. „Bedenken Euer Gnaden, es ist jetzt Nacht. Vor ein Uhr früh komme ich nicht nach Preßbaum, und da muß ich Gott danken, wenn mir von meinen maroden Pferden keines unterwegs liegen bleibt."

„Du sollst fünfzig Gulden haben, aber fahre schnell."

Der Fiaker war überrascht von solcher Freigebigkeit und hieb seine armen Pferde, daß sie zu galoppiren anfingen.

„Wo wollen Sie hin?" fragte Therese.

„Jetzt kann ich es sagen, zu Jobst will ich, den Du bereits bei mir gesehen hast."

„Und was wollen Sie bei diesem?"

„Das Geld holen, das er für mich in Händen hat. — Ich habe Dir schon gesagt, daß ich des Schmuggels wegen angeklagt bin; nun ja, ich bin ein Schmuggler und flüchte deshalb; aber die große Summe für die durch Jobst eingeschmuggelten Spitzen, die zwanzigtausend Gulden beträgt, lasse ich nicht zurück. Jobst wartet mit dieser Summe bei dem Bauer Kalter in Preßbaum auf mich. Habe ich diesen Betrag, dann sieht mich Oesterreich nicht mehr."

„Jobst wartet auf Sie? Das ist derselbe Mann, der neulich in der Nacht zu Ihnen kam und dem zu genügen ich eine Banknote von tausend Gulden in zehn Hunderter umsetzen lassen mußte."

„Derselbe."

„Ach, mein Gott!" sprach Therese für sich.

„Was sagst Du?"

„Ich meine, daß es gut ist, wenn Sie diesen Mann wieder finden."

„Er ist ganz verläßlich. Ich habe ihn bereits erprobt. Ich werde ihn nur ungern zurücklassen, wenn ich weiter reise."

„Und mich werden Sie wol auch zurücklassen?"

„Ich habe Dir schon gesagt, es wäre mir lieb, wenn Du mich verließest, denn ich gehe weit, über's Meer. Zudem willst Du ja meine Geliebte nicht sein. — Ich will Dir daher in

„In Preßbaum wollen wir noch mehr davon sprechen," versetzte Therese und fuhr nicht ohne Herzklopfen in Nacht und Nebel mit einem der gefährlichsten Menschen fort.

„Du findest in Preßbaum noch einen Freund von mir. Einen Mann, der zwar stumm ist, aber



Sie ergriff mich bei den Haaren und zog mich in den Keller.

Preßbaum eine Summe für Deine treuen Dienste geben und Du fährst morgen mit demselben Fiaker, der uns jetzt führt, nach Wien zurück, betrittst mein Quartier nicht mehr und reisest noch an demselben Tage zu meiner Schwester."

von dessen Neigung und Anhänglichkeit ich vollkommen überzeugt bin."

„Ein Stummer? Was nützt Ihnen dieser?"

„O viel mehr als Einer, der noch so beredt ist."

„Ist der auch ein Schmuggler?"

„Etwas dergleichen. Schade, daß der Streich nicht gelang, den ich mit ihm beschlossen hatte."

„Der hätte Ihnen wahrscheinlich den Mann der bösen Frau in Margarethen entführen sollen?"

„Du hast es errathen."

„Was ist's mit diesem Manne?"

„Ach, liebe Clara, darüber lasse mich schweigen. Wenn ich daran denke, so fehlt nicht viel, mich — wahnsinnig zu machen."

Therese drang nicht weiter in Hirschmeyer.

Er verfiel wieder in seine düstere Stimmung.

Therese bemerkte, daß er tief Athem holte. So kalt es war und so schneidend der Wind pfiff, so öffnete Hirschmeyer doch ein Fenster im Wagen.

Hirschmeyer starrte in die Nacht hinaus.

Der Fiaker fuhr, so ermüdet auch seine Pferde waren, ziemlich rasch.

Endlich hielt der Wagen an.

Er hielt in Preßbaum.

Hirschmeyer stieg aus und suchte nach einem niederen Hause mit einer langen Hofmauer nächst dem Wirthshause.

Er tappte im Finstern umher.

Plötzlich that Hirschmeyer einen gellenden Pfiff.

Eine Thüre öffnete sich in dem gesuchten Hause.

Man erblickte ein Licht, das in einer Laterne brannte.

Eine hohle Stimme ließ sich vernehmen.

„Drei Eichen?" fragte die Stimme.

„Drei Eichen und eine Buche", war die Antwort.

Die verabredete Parole der Schmugglerbande.

Hirschmeyer nahm dem Manne, der die Laterne trug, diese aus der Hand und leuchtete in den Wagen.

Therese packte ihren Bündel zusammen.

Hirschmeyer nahm Therese am Arme und führte sie in das Bauernhaus.

Hierauf wurde das große Thor aufgemacht.

Der Fiaker fuhr in den Hof.

Als Hirschmeyer mit Theresen in die Stube trat und noch ein Licht angezündet wurde, sah Therese einen Mann, der eilig von einer Ofenbank sich erhob und seinen Rock anzog.

Der Mann war Christoph Bernecker, genannt Jobst.

„Nun", sagte Christoph, „so habe ich mich doch nicht geirrt. Da ist ja das Mädchen wieder! Sie reist ja sogar mit Ihnen in der Nacht."

„Narrenspossen", antwortete Hirschmeyer. „Das ist ein sprödes, dummes Ding. Morgen schicke ich sie mit Ihnen nach Wien zurück. Versuchen Sie mit ihr Ihr Glück. Ich habe nur Körbe erhalten."

Therese that, als wenn sie kein Wort gehört hätte. Sie warf sich auf einen Stuhl und klagte über Erschöpfung durch die lange Fahrt.

„Wenn ich mich da auf die Bank am warmen Ofen hinsetzen darf, so schlafe ich augenblicklich ein," sagte sie.

„Ich bringe einen Polster", erwiderte der Bauer, „aber wenn Sie es noch besser haben wollen, so wecke ich meine Tochter; es soll diese auf der Ofenbank schlafen und Sie legen sich in das gute Bett meiner Hanni; das Bett ist vortrefflich; es hat auch schon einige Male eine vornehme Frau aus Wien darin geschlafen."

„Nimm diesen Antrag an, Clara", sagte Hirschmeyer.

„Ich will ihn annehmen", versetzte Therese. „Ich will das Mädchen aber nicht um die Ruhe bringen; wir wollen uns behelfen. Wenn ich mich nicht so unwohl fühlte, würde ich um keinen Preis die Störung verursachen."

Therese nahm ein Licht und begab sich in die Kammer.

Kalter ging und sagte zu Hirschmeyer:

„Jetzt wecke ich den Schlosser."

Hanni war durch das Geräusch erwacht und redete Therese sogleich an.

„Kommen Sie nur", rief Hanni. „Die Kammer ist zwar kalt, aber das Bett ist warm. Scheuen Sie sich nicht, bei mir zu schlafen; ich bin ein kerngesundes Mädchen und bin glücklich, daß ich in dieser Nacht, die wieder sehr unruhig sein wird, nicht allein bleiben darf."

„Wieder sehr unruhig?" betonte Therese. „Was geht denn da vor, wenn eine solche Nacht sehr unruhig ist?"

„Ach," meinte Hanni, „ich kann nicht sprechen."

„Ich werde doch in keine Räuberhöhle gerathen sein, in welcher ich für mein Leben besorgt sein muß?" fragte Therese. „Da will ich lieber die ganze Nacht auf diesem Stuhle zubringen."

„Reden wir leise! — Nur so viel, daß ich bei meinem Vater nicht acht Tage mehr im Hause bleibe; ich fürchte das größte Unglück."

Es wurde die Thüre der Kammer plötzlich zugemacht.

„Herr Hirschmeyer will nicht, daß wir ihn mit meinem Vater und mit Jobst sprechen hören, aber ich höre doch jedes Wort. Ich lege mein Ohr an die Thüre und von all' den bösen Anschlägen, die Herr Hirschmeyer im Sinne hat und gegen meinen Vater äußert, entgeht mir selten einer!"

„Mein Kind, Du erschreckst mich."

„Seien Sie nur ruhig und verrathen Sie sich nicht, und wenn Sie auch das Schrecklichste hören."

Die beiden Mädchen, nachdem sie leise den Riegel vor die Thüre geschoben, vernahmen nun folgendes Gespräch, von welchem ihnen zwar Manches entging, weil es zu leise gesprochen wurde, doch das, was sie hörten, war hinlänglich, die fürchterliche Lage zu bezeichnen, in der sie sich befanden.

„Ich merke schon," sagte Christoph (Jobst), „daß Ihre Magd zu viel weiß, als daß dies gleichgiltig sein könnte. Wäre sie Ihre Geliebte, könnte man sich darüber hinaussetzen und ihr Schweigen wäre möglich, aber . . ."

„Sie ist mir von meiner Schwester empfohlen worden."

„Daß sie ehrlich ist, daß sie Sie nicht bestehlen und bestehlen lassen wird, dies wird Ihre Schwester empfohlen haben, doch . . ."

Hirschmeyer erwiderte hier Etwas, aber so leise, daß man es in der Kammer nicht verstand.

„Dies lasse ich bleiben!" hörte man Christoph sagen.

„Zweimal so viel gebe ich Ihnen."

„Sogleich?"

„Sogleich!"

„Geben Sie das Geld her!"

„Hier ist das Geld. Zählen Sie es nach."

„Es ist richtig."

„Ich kann mich auf Sie verlassen?"

„Wie auf Ihre eigene Person. Hängt doch auch meine Sicherheit davon ab!"

„Mein Gott! Mein Gott!" wimmerte Therese.

„Seien Sie doch still!" lispelte Hanni. „Ich rette Sie."

„Wäre es nicht besser gleich in der Nacht?" fragte Hirschmeyer.

„Hat uns nicht Kalter den Spaß verdorben? Wozu hat er sie bei seiner Tochter einquartiert. — Lassen Sie mich nur machen. Morgen früh!"

Nun hörten die Mädchen Kalter in die Stube kommen. Er brachte den tauben Schlosser mit und nun erfuhren Therese und Hanni erst Dinge, welche entsetzlich waren.

Hirschmeyer mußte zwar dem Tauben jedes Wort aufschreiben, das er ihm mittheilen wollte, aber aus den Ausrufungen Christophs und Kalter's vernahmen die Mädchen, daß Dinge verhandelt wurden, über welche sie schauderten.

„Wenn es Tag wird!" sprach nun Hanni Theresen in's Ohr, „und man etwa darauf dringt, daß Sie von hier fort sollen, so sagen Sie nur, Sie seien krank und könnten das Bett nicht verlassen. Für das Uebrige werde ich sorgen."

„Ach! Ist Dein Vater nicht ebenso entsetzlich, wie Hirschmeyer und Jobst? Ich habe keine andere Hoffnung, mich zu retten, als durch den Fiaker."

„Man läßt Sie nicht mit dem Fiaker wegfahren. Der Vater schickt seinen Knecht mit dem Steirerwagen. Ich kenne schon seine Weise. — Ich allein, ich ganz allein kann Sie und werde Sie retten. Ich rette Sie und mich zugleich! — Vertrauen Sie mir nur!"

---

3. Kapitel.

Die Gefahr nimmt zu.

Die schreckliche Nacht, welche Therese durchwachte, zu beschreiben, würde den raschen Gang, mit welchem wir bisher unsere Schilderungen mittheilten, nur hemmen.

Therese und Hanni entwarfen tausend Plane und verwarfen sie wieder. Der Einfall Hannis, wenn die Schmuggler und Gauner sich zur Ruhe

begeben haben würden, in den frühesten Morgenstunden zu entfliehen, scheiterte an dem gräßlichen Wetter, das plötzlich eingetreten war, an dem heftigen Regen, der vom Himmel fiel und die Gegend von Preßbaum in einen See verwandelte.

„Ich höre, daß sich dicht neben dem Gehöfte Deines Vaters ein Wirthshaus befinde," sagte Therese; „könnte ich denn nicht bei dem Wirthe ein Unterkommen finden?"

„Und meinen Vater verrathen? Nein, dazu vermag ich nicht meine Einwilligung zu geben."

„Aber ich bin nicht eine Stunde mehr vor Jobst sicher! Du hast gehört: er müsse mich nach dem Walde bei Purkersdorf führen und dort — — — ach, mir vergehen die Sinne, wenn ich daran denke!"

„In einer Stunde ist dies unmöglich! — Haben Sie nicht vernommen, wie sie zechten und dann berauscht kaum ihr Lager fanden? Jobst betrank sich am meisten; er wird vor vier Stunden nicht erwachen, dann ist es Tag."

„O, er wird mich in ein Gehölz schleppen, in welchem es, besonders bei solchem Unwetter, immer Nacht bleibt. — Zudem kenne ich Christoph, diesen Wüstling."

„Christoph? Wer ist dieser Christoph?"

„Christoph ist Jobst's eigentlicher Name."

„Sie kennen ihn?"

„Wie man den bösen Feind kennt."

„Woher kennen Sie ihn?"

„Ich will es Dir nur sagen. Dieser Mensch ist der Sohn des Fleischhauers in dem Orte, in welchem ich bisher lebte. Er wollte mich heiraten, aber sein rohes, wüstes Leben flößte mir einen so heftigen Abscheu gegen ihn ein, daß ich ihn floh, wie einen Räuber."

„Und was sagte er, als er Sie wieder sah?"

„Er erkannte mich nicht."

„Unmöglich!"

„Ich habe mich durch falsche Haare und meinen Wuchs verbergende Kleider und durch andere Hilfsmittel so entstellt, daß ich selbst erstaunte, als ich mich in meiner Umstaltung zum ersten Male im Spiegel sah."

„Und warum thaten Sie dies?"

„Dies Dir zu erzählen, wäre zu weitläufig. Ich that's eines großen, heiligen Zweckes wegen! Eines nur bereue ich, daß ich nämlich hieher ging; aber hätte ich Hirschmeyer verlassen, wäre mein großer, heiliger Zweck vereitelt worden."

„Und nun?"

„Und nun wird er auch vereitelt und mein Leben geht zu Grunde. Mir erscheint kein Retter!"

„Noch einmal, weigern Sie sich standhaft aufzustehen; sagen Sie, Sie lägen im Fieber. Ich bitte den Herrn Hirschmeyer, daß er nach dem Aerzte in Purkersdorf sendet. Zeit gewonnen, Alles gewonnen."

Indeß dauerte das Unwetter fort. Der Wind heulte fürchterlich. Die Bäume wurden so grausam vom Sturme gepeitscht, daß die größten borsten und die kleineren wie leichtes Schilfrohr zusammenknackten.

Hirschmeyer, den weder sein Gewissen noch der heulende Orkan schlafen ließ, richtete sich auf seinem Lager auf, rüttelte Christoph aus dem Schlafe und sprach:

„Wie kann man in einer solchen Nacht so ruhig schlafen?"

Christoph erwachte mühsam und sprach schlaftrunken:

„Was gibt es denn? — Brennt es?"

„Brennt es! Es ist ärger, als wenn es brennte. Die ganze Natur ist in Aufruhr. Hören Sie nicht, wie der Sturm braust? Wir sind nicht einen Augenblick sicher, daß das Dach abgetragen wird und die vom Winde gespaltenen Bäume diese Hütte zertrümmern. Stehen Sie doch auf von der vermaledeiten Ofenbank. Sie liegen da, als wäre Ihnen im reichsten Federpfuhl gebettet worden."

„Hört der Sturm zu toben auf, wenn ich nicht auf der Bank liege?"

„Das nicht, aber der Gefahr können wir entrinnen, wenn wir auf den Beinen sind."

„Wie denn? Wenn wir einen Fuß aus dem Hause setzen, so schlägt uns ein herabstürzender Baumast todt."

Es geschah ein furchtbarer Schlag vor dem Fenster des Hauses.

„Da haben Sie's! Da liegt wenigstens eine drei Schuh dicke Buche vor dem Hause. Und wenn es jetzt Tag wäre und der schönste Tag dazu, so kann weder der Fiaker noch der Steirerwagen aus dem Thore. Um den riesigen Baum, welcher so eben zusammengebrochen, wegzubringen,

ich hörte ihn sprechen, er war es, der den eigentlichen Mörder in jenem Hause aufsuchte und ihn mit sich fortschleppte."

„Ein Wagmann war es, aber nicht der Ermordete! Sein Bruder war es, der dem Ermordeten ähnlich sieht, wie nur immer Zwillinge sich gleichen! — Gott sei Dank, daß er mir selbst, ehe wir hierher fuhren, auf der Straße zurief, er habe den Mörder ergriffen. Ich sehe nun den Zusammenhang klar und ich hatte Recht, als ich sagte, ich habe die Hand und er den Dolch!"

Hirschmeyer ließ sich ruhig binden.

„Ruft Euren Knecht," wiederholte Christoph, „laßt Euren Wagen kommen! Der Regen hat nachgelassen, der Sturm schweigt, wir können es nun wagen."

„Ich werde selbst das Pferd leiten," antwortete Kalter; „ich habe mich anders besonnen, ich werde den Verbrecher zum Landgericht führen, und der Schlosser soll meine Assistenz sein!"

Kalter winkte dem Schlosser.

Dieser ging mit ihm hinaus.

Bei dem Hinauseilen Kalter's hätten Therese und Christoph aus einem Blicke, den Kalter dem Hirschmeyer zuwarf, entnehmen können, daß der Bauer das Schicksal Hirschmeyer's in die Hand zu bekommen suche, aber Therese und Christoph bemerkten diese Augensprache nicht.

Therese drückte Hanni an ihr Herz.

„Retterin meines Lebens!" rief Therese, „nie mehr sollst Du von meiner Seite kommen! Verlasse diese Gegend und vertraue Dich mir. Ich werde für Dich sorgen, Du sollst nicht allein stehen!"

„Mein armer Vater!" schluchzte Hanni.

„Er wird mit einer geringen Strafe davonkommen; er wird höchstens als Schmuggler behandelt."

„O, es werden ganz andere Dinge an den Tag kommen! Ich fürchte . . ."

„O fürchte Nichts," versetzte Christoph. „Die Schlägerei mit den Grenzwächtern, an der ich mit Kalter betheiligt wurde, kostete kein Menschenleben."

„Aber der eine Grenzwächter verlor den Arm!"

„Das ist noch nicht der Kopf!" erwiderte Christoph. „Der Arm wurde ihm entzweigeschlagen, dergleichen geschieht auch bei jedem Kirchweihfeste. Ich fürchte die Gerichte nicht. Aber Vater und Tochter werden sich lange nicht wiedersehen. Eine solche Verhaftung dauert eine geraume Zeit; eine solche Untersuchung kann ein Jahr währen, und dann kommt erst die Verurtheilung. Zwei, drei Jahre können darüber vergehen! So lange," setzte Christoph wehmüthig hinzu, „werde ich auch Sie, Therese, nicht sehen! — Und werde ich dann wieder frei, sind Sie wol längst verheiratet; ach, ich wollte auch dieses Unglück für mich verschmerzen, wenn Sie mir nur verzeihen, wenn Sie mir nur nicht fluchen, daß ich so entartet war, ein Verbrechen an Ihnen begehen zu wollen!"

„Ich verzeihe Ihnen, und wer verzeiht, hat keinen Fluch auf den Lippen!"

Kalter trat ein.

„Pferd und Wagen," sprach er, „stehen in Bereitschaft!"

Christoph wurden die Augen naß.

„Therese!" rief er, „Therese, für die ich mein Leben gegeben, die ich liebte, wie noch kein Mensch geliebt hat — Therese, reichen Sie mir die Hand, zum Zeichen, daß Sie keinen Groll im Herzen haben! Bemitleiden Sie mich als einen Unglücklichen, als einen Menschen, dem Alles fehlschlug, was er je unternommen — das Entsetzlichste, was mir aber begegnet, ist die Bekanntschaft mit diesem Menschen."

„Leben Sie wohl!" versetzte Therese und reichte Christoph die Hand.

Dieser küßte sie.

„Vorwärts!" rief er Hirschmeyer zu. „Vorwärts! Zum Galgen hättest Du, Scheusal, mich gerne gebracht. Jetzt bringe ich Dich dahin!"

Er führte ihn hinaus.

Therese sah durch's Fenster und beobachtete, wie die Abfahrt sich rangirte.

Kalter kutschirte nicht, sondern saß rückwärts, neben ihm der Schlosser. Auf einem Sitze vor diesen Beiden saß Christoph mit Hirschmeyer.

Der Knecht leitete das Pferd.

Die Fahrt ging behutsam vorwärts.

Bald hörte man aber den Wagen schneller fahren.

Therese wandte sich an Hanni.

„Wir wollen folgen und uns ebenfalls bei dem Landgerichte in Purkersdorf melden. Ich muß ja die Schätze Hirschmeyer's übergeben, sie gehören zum Raube!"

„In meines Vaters Stalle," versetzte Hanni, „liegt viel Geld verborgen."

„Nimm es zu Dir."

„Ich weiß den Ort genau, wo es liegt."

„Ich will indeß mit dem Fiaker sprechen."

Sie winkte den Fiaker in die Stube.

„Soll ich etwa auch schon fortfahren?" fragte er. „Ich habe da mein Bedenken! — Heute Nacht hat es Knüppel geregnet, das heißt der Sturm hat so viele Aeste von den Bäumen gebrochen und so viele alte Stämme entwurzelt, daß man wol mit einem Steirerwagen und mit einem Pferde darüber weg kann, aber mit einem Wagen, wie ich besitze, unmöglich; es müßten nur ein paar Knechte vorauslaufen und das herabgefallene Holz aus dem Wege schaffen."

„Welch' eine Zumuthung!"

„Nun, so muß ich mich erkundigen. Im Wirthshause daneben ist der Waldbereiter angekommen, der kann mir schon Auskunft geben. Ich muß ohnehin frühstücken, ein Schweinernes und eine Halbe Kometen-Heurigen. Indeß werden meine Pferde fertig mit ihrem Dejeuner à la Heumarkt! Ich bin gleich wieder da!"

Hanni trat verstört in das Zimmer.

„Das Geld ist fort!" sagte sie.

„War es viel?"

„Sehr viel!"

„Es wird Hirschmeyer's Geld gewesen sein und Dein Vater wird es ihm übergeben haben."

„Gestern Abends war es noch da."

Therese ging in die Kammer.

Sie that einen Schrei.

In sichtbarer Angst trat sie heraus.

„Die Banknoten, die Ducaten, die Staatspapiere, die ich mitgebracht, sind ebenfalls fort. Das Fenster ist offen! Was ich in einen Bündel gepackt, ist geraubt!"

„O, mein Gott," sagte Hanni, „da ist Verrath im Spiele! Mein Vater hat den Knecht mitgenommen. Jetzt sind es mit dem Schlosser und Hirschmeyer Vier gegen Jobst! Jobst wird überwältigt, Hirschmeyer befreit!"

„Gerechter Himmel, verfüge dieses Unglück nicht!"

Der Fiaker kam zurück und rief zur Thüre herein:

„Der Wirth erzählt just, daß in den „Harzgraben" bei der Denksäule ein Mensch acht Klafter tief in den Abgrund gestürzt wurde. Der Wirth und seine Leute sind mit Leitern und Stricken hin, dem Unglücklichen zu helfen, welcher noch lebt!"

„Das ist Christoph, der im Abgrund liegt!" schrie Therese laut auf.

---

4. Kapitel.

Frau von Blümlein.

Wenn ein Weib lüderlich ist, so verpraßt sie in einem Monate mehr, als ein lüderlicher Mann in einem Jahre. Ist ein schönes Weib lüderlich, der es an Zuflüssen aller Art von Liebhabern und Anbetern nicht mangelt, so richtet sie sich nicht nur selbst, sondern alle die Kurzsichtigen und Wahnsinnigen zu Grunde, die so thöricht sind, ihr den Hof zu machen.

Wien und jede große Stadt war zu allen Zeiten reich an solchen Frauen, auch an leichtfertigen Mädchen fehlte es nicht und es könnte ein dickes Buch über die gewissenlosen Geschöpfe geschrieben werden, welche mehr als Börsen- und Kartenspiel, Völlerei, Trunksucht, Hang nach einem müßigen Leben u. s. w. zahllose Familien an den Bettelstab brachten.

Wo die Wucherbrut ein solches Geschöpf wittert, da umgibt sie dasselbe mit tausend Netzen. Es gibt keine bessere Beute für Betrug und Wucher als ein unbesonnenes, aber schönes Weib oder Mädchen. Sicher, daß die Reize einer Gefeierten eine köstlichere Hypothek für Geldverleiher abgeben, als Haussätze und Werthpapiere, Schmucksachen und dergleichen, bieten sie durch Mäkler und Zubringerinnen mit vollen Händen, berechnen unbarmherzige Zinsen und verlangen sonst Nichts, als daß ein kleines Wechselchen acceptirt werde.

Wie lockend ist dies!

Eine schöne Frau, ein anmuthiges Mädchen wünscht schnell eine beliebige Summe. Der Geliebte ist ein Graf, ein hochangestellter Herr, ein Banquier, ein Millionär, ein Rentier, oft nur ein Brauer, Fleischer u. s. w.; der Wucherer hat hievon genaue Kunde; er hat seine Spione, welche das Liebes-Barometer des Verehrers genauer studiren,

gehört ein halber Tag dazu und ein halbes Dutzend Holzknechte müßten helf n."

„Verfluchte Geschichte. Und was wir verabredet, sollte geschehen. Ich bin keine Stunde sicher. Ist selbst die Natur gegen mich und will sie mir die Wege zur Flucht verrammeln?"

„In einer Beziehung wäre das Unwetter wol gut."

Christoph sprach jetzt einige Worte auffallend leise und wies auf die Kammer, in welcher Therese sich befand.

„Ei freilich!" versetzte Hirschmeyer.

„Aber wie sie hinausbringen?"

„Man könnte dann sagen, ein Baumast hätte sie erschlagen."

„Jesus, Marie und Joseph!" schrie Therese.

Die beiden Schurken bebten zurück.

„Sie hat uns gehört!" sagte Hirschmeyer.

„Ei was!" polterte Christoph. „Weiß sie denn, daß sie gemeint wurde?"

„Sie wird uns gestern schon belauscht haben."

„Desto schneller müssen wir zu Ende kommen. Ich will Kalter wecken, er muß seine Tochter aus der Kammer bringen und dann —"

„Und dann," schrie Hanni, welche heraustrat, „werdet Ihr Unmenschen diesem Mädchen kein Haar krümmen. Ich werfe Feuer in den Schuppen, daß die Nachbarn zu Hilfe eilen, damit alle Schmuggelwaaren verbrennen, dann begeht einen Mord, Ihr Bluthunde!"

Sie riß, noch ehe sich die beiden Gauner fassen konnten, einen Brand aus dem Ofen und stürzte damit zur Zimmerthür hinaus.

Hanni stürzte hinaus, Christoph ihr nach.

Hanni bestieg das Dach des Heuschobers und schwang den glühenden Brand, den sie in das Bodenloch zu schleudern drohte, wenn Christoph nur einen Schritt wagen würde, sie von ihrer Absicht abzuhalten.

„Ich werde Euch lehren, Ihr Mörder, daß es nicht so leicht sei, ein junges Frauenzimmer hinzuwürgen, dem ich Gastfreundschaft zugeschworen."

„Um Gottes willen, Hanni, Du bist ja im Irrthume, wenn Du wähnst, daß wir gegen das Leben Claras Etwas vorzunehmen die Absicht hätten."

„Clara heißt sie nicht, sondern Therese, Herr Christoph!" eiferte Hanni. „Klappern Dir die Zähne, Ruchloser, wenn ich Dir Theresens Namen in's Gedächtniß rufe?"

„Heiliger Himmel!" rief Christoph.

„Ja, rufe nur den Himmel an! Und nun, sag' ich Dir, bedarf ich des Feuerbrandes nicht mehr! Ich werfe ihn hier in diese Pfütze und steige hinunter zu Dir. Dort öffnet der Fiaker den Stall, er kommt soeben auf mein Geschrei heraus; ich will doch sehen, ob auch der mit Dir und Deinem Spießgesellen hält! — Heda! Kommt näher, werft diesen Schurken nieder und verhütet einen Mord!"

„Aber Hanni!" stöhnte Christoph, „Du bist ja wie eine Wahnsinnige."

„Wie eine Wahnsinnige? Soll man nicht wahnsinnig werden, wenn zwei Mörder von dem Hinschlachten eines wehrlosen Frauenzimmers sprechen, als gelte es ein Huhn?"

„Da kommt Dein Vater, der wird Dir den Mund stopfen."

„Mein Vater? Wir wollen hören, ob mir es nicht besser gelingt, ihn zum Schweigen zu bringen, als ihm, mir den Mund zu stopfen."

„Komm' in's Haus herein!" tobte Kalter.

„Nur wenn der Fiaker mit eintritt."

„Komm' in's Haus herein, befehle ich Dir, in Teufels Namen, oder ich erwürge Dich mit meinen eigenen Händen!"

Der Regen floß während dieser Scene noch immer in Strömen.

„Ich komme und freue mich auf den Augenblick, in welchem ich von Eurer Hand sterben werde."

Indeß kam der Fiaker näher und fragte ruhig:

„Aber was wollt Ihr denn Eurer Tochter thun, daß Ihr sie, während eine ganze Sintflut uns Alle zu ersäufen droht, aus dem Hause treibt?"

„Gebt gute Worte," flüsterte Christoph dem Bauer zu. „Trachtet Hanni in die Stube zu bringen."

„Geh, Hanni," sagte Kalter zu seiner Tochter, „Du kannst auf den Tod krank werden, komm' herein; zieh' andere Kleider an; Du siehst ja aus, wie aus einem Brunnen gezogen."

„Ich folge. Aber der Fiaker soll auf seiner Hut sein! Wie er einen Angstschrei hört, soll er zu Hilfe kommen.“

„Ich setze mich hier eine Weile in's Vorhaus,“ antwortete der Fiaker, „es soll Dir Nichts geschehen, Mädel.“

Es war ungefähr fünf Uhr Morgens und noch so rabenfinster, als wäre es Mitternacht.

Kalter führte seine Tochter in's Haus.

Christoph folgte wie ein Verzweifelter.

Als sie in das Zimmer traten, kam ihnen Hirschmeyer wüthend entgegen.

„Da ist sie ja, die Entartete!“ rief Hirschmeyer.

„Ja, da bin ich!“ erwiderte Hanni. „Wo ist das Frauenzimmer, das in meiner Kammer war? Habt Ihr sie indeß umgebracht?“

Christoph eilte auf Hirschmeyer zu und sagte ihm einige Worte heimlich.

„Wo ist sie?“ wiederholte Hanni.

Sie ging auf die Thüre los und fand sie verschlossen.

Therese öffnete und kam heraus.

„Ich habe mich eingeschlossen. Ich habe gehört, was Du, gutes Mädchen, für mich gewagt hast. Du hast mich genannt, Du hast diesem Scheusal meine Verkleidung entdeckt. Nun muß mein Tod gewiß sein, denn Hirschmeyer weiß nun, wenn er vor sich hat; er weiß nun, daß Wagmann's Braut ihn umgeben, daß Wagmann's Braut jetzt genau weiß, wer ihr den Geliebten getödtet. Wolan, ziehe Dein Messer, Christoph, oder schwinge Dein Beil, ich bin Deiner Mordlust doppelt verfallen.“

„Nie! Nie!“ stammelte Christoph und taumelte ganz betäubt auf einen Stuhl.

„Hast Du diesen gedungenen Mörder verloren, Hirschmeyer, schnell, suche Dir einen anderen, Du bist ja nicht verlegen um Leute, die für Dich den Todesstreich führen. Der sollte nun hier sein, den Du in Margarethen suchtest, doch Du hast ja noch zwei Mörder in der Nähe, den Stummen hier und den Bauer dort. Befiehl ihnen doch, mich niederzustoßen!“

Hirschmeyer wollte zur Thüre hinaus.

Christoph sprang auf, packte ihn an der Brust und schleuderte ihn mitten in die Stube.

„Da geblieben, Teufel! Tückischer Unhold, der meinen Leichtsinn und meine Armuth benützte, mich zu bestricken. Therese,“ rief er kläglich, „vermöchtest Du zu glauben, daß meine Liebe zu Dir verschwunden, daß ich, wenn ich Dich erkannt hätte, Dich auch nur mit einer Geberde hätte kränken können? Wol bin ich Deiner unwürdig, aber ich will gut machen, was ich verbrochen! Dieses Scheusal liefere ich den Gerichten aus und mich dazu, mögen dann die Gesetze über mich verhängen, was sie wollen.“

Der Schlosser, der von dem Allen Nichts verstand, machte Miene, Hirschmeyer beizustehen.

Therese ergriff eine Kreide, die auf dem Tische lag und welcher sich Hirschmeyer bedient hatte, um sich mit dem Schlosser zu verständigen, und schrieb:

„Wagmann's Mörder! Wer hat den Muth, einem so Verworfenen beizustehen?“

Der Schlosser las und wich vor Hirschmeyer scheu zurück.

„Kalter!“ rief Christoph, „wenn Ihr nicht wie ein Meuchelmörder von dem Criminalgerichte wollt behandelt werden, so bindet diesen Elenden, winkt Eurem Knechte, daß er den Steirerwagen bereit halte, und wir liefern ihn sogleich, trotz des Unwetters, an das Gericht in Purkersdorf aus.“

„Mein Gott! Mein Gott!“ wimmerte Kalter, er war mein Wohlthäter! Ihm verdanke ich, was ich besitze!“

„Vater, Euer Wohlthäter ist ein Räuber!“ rief Hanni.

„Die paar tausend Gulden Heiratsgut, die ich Dir bestimmt, verdanke ich ihm.“

„Ich bedarf dieses Sündengeldes nicht.“

„Ich ersetze Dir, was Dir entgeht,“ sagte Therese.

„Wenn Ihr nicht Hand an ihn legen wollt,“ fuhr Christoph fort, „so werde ich ihn allein binden, allein seinen Transport versuchen. Der Fiaker wird mir zu Diensten stehen.“

„Barmherzigkeit!“ flehte Hirschmeyer, „mein ganzes Vermögen theil' ich unter Euch, laßt mich nur entrinnen. Therese,“ sagte er, „Therese, seien Sie menschlich! Die entsetzliche That ist geschehen und gewiß habe ich sie nicht vollführt. Noch mehr kann ich sagen, Wagmann lebt, ich sah ihn selbst,

Auch mußten die Mäkler, die unter sich wie die Diebe in einem gewissen schmählichen Einverständnisse leben, die nahe Verfallszeit solcher Wechsel melden, welche sich nicht in den Händen der drei Ehrenmänner à la Grasl, Stangel und Fäding befanden.

Man sieht hieraus, der Wuchererbund war gehörig organisirt und es konnte seinen edlen Mitgliedern Nichts entgehen, was ihnen zu erfahren nothwendig erschien.

Im Kaffeehause angekommen, drehten sich die Gespräche der drei Corsaren gewöhnlich um folgende Dinge:

Hay trat ein, fand die Anderen bereits ihren Kaffee schlürfend und redete sie an:

„Hat die Frau von Sellein heute bezahlt?"

„Pünktlich."

„Was ist es mit dem Fräulein Holler?"

„Die hat vor drei Tagen schon um eine Prolongation für drei Monate gebeten."

„Haben Sie sie zugestanden?"

„Könnte mir nicht einfallen!"

„Weshalb nicht? Sie haben ja ein „rasendes" Geld bei ihr verdient, Sie könnten wol ein Auge zudrücken."

„Da müßte ich ein Narr sein! Soeben erfahre ich von Herrn Geyer ganz zufällig, daß die Holler „nicht inoculirt" wurde, daß die bösartigen Blattern in ihrem Hause grassiren. Wird sie davon befallen, geht die Schönheit zum Teufel, so sieht sie ihr Marquis nicht mehr an, ihr Baron läßt sie sitzen und der reiche Fleischhacker aus der Vorstadt weicht ihr aus wie einer kranken Kuh; da könnte ich mir meine fünfzehnhundert Gulden suchen. Nichts da! Zahlen muß sie, sonst wird sie eingesperrt, und wenn „Laub und Gras" für sie bitten."

„Wie steht es mit Frau von Loyden?"

„Die rumpelt schön hinein, die trägt schon selbst hundert Percent an. Ich gebe ihr aber immer noch Geld."

„Ihr Mann zahlt ja Nichts mehr für sie!"

„O, es zahlt schon ein Anderer; da ist Einer aus Rotterdam angekommen, das ist der Erklärte! Der gibt mit vollen Händen, diese schlechte Frau ist jetzt wieder vollkommen gut."

Gewöhnlich wurden diese Gespräche belauscht und von irgend einem Spaßvogel, der die Wucherer gern quälte, unterbrochen.

Da war ein junger Beamter, Pippermann hieß er und ganz Wien kannte ihn wegen seiner heiteren Laune; dieser konnte die Bluthunde nicht leiden und marterte sie, so oft er sich ihnen nahte.

„Herr von Geyer," redete er eines Tages den Mann an, der später wahnsinnig wurde, „haben Sie von der Frau von Blümlein Wechsel in Händen?"

„Wer läßt fragen?"

„Ich. Wenn Sie nicht antworten wollen, ist es mir auch recht. Leben Sie wohl."

„Was ist's mit der Frau von Blümlein?"

„Wer läßt fragen?"

„Sie rächen sich und geben mir meine Frage zurück."

„Ich räche mich nicht, ich bezahle nur mit gleicher Münze. Sie müssen überhaupt artig reden mit einem Manne, wie ich bin. Ich bin Ihnen Nichts schuldig und werde Ihnen nie was schuldig werden."

„Na, fahren Sie nur nicht auf!"

„Ich lasse mich nur herab, wenn ich manchmal mit Ihnen spreche, denn wenn mein Departements-Chef erfährt, daß ich Sie kenne, so avancire ich mein Leben lang nicht. Noch ist jeder meiner Collegen präterirt worden, der einen Wucherer gegrüßt hat."

„Halten Sie Ihre Zunge im Zaume, ich bin kein Wucherer."

„Nein, aber ein Blutegel."

„Ruhig, meine Herren, wir sind in einem öffentlichen Kaffeehause," versetzte Strick. „Was ist es mit der Frau von Blümlein?"

„Nichts ist es mit ihr! Graf Pahlau ist mir heute auf dem Kohlmarkte begegnet und hat mir unaufgefordert erzählt, daß er Nichts mehr von ihr wissen wolle; daß sie ihn auf eine zu gemeine Art betrogen habe, denn einem Musikmeister, Würbi ist sein Name, hängt sie die Summen an, die ihr der Graf so freigebig auswirft. Der Graf nannte die Blümlein eine undankbare Creatur und versicherte, daß er sie durch seinen Jäger aus seinem Palais habe hinausweisen lassen. Dasselbe hat der Graf auch dem Hauptmann Mohrenschwert mitgetheilt. Dort steht der Hauptmann, fragen Sie ihn, wenn Sie mir nicht glauben."

Die drei Wucherer flogen schnell auf den Hauptmann hin, fragten diesen nach dem Schicksal der Blümlein und erfuhren die Bestätigung des Gesagten.

„Marqueur, zahlen!" rief Hay.

„Marqueur, zahlen!" sagte Strick.

„Marqueur, zahlen!" brüllte Geyer.

„Wo wollen die Herren denn so schnell hin?" fragte Pippermann.

„Der Mäklerin Kepperles dreh' ich den Hals um!" keuchte Hay. „Diese ist schuld, daß ich jetzt mit zweitausend Gulden in der Patsche sitze!"

„Ich morde ihr Stubenmädel," versetzte Hay, „die hat mir geschworen, das Verhältniß der Blümlein mit dem Grafen dauere ewig."

„Und ich bringe den Sollicitator Specht um; dieser hat mir erzählt, der Graf könne sich von der Blümlein nie trennen, er sei durch ewig fesselnde Bande an sie gebunden."

Pippermann lachte laut.

„Sie haben leicht lachen," bemerkte Hay, „Sie haben kein Geld bei ihr," und stürzte fort.

„Nicht wuchern, Herr von Hay!" rief Pippermann ihm nach.

„Bei mir stehen viertausend Gulden auf dem Sprunge!" polterte Geyer und eilte aus dem Kaffeehause.

„Machen Sie keine halsbrecherischen Geschäfte!" erwiderte Pippermann.

„Ich verliere dreitausend Gulden bei der Blümlein und ernte am Ende noch Schande und Spott!" eiferte Strick.

Er folgte seinen Collegen.

„Schand' und Hohn — Wucherlohn!" versetzte Pippermann, dann wandte er sich an den Hauptmann und sagte:

„Ich habe die Wette gewonnen, das Kaffeehaus habe ich gesäubert von diesen drei Schmeißfliegen. Jetzt warte ich noch auf die beiden Brüder Syrupberg, diese Beiden sind von allen Wucherern in Wien die allergewissenlosesten, unverschämtesten und dummfrechsten; mit diesen habe ich einen eigenen Spuk vor. Davon soll die ganze Stadt sprechen. Zwei solche bodenlos schlechte Subjecte zu züchtigen und zu blamiren, soll mein Streben sein. Ich habe ein ganzes Bändchen Anekdoten aus dem Leben dieser „Menschenschinder", diese Anekdoten lasse ich in Leipzig drucken."

Von dem, was Pippermann den drei Gaunern Strick, Hay und Geyer über Frau von Blümlein und den Grafen Pahlau erzählte, war jedes Wort der Wahrheit getreu. Der Graf war über die Aufführung der Blümlein so entrüstet, daß er wirklich seine Hand von ihr, wenigstens für einige Zeit, abzog. Jeannette, das Kammermädchen, ward zur Verrätherin ihrer Frau.

Auf welche Weise dies geschah, soll im nächsten Kapitel ausführlich erzählt werden.

Das ist das Schicksal lüderlicher Frauen. Ihr unbesonnener, unsittlicher Lebenswandel zwingt sie, ihre Dienstleute zu Vertrauten zu machen; diese sündigen dann auf die Geheimnisse, welche sie von ihren Herrschaften erfahren haben und maltraitiren die Herrschaft.

Dadurch werden die Domestiken die Gebieter und die Gebieter werden zu untergeordneten Personen. Die Kammerjungfern, Stubenmädchen, Bedienten in manchem Hause beherrschen oft die ganze Familie. Es gibt Familien, in welchen Herr und Frau vor der Dienerschaft sich nicht mucksen dürfen, sonst werden sie blamirt.

Jeannette war eine solche Creatur, die sich übernahm. Frau von Blümlein durfte ihr keine schiefe Miene machen, so artete sie aus; sie bestahl und hinterging, bewucherte und betrog ihre Dienstgeberin und diese mußte noch dankbar und ergeben jede Uebervortheilung hinnehmen. Jeannette ging noch weiter. Sie bestahl im Hause der Blümlein auch noch fremde Personen, wie jenes Fräulein Solau; darüber riß der Blümlein die Geduld, sie machte Jeannetten Vorwürfe, sie mußte aber diese Vorwürfe theuer bezahlen.

---

5. Kapitel.

Frau von Blümlein Sklavin ihres Stubenmädchens.

Die Leser werden sich aus dem zweiten Kapitel des zweiten Theiles unserer Mittheilung erinnern, daß Fräulein Solau in nicht geringer Bestürzung über den durch Jeannette ausgelösten Schmuck bei Frau von Blümlein erschien.

Die Ursache war folgende:

Als Fräulein Solau den Schmuck an die rechtmäßige Eigenthümerin zurückstellen wollte,



Hanni bestieg das Dach und schwang den glühenden Brand.

als Stuwer das Wetterglas; eine Geldmäklerin, ein Geldzubringer sind flugs bei der Hand; die Schöne bedarf einer Summe von tausend Gulden, es kostet Nichts. als die Worte „Acceptirt" und Pauline oder Nina und den Familien-Namen, und tausend bare Gulden sind in ihren Händen. Freilich hat sie am Verfallstage das Doppelte und Dreifache zu entrichten, aber dieser Verfallstag ist erst in drei Monaten und was kümmert dieser Verfallstag die Holde, hat sie doch einen Grafen, einen Banquier, einen Rentier, einen Brauer, einen Fleischer — als einen intimen Freund, der bezahlt, ja bezahlt oft noch zehnmal größere Summen nur für ein freundliches Lächeln und einen sanften Händedruck.

Vor fünfzig Jahren befanden sich in Wien drei Wucherer, welche sonst keine anderen Geschäfte betrieben, als mit leichtsinnigen Weibern. Diese drei Wucherer unternahmen zwar jeder für sich seine eigenen Kaperaffairen, aber im Auswerfen ihrer Netze hielten sie zusammen und sprachen sich auch täglich, um sich gegenseitig Bericht zu erstatten.

Jeder dieser Ehrenmänner wohnte in einem andern Stadtviertel, allein im Centrum, in einem Kaffeehause im Mittelpunkte Wiens, trafen sie immer zusammen.

Dieses Kaffeehaus war ihnen auch darum so lieb, weil dort von Müßiggängern, Spielern und Stadtklatschern die Chronique scandaleuse so recht im Großen und Kleinen verhandelt wurde. Mitten unter die Scandal-Verkündiger drängten sich die drei Wucherer und spitzten ihre Ohren und ordneten ihre Manöver und forschten und lauschten und bestimmten danach den Credit der verschwenderischen Frauen, der indiscreten Maitressen und lockeren Mädchen des Wiener Weibermarktes.

Wir müssen diese drei Erzschelme von Wucherern doch näher bezeichnen. Sie sind zwar alle drei gestorben, zwar nicht am Hanf, der eigens für sie hätte gebaut werden sollen, doch an Krankheiten, welche für diese Leute nicht bezeichnender hätten sein können.

Ihre wahren Namen wollen wir nicht nennen, aber die falschen, die wir ihnen beilegen, werden nicht verhindern, daß man Einen oder den Anderen dennoch erkenne.

Wir werden genaue Portraits geben von diesen Herren; gut getroffene Portraits macher es aber überflüssig, daß man darunter schreibe, wen sie vorstellen.

Der eine dieses Kleeblattes soll den Namen Geyer haben; er starb am Wahnsinn.

Der Andere soll Hay heißen; er, dessen Herz Stein war und der den häufig von ihm hintergangenen Leuten Sand in die Augen streute, starb an Sand und Stein.

Der dritte soll Strick heißen; er erstickte in seinem Fette, ein Schlagfluß kam dem Scharfrichter zuvor.

Diese drei liebreichen Männer hatten auch unter sich eine eigene Wucherpolizei.

Die Chronipue scandaleuse im Kaffeehause erschien ihnen nicht immer ganz verläßig.

Herr Geyer patrouillirte Abends zu allen Hausmeistern jener Häuser, in welchen die Damen wohnten, welchen er Geld vorstreckte. Die Hausmeister mußten genau rapportiren, wer bei seinen Kunden ein- und ausging, welche Equipagen am Hause hielten, welche Spiele, Gastereien sie rangirten, wie oft und wann sie auf Bällen und in den Theatern erschienen und ob nicht etwa ungestüme Gläubiger zu bemerken seien.

Herr Hay hatte alle Dienstleute seiner Clienten im Solde. Die Kammerjungfern, Stubenmädchen, die Bedienten mußten aufpassen, ob die bekannten Liebes-Verhältnisse nicht etwa eine schnelle Veränderung erlitten, ob die Liebesflammen noch gleich günstig brannten und ob nicht etwa von irgend einer Seite eine dringende Abreise drohe.

Herr Strick hatte die Mäkler zu überwachen. Ihm mußten diese genau und auf Leben, Ehre, insofern ein Mäkler eine Ehre hat, und auf Seligkeit, wenn es in der Hölle eine Seligkeit gibt, versichern, wie viele Wechsel seiner Opfer in Umlauf kommen, ob sie stark angeboten werden.

Bei den Gerichten mußten diese Mäkler auch zu erforschen suchen, ob Wechselklagen eingereicht, ob Pfändungen, Feilbietungen der „Fahrnisse" (ein herrliches Wort der Advocaten) drohten, ob Personalarreste im Zuge oder etwa gar zum Schrecken und Entsetzen eines Wucherers Concurse zu befürchten seien.

entdeckte diese, daß ein großer Brillant herausgenommen worden sei.

Die Eigenthümerin erhob hierüber eine förmliche Anklage.

Fräulein Solau, um den Verdacht von sich abzuwälzen, als hätte sie den Stein unterschlagen, mußte angeben, was mit dem Schmuck geschehen.

Dies Bekenntniß bei der Polizei abzulegen, war für sie entsetzlich, allein sie besaß den Schmuck, gab ihn zurück, der Vorwurf einer Veruntreuung fiel weg — sie hatte sich nur über den fehlenden Solitär zu verantworten.

Sie nannte Jeannette, aus deren Händen sie den Schmuck empfing.

Ein Commissär und zwei seiner Leute ließen das Fräulein nicht aus den Augen; sie traten mit Solau fast gleichzeitig bei der Blümlein ein.

Jeannette leugnete von dem herausgenommenen Juwel Etwas zu wissen und erschien ganz aufgeregt und entrüstet vor ihrer Herrin.

Graf Pahlau war, wie in jenem Kapitel bereits angedeutet wurde, im Hause seiner Geliebten.

Als der Commissär in die Wohnung der Frau von Blümlein trat, kam ihm der Graf entgegen.

Der Commissär unterrichtete den Grafen von der Ursache seines Besuches.

Fräulein Solau wurde hierdurch neuerdings beschämt und gedemüthigt.

Frau von Blümlein richtete nun die wenigen Worte an Jeannette:

„Was hast Du denn gemacht?"

Diese fuhr aber sogleich wie eine Furie auf, alle Achtung vor ihrer Frau vergessend, und antwortete:

„Was ich gemacht habe? Euer Gnaden wissen es ja ohnehin! Ihre Freundin habe ich aus einer namenlosen Verlegenheit, bei welcher sie Ehre und Freiheit riskirte, gerissen, und nun soll mein Lohn sein, daß ich als Diebin angeklagt werde. — Ich bin aber keine Diebin, vielleicht sind andere Leute Diebinnen, welche es minder genau mit fremdem Eigenthum nehmen — ich wenigstens habe nie anvertrautes Gut versetzt!"

„Um Gottes willen, Jeannette," erwiderte Blümlein, „bewache doch Deine Lästerzunge."

„Nein, ich bewache sie nicht! Wer meine Ehre angreift, nimmt mir mein kostbarstes Gut. Eher sterbe ich, als ich meine Rechtschaffenheit antasten lasse."

„Ruhig," sagte der Graf, „wer tastet denn Ihre Ehre an?"

„Die da," erwiderte Jeannette in wegwerfendem Tone, indem sie mit der Hand nach dem Fräulein Solau wies. „Sie soll leugnen, wenn sie es vermag, ob ich sie nicht ausdrücklich fragte: „Fräulein Solau, erkennen Sie diesen Schmuck als den Ihrigen?" — Hierauf antwortete sie: „Ja, ich erkenne den Schmuck, den ich gewünscht." — Hierauf fragte ich: „Es fehlt daran Nichts? — Betrachten Sie den Schmuck noch einmal," und diese Mamsell antwortete: „Es fehlt Nichts!" — Ist dies wahr oder nicht? Reden Sie!"

„Was unterstehst Du Dich in diesem beleidigenden Ton mit meiner Freundin zu sprechen!" sagte Frau von Blümlein.

„Sie schweigen für immer, sonst rede ich mit Ihnen noch nachdrücklicher," tobte Jeannette gegen ihre Gebieterin.

„Das ist arg!" versetzte der Graf. „Eine im Zorne so roh auffahrende Person ist mir noch nicht vorgekommen."

„Mäßige Sie sich," befahl der Commissär. „Fräulein Solau," fragte er hierauf diese, „was haben Sie zu bemerken?"

„In meiner Freude, den Schmuck wieder zu erhalten," versetzte Solau, „und in der Zuversicht, der Schmuck werde ganz so sein, wie ich ihn übergab, warf ich nur einen flüchtigen Blick darauf. Ob ich gerade die Worte, welche diese unartige Person von mir gehört zu haben vorgibt, gesagt, weiß ich nicht mehr."

„So," fuhr Jeannette noch wüthender auf „so will ich Sie denn sogleich Lügen strafen Haben Sie vergessen, daß ich Zeugen habe? Daß ich einen Hausmeister und einen Brodsitzer eigens hieherkommen ließ, um zwei Zeugen in der Verhandlung mit Ihnen zu besitzen, weil ich wohl wußte, wie vorsichtig man mit gewissen Personen zu Werke gehen müsse. Soll ich den Hausmeister und den Brodsitzer hieher rufen lassen?"

„Ja," versetzte der Commissär.

„Nur einen Augenblick," erwiderte der Graf. „Wir wollen den Scandal nicht noch weiter treiben. In meinen Augen beweisen diese Zeugen Nichts. Der Stein kann herausgefallen sein, der

Stein kann sogar, als der Schmuck in die Hände des Fräuleins kam, nicht darin vorhanden gewesen sein, denn er war so versteckt an einem Blatte der Brillant-Guirlande angebracht, daß man seinen Abgang nur bemerkt, wenn man darauf aufmerksam gemacht wird. — Ich wünsche den unangenehmen Vorgang aus Achtung für die Frau vom Hause abgekürzt. Ich erbiete mich, den Schaden zu ersetzen. Wissen Sie nicht, Fräulein Solau, was die Eigenthümerin des Schmuckes dafür begehrt?"

„Unerhört viel," entgegnete das Fräulein, „fünfhundert Gulden für einen so geringen Brillant."

„Gut, ich bezahle diese fünfhundert Gulden", erwiderte der Graf. „In einer Stunde sende ich dieses Geld Ihnen, Herr Commissär; mögen Sie die Eigenthümerin damit befriedigen und möge die Anklage dann wegfallen."

„Da die Klägerin nur bares Geld wünscht," versetzte der Commissär, „so ist die Sache abgethan."

Der Commissär ging mit seinen Leuten.

„Und nun, Mamsell Jeannette, bitten Sie zuerst Ihre Frau und dann Fräulein Solau um Verzeihung. Eine so gemeine Weise, sich zu expectoriren, hätte ich von Ihnen nicht erwartet."

„Ich — diese Beiden? Weshalb denn? Von Frau von Blümlein lasse ich mich nicht zurechtweisen, wenn es meine Ehre gilt, und was diese Person betrifft, die einen Schmuck versetzte, der nicht ihr gehörte, und einen Stein changirte, um ein ehrliches Dienstmädchen zu verdächtigen und in ein großes Unglück zu bringen, so soll sie mich um Verzeihung bitten; doch unsere Affaire ist noch nicht zu Ende, wir kommen schon noch zusammen."

Mit diesen Worten stürzte Jeannette zur Thüre hinaus.

„Eine impertinente Person!" rief der Graf.

„Sie häuft Beleidigungen auf Beleidigungen," klagte Solau, „und ich muß schweigen, weil sie gegen mich im Vortheile ist. O, das schmerzt tief! Meine Lage ist schrecklich!"

„So ergeht es uns armen Geschöpfen, wenn wir zu solchen miserablen Personnagen unsere Zuflucht nehmen müssen! Herr Graf, Ihnen danke ich, daß Sie diese fatale Geschichte so edelmüthig ausgeglichen haben. Tausend Dank, guter, lieber Graf! — Dir, Blümlein, bringe ich mein Bedauern dar, daß ein solch entartetes Weibsbild in Deinen Diensten steht!"

Sie verneigte sich gegen den Grafen und Blümlein und entfernte sich.

„Diese Ihre Kammerjungfer müssen Sie sogleich aus dem Hause weisen," sagte der Graf zur Blümlein.

„Ach," seufzte diese, „wie gerne thäte ich es, aber ich bin so an sie gewöhnt."

„Gewöhnt, an einen Drachen, an eine nichtswürdige, rücksichtslose Person?"

„Sie ist das beste Mädchen von der Welt, und nur heute war sie so alterirt."

„Alterirt?"

„Sie hat ein gutes Herz und bereut gewiß schon ihr Benehmen."

„Sie werden sie also nicht aus dem Hause jagen?"

„O bedenken Sie doch, daß sie aus gekränkter Ehre sich vergaß. Sie soll als eine Diebin sich bezeichnen lassen und dabei ruhig sein?"

„Und ich sage Ihnen, Frau von Blümlein, Jeannette hat den Stein gestohlen, ich werde dies noch heraus bekommen. Wer so frech sich gegen eine Anschuldigung vertheidigt, einen Verdacht mit Brutalität abwälzen will, hat kein reines Gewissen! Schon der Umstand, daß sie Zeugen mitbrachte, als sie den Schmuck übergab, macht sie mir bedenklich. Endlich konnte sie weder Ihnen, noch mir, noch dem Commissär in die Augen sehen; sie tobte in's Blaue hinein und schmähte! — Gut, behalten Sie diese elende Person in Ihrem Dienste, lassen Sie sich von ihr maltraitiren, lassen Sie sich von ihr behandeln, als wenn Sie die Magd und die Magd die Frau wäre. Wenn ich aber je wieder in Ihr Haus kommen soll, so sorgen Sie dafür, daß Jeannette mir nicht unter die Augen tritt. Adieu, Madame, fallen Sie nun Ihrer Zofe zu Füßen und bitten Sie um Gottes willen um Verzeihung, daß ihr in Ihrem Hause ein unangenehmes Ereigniß begegnet ist."

Der Graf ging in großer Verstimmung fort.

Frau von Blümlein gerieth in arge Verlegenheit, sie kämpfte sichtbar mit sich. Sie mußte dem Grafen beistimmen, aber sie lag in den Banden ihres Ungethüms.

Endlich zog sie die Glocke.

Jeannette erschien.

„Sie wünschen?“ fragte sie ihre Gebieterin auf eine Weise, welche den größten Hohn verrieth.

„Sag' mir, was ist Dir eingefallen, mich so respectwidrig vor dem Grafen zu behandeln?“

„Respectwidrig? Verdienen Sie Respect?“

„Bin ich nicht Deine Brodgeberin?“

„Muß ich mir mein Brod nicht sauer verdienen? Zu welchen Aufträgen bin ich da? — Bald muß ich Sie vor dem Grafen beschönigen und Ihnen lügen helfen, bald Sie vor den Gläubigern verleugnen und wieder lügen helfen. Bald Geld auftreiben, bald alles Mögliche für Sie versetzen und verkaufen, bald die heimlichen Liebhaber überwachen und zu allen Intriguen die Hand bieten. Und für Alles dies habe ich an Ihnen nicht einmal eine Vertheidigerin! — Ich hätte gedacht, Sie würden eher für meine Ehre raufen, als mich beschimpfen lassen; doch wer selbst keine Ehre hat, kann freilich für die Ehre Anderer nicht einstehen!“

Frau von Blümlein stand starr vor Entrüstung, als sie Jeannette in diesem Tone sprechen hörte.

Sie kämpfte sichtbar mit ihrem Grimme und hätte gerne die unverschämte Kammerjungfer durch ihren Bedienten aus dem Hause werfen lassen, hätte Jeannette die Blümlein nicht völlig in der Hand gehabt.

Endlich ermannte sich die Gebieterin und sprach:

„Jeannette, Du bist schrecklich in Deinen Aeußerungen! Woher diese Aufregung? Woher Dein Haß? — Du feindest mich an, daß ich Dir das Wort nicht geredet und Du warst es doch, welche die Achtung vor mir so sehr bei Seite setzte, daß der Graf, der so gut ist und Dir so wohl will, ganz betreten war, als er Dich so wegwerfend von meiner Freundin, und dies noch dazu in ihrer Gegenwart, und eben so beleidigend von mir sprechen hörte. Ich will Deinen Unmuth gegen mich nicht noch mehr reizen, aber verhehlen kann ich es nicht, daß Du undankbar bist. — Ich habe Dich als ein armes Mädchen in's Haus genommen. Deine Eltern starben, Deine Tante verstieß Dich; Du wußtest nicht, wohin Du Dein Haupt legen, woher Du ein Mittagmahl nehmen solltest, und gekleidet warst Du wie ein Bettelkind. — Deine Noth ging mir nahe. — Ich sorgte für Dich wie für eine Schwester. Ich ließ Dich in allen weiblichen Arbeiten unterrichten; ich ließ Dir so viel lehren, daß Du bei jeder Dame als erste Kammerjungfer eintreten könntest. — Du bist nun Jahre lang bei mir. Du hast Alles, was ich habe, Du hast eine Garderobe, wie keine Deinesgleichen, Du besitzest sogar Schmuck und werthvolle Spitzen. Alles von mir! — Ja, man sagt mir, daß Du Dir ein namhaftes Kapitälchen bei mir gemacht — — und doch dieser schwarze Undank! — Sprich, habe ich dies verdient?“

Jeannette schwieg einen Augenblick, dann entgegnete sie:

„Es ist wahr, Euer Gnaden haben mir viele Güte erwiesen, aber ich habe Ihnen dafür Treue und Anhänglichkeit bezeugt.“

„Treue und Anhänglichkeit? Dies ist nicht wahr! — Treue und Anhänglichkeit haben Dienstboten schon lange aus ihrem Katechismus gestrichen, Verrath und Verleugnung, das ist's, was sie im Auge haben! Mit wenig Ausnahmen möchten die jetzigen Domestiken ihre Herrschaften lieber verderben, als ihnen beistehen! Die schlechteste Dienerschaft hat aber immer der beste Dienstgeber. — Genug! Ich mache Dir keine Vorwürfe mehr. Nur Eins bedinge ich mir, wenn der Graf wieder hieherkommt, so vermeide es, ihm unter die Augen zu kommen. Er ist über Dein Benehmen so aufgebracht, daß er Dich nicht sehen will.“

Jeannette hätte so gerne wieder nach ihrer frechen, brutalen Weise geantwortet; sie wurde dunkelroth, als sie diese Worte hörte, aber sie verbiß ihren Aerger und sprach nur die wenigen Worte:

„Ganz wohl, Euer Gnaden!“ verneigte sich kalt und eilte aus dem Salon ihrer Gebieterin.

„Geh'," sagte diese; „ich weiß recht gut, was Du denkst, aber Du weißt nicht, was ich denke, was ich gegen Dich unternehmen werde. — Es soll Dir schon heimkommen, schlechtherzige, rücksichtslose Personnage!“

Ein Bedienter trat ein und meldete die drei Wucherer Hay, Strick und Geyer.

„Was wollen diese?“ sagte Frau von Blümlein für sich. Dann wendete sie sich an den Bedienten mit den Worten:

„Die Herren mögen eintreten!“

Die drei Gläubiger polterten zur Thüre herein.

„Was gibt es, meine Herren? Mit welcher Hastigkeit, mit welcher Aufgeregtheit treten Sie bei mir ein?"

„Da sind Sie ja noch! Gott sei Dank!" lärmte Hay.

„Was soll das heißen?"

„Das soll heißen, daß Sie noch nicht durchgegangen sind, daß uns also noch ein provisorischer Arrest Etwas nützen kann."

„Was erfrechen Sie sich, mir hier zu sagen?"

„Gar keine Frechheit! Frech sind nur jene Personen, welche Schulden machen, ohne je die Absicht zu haben, sie wieder zu bezahlen."

„Wir wissen schon Alles!" versetzte Geyer. „Mit Ihrer Herrlichkeit ist es aus. Der Graf Pahlau hat die Hand von Ihnen abgezogen. Er kommt nicht mehr zu Ihnen."

„Ja," tobte Strick, „weil Sie ihn auf die mechanteste Weise betrogen haben, weil Sie ihm mit Hilfe eines Herrn Würbi solche Hörner aufsetzten, daß er bei keinem Stadtthore mehr hereingehen, in keinem zugemachten Wagen mehr fahren kann und nur in einer Kalesche seine Promenade machen kann."

„Meine Herren, Sie treiben Ihre Impertinenz auf's Aeußerste! — Was berechtigt Sie, in diesem Tone mit mir zu reden?"

„Was uns berechtigt?" erwiderte Strick. „Wir haben Wechsel von Ihnen in den Händen, Wechsel, die noch nicht bezahlt sind, und das werden Sie wol schon erfahren haben, daß Derjenige, welcher von Jemandem einen Wechsel besitzt, einen Wechsel, für den kein Geld zu hoffen, nach unseren Gesetzen mit diesem Jemand machen kann, was ihm beliebt."

„Ich lasse Sie zwicken à la Zahlheim," eiferte Hay.

„Und ich Sie rädern à la baierischen Hiesel," setzte Geyer hinzu.

Frau von Blümlein stand wie eine Statue, bleich und starr. Endlich sprach sie:

„Was wollen Sie denn? Ihre Wechsel sind ja nicht einmal fällig."

„Ja, wenn sie fällig wären," rief Strick, „und nicht bezahlt würden, da lebten Sie ja gar nicht mehr! Da hätte Sie ja mein Advocat, der Doctor Reißer, schon längst vernichtet, der hat schon gegen 20.000 Pfändungen, 18.000 Feilbietungen, 15.000 Concurse und so viele Personal-Arreste verhängt, daß — säßen die Schuldner alle, die er seit Jahren einsperren ließ, in einem Hause, der Spielberg ein Monatzimmer dagegen wäre!"

„Vor Allem muß ich Ihnen sagen, daß es nicht wahr ist, daß mein Verhältniß mit dem Grafen Pahlau nicht mehr besteht. — Im Gegentheile, nie war seine Freundschaft für mich größer, als in diesem Augenblicke."

„Ueberzeugen Sie uns hievon."

„Sie werden doch nicht wähnen, daß ich über eine solche delicate Sache mit dem Grafen in Ihrer Gegenwart verhandeln könne?"

„Warum nicht?" antwortete Hay, „uns genirt dies nicht im Mindesten."

„O, wir werden oft in Dinge eingeweiht," versetzte Geyer, „wovon sich die menschliche Philosophie Nichts träumen läßt."

„Mit einem Wechsel in der Hand dringen wir bis in die Hölle, wenn es sein muß, und pfänden den Satan um seinen letzten Stoß Holz. Mein Advocat, der Doctor Reißer, hat schon neugeborene Kinder ausgezogen."

„Wenn Ihre Wechsel fällig sind, unterwerfe ich mich der bekannten empörenden Grausamkeit Ihres Advocaten."

„So lange warten wir nicht! Wir haben Beweise, daß Sie Wien verlassen wollen."

„Das ist nicht wahr!"

„Wahr oder nicht," bemerkte Strick, „wir alle Drei beschwören es, daß Sie durchgehen wollen. Wir dringen auf Sicherstellung; mittlerweile auf provisorischen Arrest, einem Wechselgläubiger wird Alles bewilligt — ja, wenn ich selbst einen falschen Wechsel von Ihnen in Händen hätte, so kann ich Sie einklagen und einsperren lassen, das ist ja eben das Köstliche bei den Wechseln, daß kein Mensch gefragt wird, bist Du diese Summe wirklich schuldig und hast Du das geschrieben, nein, bezahlt muß werden, dann erst kann man sein Recht geltend machen; darin liegt der Witz!"

„Wollen Sie dieser Procedur sich nicht aussetzen, so geben Sie uns drei Accepte vom Herrn Grafen. Wenn Sie so gut sind mit ihm, so ist dies ein Kinderspiel für Sie."

„Nie werde ich dies! Und nun sage ich Ihnen, verlassen Sie mich mit Ihren impertinenten Zumuthungen oder ich rufe meine Bedienten.“

„O diese Kerls thun uns Nichts, die sind uns selbst schuldig.“

„Ich habe von Ihrem Ignaz eine Tratte für vierzehn Maß Bier in Händen.“

Freunde, gehen wir zu Doctor Reißer, der weiß gewiß Rath. Der hat für diesen Fall sicher ein Auskunftsmittel in petto.“

„Mir fällt Etwas ein,“ sagte Hay ganz heimlich zu seinen Freunden. „Wir haben ja von einem Wechsel vom vorigen Jahre, der zwar ausgeglichen wurde, eine Zahlungsauflage auf die Blümlein. Nur noch 2 fl. 30 kr. haften im Rück-



Die drei Gläubiger polterten zur Thüre herein.

„Hier ist die Thüre und nun entfernen Sie sich gutwillig — oder — oder es wird mir die Polizei beistehen.“

„Die Polizei,“ sagte Strick, „ein verwünschtes Wort. Der Polizei bin ich all mein Leben ausgewichen, wie dem gelben Fieber. Kommt,

stande für Gerichtskosten; wir begehren auf den Rest von 2 fl. 30 kr. den Personalarrest; er wird bewilligt wie Alles! — Empfehlen uns zu Gnaden!“ Damit gingen die drei Ehrenmänner.

„Es ist zu viel!“ sagte Blümlein. „Ich halte es nicht mehr aus! Das arme Weib, das da

unten am Hausthore das Holz sägt und in den Keller schafft, ist glücklicher als ich, die in Seide und Sammt einherrauscht und in einer kostbaren Equipage fährt. — O welch ein Elend bedrückt mich! Die wenigen vergnügten Stunden, die mir zutheil werden — tausendfältig werden sie mir durch Kummer, Noth und Sorge vergällt. Das arme Weib da unten, wenn es Abends zu den Ihrigen heimkehrt, feiert schönere Stunden als ich, wenn ich bei zahllosen Kerzen spiele, mit lautem Applaus eine Arie singe oder im heitern Tanze mich bewege. — Geht die Arme zu Bette, so schläft sie, von der Arbeit ermüdet, süß; mich flieht der Schlaf bis gegen Morgen, und suche ich da einzuschlafen, so lärmen mich die Gläubiger auf. — Und ich kann meine Leiden nicht beenden, ich habe mich zu tief in mein Unglück gestürzt. — Ich sehe keinen Ausweg. — Wenn der Graf noch einmal mich retten möchte! — Heilig und ernst würde ich ihm mein Wort halten und einen vernünftigen Lebenswandel führen. — Ich will an ihn schreiben, herzlich will ich ihm schreiben, ich will ihn um Gottes willen bitten, mich nicht umkommen zu lassen, mich aus den Händen der Wucherer für immer zu befreien, und will beisetzen, er möge mich dann verstoßen, wenn ich noch einmal in eine solche Lage komme."

Ein Bedienter trat ein.

„Von dem Herrn Grafen Pahlau ein Brief."

Der Bediente übergab ihn und entfernte sich.

Frau von Blümlein öffnete das Schreiben.

„Was ist das?" rief sie.

Sie las den Brief und las ihn noch einmal.

„Mein Gott", sagte sie. „Wer muß mir diesen Todesstreich versetzt haben! Vielleicht die Solau? — Sie hat ja jetzt keine Liaison. — Längst hat sie mich um den reichen, freigebigen Cavalier beneidet. — Unter dem Vorwande, dem Grafen zu danken, weil er 500 fl. für den entwendeten Stein bezahlte, hat sie sich ihm genähert, hat zugleich ihr Netz ausgeworfen. — Hübsch ist sie! — Dann hat sie mich verrathen! Niemand weiß ja von Würbi so viel als sie! — Es ist entsetzlich! In diesem Augenblicke muß mich ein solcher Schlag treffen, in welchem ich des Grafen Liebe so sehr in Anspruch nehmen wollte. — Ich muß hin zu dem Grafen, ich muß den boshaften Streich abwenden, noch ehe er mich für immer trifft."

Sie wurde durch das Erscheinen Würbi's aus ihren Betrachtungen gerissen.

„Ich komme — Dir zu danken! Nun bin ich durch Deinen Edelmuth von meinem Elende befreit."

„Ach, Würbi, Dir wurde ein Stein vom Herzen gewälzt und mir dafür eine Felsenlast aufgebürdet; lies diesen Brief."

Würbi ergriff den Brief und sagte:

„Vom Grafen Pahlau?"

„Von ihm!"

Würbi las:

„Madame.

Die nichtswürdige Weise, in der Sie mich behandeln, muß ihr Ziel finden! Während sich der Tapezierer neulich bei Ihnen befand, verbarg sich ein Galan in Ihrem Kabinete. Er entschlüpfte in dem Augenblicke der Verwirrung, welchen Jeannette und die Solau verursachten. — Ich höre aus zuverlässiger Quelle, daß das viele Geld, welches Sie mir entreißen, in eines jungen Musikers bodenlosen Säckel fließt, ja, daß Sie mich aussaugen, um den Anbeter zu bereichern. — Dazu kann ich mich nicht ferner bestimmen lassen. Möge ein Anderer Ihr Dupé sein! — Madame, mich sehen Sie nie wieder. Meine Bedienten sind unterrichtet, Sie weder bei mir vorzulassen, noch einen Brief von Ihnen anzunehmen.

Graf Pahlau."

„Das wäre ein allerliebster Brief," versetzte Würbi, und warf denselben von sich, „wenn Du — — —"

In diesem Augenblicke öffnete Jeannette leise eine Tapetenthür und ließ den Grafen eintreten.

Jeannette machte eine Bewegung mit der Hand, als wenn sie dem Grafen Behutsamkeit anempfehlen würde.

Der Graf blieb im Hintergrunde des Salons stehen und regte sich nicht.

„Wenn," fuhr Würbi fort, „Du nicht schlau genug wärst, den Gimpel nicht flattern zu lassen!"

„Ach, ich fühle mich sehr unglücklich," erwiderte Blümlein. „Jetzt, jetzt trifft mich dies

Mißgeschick, zu einer Zeit, wo Zahlungen auf Zahlungen herandrängen."

„Und ich noch wenigstens tausend Ducaten brauche!"

„Noch mehr Geld?" fragte Blümlein ängstlich.

„Begreifst Du das nicht, Schätzchen? — Daher mußt Du Dich mit dem Alten so schnell als möglich versöhnen. Ich benöthige sein Geld."

„Unverschämter Bube!" erwiderte der Graf und trat hervor. „Im Zuchthause hole Dir Unterstützung, Beutelschneider! Madame, man hat Sie bei mir nicht verleumdet. Es bleibt bei dem, was ich Ihnen geschrieben."

Der Graf ging.

Blümlein verhüllte sich das Gesicht und sank wie ohnmächtig in die Kissen des Sophas zurück.

Würbi biß sich vor Wuth und Beschämung in die Lippen.

---

6. Kapitel.

Eine Folterkammer.

„Wohin führen Sie mich?" fragte der Mann von Margarethen den furchtbaren Menschen, den er für den aus dem Grabe wiedergekehrten Wagmann hielt.

„In ein Branntweinhaus gewiß nicht," antwortete Wagmann. „Ich führe Dich an einen Ort, an welchem Du ewig nüchtern bleiben sollst. Und jetzt schweige oder ich mache Dich für immer verstummen. Da sieh hin, Elender! Ein Wagen steht an jener Ecke; in diesen Wagen steigst Du gutwillig, ohne eine Miene zu machen, mir entfliehen zu wollen, oder ich mache Dich mit einem Paare kleiner Sackpistolen bekannt, die, so klein sie sind, Deinen Hirnkasten in zwei Theile scheiden sollen."

„Herr, ich spreche nicht, aber mir klappern die Zähne; wenn Sie dieses Zusammenschlagen meiner Kinnladen für Sprache halten, so bin ich verloren."

Indeß erreichten Beide den Wagen, der wie ein Todtenwagen aussah, aber im Grunde nichts Anderes war, als ein sogenannter Waarenwagen, wie man sie zum Transporte für Kaufmannsgüter noch immer sieht.

Der Mann von Margarethen schlüpfte hinein.

Wagmann folgte.

„Der ist es!" sagte Wagmann, als er den Verbrecher brachte, zu zwei starken Männern, welche schon auf den Mörder gefaßt waren und ihm augenblicklich Eisen an die Hände und an die Füße legten.

„Mein Gott, mein Gott!" sagte der Mann, denn wir Paul nennen wollen.

„Hast Du einen eigenen Gott, den Du anrufst?" fragte Wagmann, „denn der große, allgütige, allweise Gott, den wir anbeten, kann doch unmöglich Dein Gott sein, sonst hättest Du unmöglich solche ruchlose Thaten begehen können."

Indeß rollte der Wagen fort.

„Wohin werde ich gebracht?"

„Das wirst Du schon sehen."

„Sehen, in dieser rabenfinstern Nacht?"

„Dir wird ein eigenes Licht aufgesteckt werden."

„Gnade! Barmherzigkeit!"

„Geh doch, Paul und mache keine Späße. Von wem könntest Du Gnade und Barmherzigkeit erwarten?"

„Werde ich vielleicht heimlich hingerichtet?"

„Warum nicht gar. Einen solchen außerordentlichen Mann heimlich hinrichten! Nein, Dir muß die letzte Ehre öffentlich erzeigt werden."

„In der Nacht?"

„Glaubst Du, einen solchen Mann wie Du, schickt man ohne Verhör aus der Welt? Nein, mein süßer Freund, Du mußt erst ordentlich beichten und lügst Du, so bedenke, daß Du an Lügen noch eher ersticken sollst, als an dem Stricke, der Dir bestimmt ist; verlasse Dich darauf."

Es entstand eine lange Pause.

Der Delinquent schwieg.

Der Wagen rollte immer fort.

Paul merkte, daß seine Reise nicht vor die Linien Wiens gehen könne, denn, dachte er, an der Linie müsse ein so sonderbarer Wagen angehalten werden, man müßte ihn denn für einen Leichenwagen ansehen.

Auf einmal hielt der Wagen.

Paul horchte. Es kam ihm vor, als würde ein großes Thor aufgerissen.

Der Wagen nahm eine bemerkbare Reige und fuhr in das Thor.

Zum zweiten Mal hielt der Wagen an.

Man öffnete den Schlag des Wagens.

Paul wurde herausgehoben und über eine Stiege geführt, die mäßig beleuchtet war.

Darauf trat man in ein Zimmer, in welchem ein paar alte Herren und ein junger Mensch, Letzterer als ein Schreiber, saßen.

Ein stark geheizter Kamin warf ein rothes Feuer in die Stube.

Man sah eine Zange im Feuer glühen.

Endlich sah Paul allerlei Werkzeuge im Zimmer herumliegen. Was dies für Werkzeuge waren, konnte Paul nicht entscheiden.

Der Mann, den Paul für den ermordeten Wagmann hielt, nahm den obersten Platz am Verhörstische ein.

Er redete den Verbrecher mit folgenden Worten an:

„Du stehst hier vor einem Gerichte, das von der Regierung eingesetzt ist. Es ist ein Gericht, bestehend aus den Familien-Gliedern des unglücklichen Mannes, den Du Scheusal ermordet und beraubt hast. — Aber eben weil wir keine von der Regierung autorisirte Behörde ausmachen, binden wir uns auch nicht an gesetzliche Vorschriften. Wir nehmen, um Dich zu Geständnissen zu bringen, die Tortur zu Hilfe, wie sie noch vor achtzig Jahren in Oesterreich üblich war. Wir fordern Dich nun auf, uns die Wahrheit zu sagen; belügst Du uns, verschweigst Du uns irgend einen Umstand, verhehlst Du die geringste Sache, so kannst Du gewiß sein, daß wir Dich alle Qualen der Folter empfinden lassen, die je ein Mörder und Räuber empfunden hat. — Sprichst Du aber die Wahrheit, hilfst Du uns, ein für unsere Familie höchst verderbliches Geheimniß zu lüften, so soll Dir von uns kein Haar gekrümmt werden."

„Die Tortur!" antwortete Paul, „die Tortur! Sie können mich da aus bloßer Laune und zwar so lange quälen lassen, als es Ihnen beliebt."

„Wir werden nicht anders vorgehen, wie Leute Deinesgleichen. Wenn Ihr es angemessen findet, bei Euren Raub- und Mordzügen und bei den armen Opfern, die Ihr Euch auserlesen, die Folter anzuwenden, so thut Ihr dies auch so lange, als es Euch beliebt. — Ihr wißt zum Beispiel eine einsam liegende Mühle, einen Pfarrhof, ein Bauernhaus; Deinesgleichen suchen die günstigste Gelegenheit auf, die hilflosen Bewohner zu überfallen. Sie brechen herein, die Unglücklichen weichen der Gewalt der Räuber, die Räuber forschen nach Geld und Geldeswerth, man bringt das, was die Gauner suchen, nicht sogleich; die Räuber mißhandeln nun die Bedauernswerthen; die Räuber drängen die Bedrohten, ihre verborgenen Kostbarkeiten herbeizuschaffen, die armen Leute verleugnen sie oder besitzen nicht einmal etwas Werthvolles, und und nun schreitet der Mörder zu den gräßlichsten Martern; er renkt den Opfern die Glieder aus, er brennt sie mit flammenden Spänen und glühendem Eisen — bis er empfängt, was er wünscht, oder bis er sich überzeugt, daß er sich getäuscht; — dies verübt der Räuber, der Mörder, kurz ein Schurke wie Du, an ehrlichen Leuten, und wir ehrliche Leute sollten Dir, Du Bandit, nicht mit ähnlichen Qualen auf den Leib gehen? — Nein, Patron, so gut soll es Dir nicht werden! Du wirst gefoltert, bis Du beichtest, und sollst mit allen Höllenqualen gepeinigt werden, bis Du gestehst!"

„Gott sei meiner armen Seele gnädig!"

„Ja, Gott sei ihr gnädig! Bei mir hast Du kein Erbarmen zu hoffen! — Nun, Elender, gib Antwort auf die Fragen, welche Du jetzt vernehmen wirst? — Weshalb hast Du meinen Bruder ermordet?"

„Weil Hirschmeyer mich zu diesem Morde gedungen."

„Was hat er Dir hiefür bezahlt?"

„Das Blutgeld hat mein Weib erhalten."

„Dies ist nicht wahr, Du hast es Dir genommen."

„Nein, sie hat die Schreckensthat accordirt; sie hat den Lohn dafür erhalten."

„Ich frage Dich noch einmal, hast Du Nichts für diesen Mord empfangen?"

„Nicht das Geringste!"

„Heda, kitzelt den Halunken ein wenig mit einem Dutzend brennender Wachslichter unter den bloßen Armen; wir wollen sein Gedächtniß etwas auffrischen."

Ein paar wüste Kerle rissen Paul die Kleider vom Leibe und trennten ihm die Hemdärmel bis zur Schulter auf.

Ein Dutzend zusammengebundener Kerzen wurde angezündet.

Die rohen Menschen, die hier Henkersdienste versahen, näherten sich Paul mit den flammenden Lichtern.

„Ich will bekennen," sagte Paul. „Mein Lohn sollte in dem baren Gelde bestehen, daß sich in einer schwarzen Brieftasche befand, aber ich fand diese Brieftasche nicht."

„Doch, doch! Du hast sie gefunden, besinne Dich! — Hurtig! Haltet doch die Kerzen etwas näher! Leuchtet dem Banditen unter die Arme, nur fünf Minuten! Dieses Kerzenlicht wird die Nacht seiner Unthat schon erhellen."

„Ich bleibe bei meiner Aussage."

„Und ich bei meinem Ausspruche."

Die Folterknechte drangen auf Paul ein und brannten ihn tief in die Armgrube.

„Barmherzigkeit!" stöhnte Paul. „Ja, ich habe die schwarze Brieftasche gefunden, darin lagen —"

Paul konnte nicht sprechen vor Schmerz.

„Laßt dem Schurken Zeit, daß er sich erhole. Er darf ja seine Kräfte nicht sogleich einbüßen, er hat ja noch mehr auszustehen."

„Ich will Alles sagen!" sagte Paul. „Ich habe in der schwarzen Brieftrsche eine Brillantnadel und vierhundertvierzig Gulden gefunden. Das Geld nahm ich; die Brieftasche und die Nadel warf ich in demselben Augenblicke von mir, als ich bei der Sicherheits-Behörde vorgerufen wurde; dort hat man die Nadel und Brieftasche gefunden."

„Was raubtest Du für Hirschmeyer?"

„Kein bares Geld!"

„Besinne Dich!"

„Kein bares Geld. Ich suchte danach. Ich fand den Schlüssel zu Wagmann's Kasse in seinen Kleidern, ich sperrte die Kasse damit auf, ich fand sonst Nichts als 40.000 Gulden in Wechseln, acceptirt von Hirschmeyer, diese nahm ich zu mir, weil ich hiezu den Auftrag erhielt; alles Andere, was noch in der Kasse lag, ließ ich liegen."

„Erinnere Dich, ob Du dies thatst?"

„Ich rede die Wahrheit, so gewiß mir —"

„So gewiß Dir der Teufel helfen soll! — Die Daumschrauben!" befahl Wagmann. „Quetscht ihm die Finger zu Brei zusammen," tobte Wagmann, „die verruchten Finger, welche das Mordinstrument gegen meinen Bruder faßten. Geduld! Schurke, Du sollst gleich anders sprechen!"

Paul betrachtete die entsetzliche Nagelpresse und stieß sie von sich.

„Ich will angeben, was ich fand," sagte er; „2000 Gulden fand ich."

„Wo kamen diese hin?"

„Ich mußte sie meinem Weibe geben."

„Die Daumschrauben!" herrschte Wagmann seinen Knechten zu. „Legt seine Finger hinein und schraubt zu. Schraubt die Maschine, bis die Daumen so dünn wie ein Kartenblatt werden."

Paul sprang auf und flüchtete sich.

Die Knechte packten ihn und warfen ihn nieder.

Paul raffte sich auf und schleuderte die Knechte in wilder Verzweiflung von sich; hierauf wagte er einen kühnen, behenden Sprung durch ein Fenster; er schlug zwei Doppelscheiben durch und verschwand aus dem Zimmer wie ein Blitz.

---

7. Kapitel.

Eine unterirdische Stimme.

Wagmann, seine Freunde und Diener stürzten sogleich über die Treppe, in den Hof, in den Garten des Hauses, sie besetzten alle Ausgänge, sie ließen einen ungeheueren Hund von der Kette, sie machten förmlich Jagd auf den entsprungenen Verbrecher.

Es war keine Spur von ihm aufzufinden.

„Er ist wieder in das Haus nach Margarethen zurückgekehrt, rafft dort sein Blutgeld zusammen," sagte Wagmann, „und flüchtet dann über die Grenze; wir wollen in sein Haus; wir müssen ihn wieder finden und wenn er sich bis in den Mittelpunkt der Erde vergraben hätte."

Es wurde ein Fiaker herbeigeschafft, Wagmann und seine beiden „Folterknechte" setzten sich zu ihm und wie der Wind sauste der Wagen nach Margarethen.

Es war ein Uhr, als die Verfolger anlangten.

Anfänglich lavirten sie vorsichtig.

Es war Alles still und öde.

Nun versuchte Wagmann mit einem Schlüssel, dessen er sich schon einmal, um in dies Haus zu kommen, bedient hatte, das Schloß des Hauses aufzusperren.

Der Schlüssel versagte den Dienst.

„Dieses Schloß ist nicht mehr das frühere!" äußerte sich Wagmann. — „Das Haus ist nicht hoch! Wir wollen das Dach erklettern und durch ein Bodenfenster in das Haus gelangen."

„Das ist lebensgefährlich!" warf einer der Begleiter Wagmann's ein. „Der Schurke lauert wahrscheinlich auf seine Verfolger und streckt jeden nieder, der ihm zu nahe kommt."

„So will ich allein den Unhold aufsuchen," entgegnete Wagmann. „Ich bin hinlänglich mit Waffen versehen, um mit dem Mörder anzubinden!"

„Aber warum wollen Sie durchaus nicht die Gerichte zu Hilfe nehmen?"

„Weil ich es mir, meinen Verwandten und der Braut meines seligen Bruders gelobt, ohne gerichtliche Hilfe den Uebelthäter aufzugreifen, die Blutschuld zu rächen, und ist dies geschehen, den Mörder dem Hochgerichte zu überliefern."

„Was Sie vorhaben, kann Ihnen eine schwere Verantwortung zuziehen und auch uns eine arge Strafe eintragen."

„Ich werde mich der schweren Verantwortung mit Vergnügen unterziehen, und was Euch betrifft, werde ich Euch vertreten und für das, was Ihr als Strafe erleiden sollet, mit vielem Gelde entschädigen. Wollt Ihr aber durchaus nicht in dieses Haus dringen, bleibt zurück, ich allein will vollführen, was ich mir vorgenommen."

Er kletterte rasch an einem eisernen Gitter empor, schwang sich auf das Dach, stieg in ein Bodenfenster und verschwand.

„Bei meiner Seele! Er ist schon oben," rief der erste der beiden Begleiter Wagmann's.

„Allein können wir ihn nicht lassen! Sammt seinen Waffen könnte er überwältigt werden. Dann sähe es aus, als wenn wir feige gewesen wären. Vorwärts!"

Beide folgten Wagmann auf demselben Wege.

Der Eine nannte Wagmann's Namen.

Es erfolgte keine Antwort.

„Der ist vielleicht schon in eine Oeffnung des Bodens gestürzt und hat sich todt gefallen," sagte der Andere.

„Die verfluchte Finsterniß!" erwiderte der Erste. „Man kann keinen Schritt vorwärts thun, ohne sich anzustoßen."

„Wenn ich nur die Bodenthüre fände; ich tappe herum und entdecke keinen Ausgang."

„Da, durch diese Lücke blitzt mir ein Licht entgegen."

„Eine Gestalt schreitet durch den Hof."

„Wir wollen von oben herab ein wenig Lärm erheben, damit die Räuber, welche hier hausen, den Muth verlieren, unseren braven Herrn anzutasten!"

„Holla ho!" schrien Beide.

„Holla ho! Ihr Spitzbuben, rührt Euch nicht, oder wir stecken das Haus in Brand und begraben Euch unter seinen Ruinen."

„Seid Ihr da?" rief der Mann mit der Laterne im Hofe. „Täuscht Euch doch nicht! Ich bin es, Wagmann bin ich, den Ihr hier seht. — Das Nest ist leer! Alles offen! Alles ausgeflogen! — Zum Glück fand ich Feuerzeug und eine Laterne. — Es war ein Glück, daß ich Bescheid hier weiß und schon seit Langem das Terrain recognosciren ließ. Wartet, ich komme zu Euch und hole Euch herunter, dann wollen wir zusammen jeden Winkel durchsuchen. Macht keinen Schritt ohne Licht, Ihr könntet Hals und Beine brechen!"

Wagmann erschien hierauf bald mit der Laterne.

Er gebot seinen Begleitern, sich fest an ihn zu schließen.

Hierauf führte er sie vorsichtig in eine Vorhalle, von da in die Stube, die offen stand, und von da in eine zweite und dritte.

Nirgends war ein lebendiges Wesen zu sehen.

„Das schreckliche Weib des Mörders hat sich vor der Polizei geflüchtet," sagte Wagmann, „und der Mörder selbst ist wol so schlau gewesen, nicht hieher zu kommen. Er weiß recht gut, daß er hier nicht sicher ist. Jetzt, Freunde, wollen wir noch einige Kerzen anzünden und in

den Keller steigen; hat sich dort Niemand verborgen, so ist hier Nichts mehr zu thun."

Sie zündeten einige Kerzen, die sie in einem Kasten fanden, an und wollten ihre Wanderung beginnen.

Plötzlich blieb einer der Begleiter Wagmann's stehen.

„Nur einen Augenblick!" sprach er.

„Was gibt es?" fragte Wagmann.

„Wir wollen hier ganz ruhig bleiben," sagte der Mann, der soeben gesprochen hatte. „Es war mir, als ob ich Jemanden seufzen gehört hätte."

„Seufzen? Warum nicht gar!" entgegnete Wagmann. „In diesem Hause könnte man wol fluchen hören, aber nicht seufzen."

Es entstand eine Pause.

„Bei meiner Seele," sagte derselbe Mann wieder, „es seufzt hier Jemand."

„Ich höre Nichts!"

„Ich auch nicht!"

„Ich höre es aber," fuhr der Mann fort; „nur weiß ich nicht, kommt dieser Ton von oben, von unten oder aus der Wand her."

„Du hast feine Ohren!" lachte der Zweite der beiden Männer. „Ich glaube, Kerl, Dich packt Gespensterfurcht und Du möchtest mich gerne bestimmen, daß ich ein Hasenfuß würde, wie Du!"

„Jetzt mußt Du es auch hören!" versetzte der Erste der beiden Männer. „Jetzt höre ich nicht mehr seufzen, sondern stöhnen."

„Beim Himmel! Jetzt höre ich es auch!" rief Wagmann.

„Es kommt von unten herauf!"

„Jetzt gilt es!"

„Nur vorsichtig!" bat Wagmann, legte den Finger auf den Mund und horchte.

„Ist hier ein Keller?" fragte einer der Männer.

„Still, um Gottes willen still!" befahl Wagmann. „Da ist ein Bubenstück geschehen."

„Oder man will Eines vollbringen und uns verlocken!"

„Mein Gott, mein Gott, wer rettet mich?"

„Wer da?" rief Wagmann.

„Um des Himmels Erbarmen, öffnet mein Grab oder ich ersticke!"

„Klopfe oder gib ein anderes Zeichen, wo Du Dich befindest! Es klingt ja im ganzen Zimmer so hohl, wie in einer Gruft."

Man hörte an der Stelle, an welcher die drei Personen standen, ein leises Klopfen.

„Zum Teufel! Unter dieser Diele?" rief Wagmann. „Diese Diele habe ich ja gestern schon einmal erbrochen und wichtige Papiere darin gefunden! Und nun steckt ein Mensch hier? Unmöglich!"

„Walter, geh' in die Küche und suche ein Beil oder etwas Aehnliches."

Walter, so hieß der erste der beiden Männer, nahm ein Licht und ging in die Küche.

„Herr," sprach der zweite Mann, der Berner hieß, Wagmann an, „geben Sie mir eine Ihrer Pistolen, ich wittere eine Hinterlist."

„Von der Person, die hier wie in einem Grabe eingepfercht ist?"

„Man kann nicht wissen!"

Während dieses Gespräches kam Walter aus der Küche mit einer großen Holzhaue.

„Hoho!" erinnerte Wagmann, „das ist ja ein Instrument, welches, wenn es unglücklich geführt wird, dem da unten den Kopf spalten kann. Sucht doch eine kleine Hacke, ein Beil — ich fand, als ich das erste Mal hier war, ein Beil unter dem Herde. Gebt das Licht her, ich weiß noch gut, wo ich es hingeworfen, als ich es gebraucht hatte."

„Es stirbt der Kerl da unten!" sagte Berner, „ehe wir ihn ausgraben."

„Ei, das ist ja kein Mann," meinte Walter, „das ist ein Weib."

„Ein Mann ist es!"

„Heda! Rührt Euch doch wieder! Lebt Ihr noch? Seid Ihr ein Mann oder ein Weib?"

Es erfolgte keine Antwort.

„Der oder Die ist schon todt!" sagte Walter. „Das ist nun eine hübsche Bescheerung! Während wir zur Rettung alle Anstalt machen, verendet der, welcher gerettet werden soll."

„He holla!" rief Wagmann. „Kommt heraus in die Küche! Da seufzet auch Jemand und ruft: „Rettet mich!" und klopft und stöhnt."

„Es spukt hier oder man bereitet uns einen Abgrund," sagte Berner.

„Geh' Du hinaus in die Küche, und reiße Du mit dem Herrn das Steinpflaster auf!" ver-

setzte Walter. „Ich haue indeß mit der großen Hacke diese Dielen entzwei, mir gleichgiltig, ob ich der Bestie da unten den Kopf spalte oder nicht!"

Berner ging in die Küche.

Walter führte einen Hieb; er klang dumpf, wie ein gewaltiger Schlag auf eine leere Kiste.

Die in der Küche rissen das Steinpflaster auf.

Sie fanden Nichts.

Walter zerschmetterte den Fußboden; er fand eine Vertiefung, aber kein Mensch verbarg sich darin.

„Sind wir geäfft oder nicht?" fragte Berner. „Pistolen her! Wir wollen auf unserer Hut sein!"

Wagmann reichte Berner eine Pistole und Waltern ebenfalls eine.

„Ich schieße jetzt in dieses Loch!" rief Walter. „Wenigstens soll das spukende Volk hier im Hause sehen, daß wir mit uns nicht spielen lassen!"

Er drückte die Pistole in die Vertiefung los.

„Jesus, Maria und Joseph!" rief die Stimme.

„Aha! Gespenst von Fleisch und Bein," tobte Walter, „hab' ich Dich festgebannt?

„Heraus mit Dir! Und steckt ein Dutzend Spukgeister da d'rin, heraus mit Euch Allen! Gebt auch die zweite Pistole her! Ich verdopple die Portion. Auf diese Art kommt Ihr da unten bei mir nicht durch!"

„Nicht voreilig!" versetzte Wagmann. „Wir wollen erst sehen, wen die erste Kugel traf, bis die zweite versendet wird."

Er stieg in die Versenkung.

Er leuchtete beherzt hinein.

„Ein Weib liegt da d'rin!" sprach er. „Es regt sich nicht! Wir müssen die übrigen Dielen ebenfalls aufreißen, sonst bringen wir das Weib nicht heraus! Greift an!"

„Der ganze Fußboden bis hinaus in die Küche ist unterminirt!"

Sie rissen alle Dielen auf.

Endlich hoben sie ein Weib heraus.

Ein Bild des Entsetzens.

Bleich war das Weib, seine Züge erschienen, wie wenn man die Aermste lebendig begraben hätte.

Ihre Augen waren gebrochen, wild hingen ihr die Haare in's Antlitz.

Die Kugel hatte sie an dem rechten Arme gestreift; sie blutete heftig.

„Wasser! Wasser!" schrie Wagmann. „Wasser! Um sie zu laben und das Blut abzuwaschen."

Berner holte Wasser aus der Küche.

„Feuer!" schrie Walter und drückte die zweite Pistole in der Höhlung ab.

„Was thut Ihr?"

„Falls noch eine solche Hexe da d'rin wäre, so will ich ihr auch einen Vorgeschmack geben."

Das Weib schlug die Augen auf.

Das Wasser, welches ihr Berner reichte, erquickte die Unglückliche.

Wer war sie?

Der Leser kennt sie; der Leser denkt aber vielleicht nicht mehr an sie.

Das arme Weib, welches in einem ganz bewußtlosen Zustande aus dem unterirdischen Behältniß herausgeschafft wurde, war niemand Anderer, als die alte Kartenlegerin, welche dem Leser aus unseren Mittheilungen bereits bekannt ist.

Wie kam die Aermste in dieses Grab? Denn ein Grab war doch das Behältniß, in welches sie gesteckt wurde.

Sie vermochte lange nicht zu sprechen.

Ihre Erschöpfung war so groß, daß sie einer schweren Ohnmacht glich.

Wagmann rieb ihr die Schläfe, bespritzte sie unaufhörlich mit Wasser.

Walter fand in der Küche etwas Essig. Man träufelte diesen auf ein Tuch und ließ sie den Geruch einsaugen.

Endlich kam sie zu sich.

Wagmann wollte sie durch vieles Reden nicht anstrengen. Er that nur gleichgiltige Fragen an sie; endlich erholte sie sich.

Als sie sich vollkommen erstarkt fühlte, worüber wol anderthalb Stunden dahinflossen, begann sie, zwar noch immer mit matter Stimme, doch zusammenhängend und verständlich ihre Leidensgeschichte zu erzählen.

„Gott hat mich verlassen," sagte sie, „als ich gestern dieses Haus betrat. — Ich ging hier vorüber und mir war, als hätte ich um Hilfe rufen gehört.

„Was uns bevorsteht, kann ja die Frau sogleich wissen," meinte Berner, „das ist ja eine Wahrsagerin."

„Ist dies wieder Wasser für Deine Mühle," fiel ihm Walter in's Wort. „Du abergläubische Seele! . . . Möchtest Du Dir nicht etwa Karten aufschlagen lassen, jetzt, wo wir schon über alle Berge sein sollten?"

Wagmann war indeß hinausgegangen, um das Thor zu öffnen.

„Löscht die Lichter behutsam aus, damit wir nicht eine Feuersbrunst veranlassen," sagte er.

Berner führte die Wahrsagerin hinaus.

Walter löschte die Lichter behutsam aus und folgte.

Das Thor war bereits offen.

Walter und Berner führten das Weib auf die Straße.

Die Arme war noch immer sehr erschöpft und wankte mehr, als sie ging.

In einem Nu schloß Wagmann das Thor wieder. In wenigen Minuten war er auf dem Boden des Hauses und durch das Dachfenster auf der Straße.

Man bestieg den Fiaker.

Die Frau wurde bis zu ihrem Hause gefahren, das sie dem Fiaker angab.

Sie stieg aus.

Der Fiaker jagte mit Wagmann, Walter und Berner nach der Stadt.

---

8. Kapitel.

Christophs Rettung.

Im dritten Kapitel des zweiten Theils unseres Romans erzählten wir den Lesern, daß ein Mensch in der Gegend von Preßbaum in einen Abgrund gestürzt wurde.

„Das ist Christoph, der im Abgrunde liegt!" rief Therese aus. Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen.

Die Unmenschen, unter welchen Kalter der Unbarmherzigste war, langten kaum am „Harzgraben" an, so überfielen sie den arglosen Christoph, befreiten Hirschmeyer von seinen Banden, würgten Christoph, daß er das Bewußtsein verlor, und stürzten ihn dann in eine Schlucht, von deren Tiefe sie hoffen konnten, daß sie dem Unglücklichen zum Grabe dienen werde.

Allein der Himmel hatte es anders beschlossen. Es wucherten in dem Abgrunde so viele Wurzeln von den umherstehenden Bäumen, es wuchs an den Wänden der Grube eine solche Masse von Gesträuchen, und unten war der Boden von dem heftigen Regen so weich und zu einem kleinen See geworden, daß Christophs Fall sehr gemäßigt wurde, da er mehr kollerte als stürzte.

Die Leute, welche von Preßbaum her zu Hilfe kamen und Leitern, Seile und eine förmliche Winde, den Unglücklichen heraufzuziehen, mitbrachten, waren ungemein thätig.

Der Wirth, der mit der Leiter zuerst in die Grube stieg, rief, als er bei dem Aermsten ankam:

„Er lebt, er lebt, schafft Wasser und Essig herbei, damit ich seine Wunden waschen und ihn verbinden kann, dann laßt an der Winde das Querholz herunter, damit ich ihn aus dem Sumpf bringen und der moderigen, ungesunden Luft, die hier herrscht, entziehen kann."

Es stieg auch der Waldbereiter in die Schlucht. Dieser und der Wirth zogen den Unglücklichen aus dem Moraste, befestigten ihn an das Querholz der Winde, gaben nach oben ein Zeichen und Christoph wurde emporgezogen.

Sein Anblick war gräßlich.

Er hatte sich zwar nicht lebensgefährlich verletzt, er hatte auch weder Arme noch Beine gebrochen, aber das Gesicht und die Hände waren jämmerlich zerkratzt und der Morast der Pfütze bedeckte seine Haare, seine Kleider, sein Gesicht so abscheulich, daß er fast nicht zu erkennen war.

Als Christoph gerettet war, vereinigten sich alle Anwesenden, schnelle Hilfe zu leisten.

Einige Bauern machten aus den vom Sturm abgerissenen Aesten eine Tragbahre; Christoph, dem man eiligst das Gesicht gereinigt und ihn vom Blut und Schlamme befreit hatte, wurde auf die Bahre gelegt und in das Wirthshaus geschafft.

Noch vermochte Christoph nicht zu sprechen; aber er fing an, leichter zu athmen, und als man ihm etwas Suppe und Wein eingeflößt hatte, begann er sich allmählich zu erholen.

Therese und Hanni waren bereits im Wirthshause angekommen.

Therese eilte auf Christoph zu und fragte mit zärtlicher Theilnahme, ob er bedeutenden Schaden genommen. Sie legte ihre Hand auf sein Haupt, das noch immer blutete, breitete in Wasser getauchte Leinwandlappen auf seine Wunden, neigte sich zu ihm und sprach theilnehmend und liebreich:

„Armer Christoph! Welch' ein Tod war Ihnen bestimmt! — Ach, äußern Sie sich doch, wenn Sie es vermögen, damit ich vernehme, daß Sie nicht lebensgefährlich verletzt wurden."

Christoph öffnete die Lippen.

„Ich kann nicht angeben," sagte er, „ob ich nicht im Innern verletzt bin, denn ich fühle die heftigsten Schmerzen am ganzen Körper, dabei verzehrt mich ein brennender Durst. Ich bitte um Wasser, um mich zu erquicken."

„Ist kein Arzt in der Nähe?" fragte Therese besorgt. „Ein Arzt! Ein Arzt muß herbeigeschafft werden."

Augenblicklich entsendete der Wirth seinen Knecht mit einem Wagen nach dem Bezirksarzte in Purkersdorf.

„Die entsetzlichen Menschen," fuhr Christoph fort, „haben mich so recht banditenmäßig gepackt und ehe ich mich noch zur Wehre setzen konnte, gewürgt; der Schlosser und Kalter preßten mir die Kehle zu."

Nach einer Pause fuhr Christoph fort:

„Ich bin gewiß nicht schwach an Kräften. Als ein gelernter Fleischer habe ich Vortheile mir eigen gemacht, mittels welcher ich es wol mit den beiden Mördern hätte aufnehmen können, aber die Schändlichen schnürten mir die Halsbinde mit einem Stück Holz zusammen; der Schlosser hieb dabei mit seinen Eisenfäusten auf meinen Kopf ein; ich ward in wenig Augenblicken betäubt. Nun ward die Binde wieder gelüftet, ich ward vom Wagen gehoben und in die Schlucht geschleudert, so vermuthe ich es wenigstens, denn mein Bewußtsein kehrte erst in der Wasserpfütze zurück, in der ich lag.

„Ich suchte mich emporzuringen. Ich war zu ermattet, es gelang mir nicht. Ich wollte um Hilfe rufen, ich vermochte keinen Ton aus der Kehle zu bringen. Erst nach einer Viertelstunde gelang es mir durch meine Klagetöne und mein Angstgestöhne, gehört zu werden. Dies vermuthe ich nämlich, da mir Hilfe ward."

Therese bat Christoph, sich durch sein Sprechen nicht zu sehr anzustrengen. Neuerdings wusch sie ihm mit Essig und Wasser die Schläfen und die Stirne und suchte das Blut an seinen zerschundenen Händen zu stillen.

Christoph wollte fortwährend sprechen, aber Therese duldete es nicht.

„Bis der Arzt Sie gesehen und sich geäußert hat, was mit Ihnen geschehen soll, lasse ich Sie nicht sprechen," sagte sie.

„Ich dächte," versetzte der Waldbereiter, „wir brächten den Patienten in ein gutes Bett und trachteten, ihm Ruhe zu verschaffen, vielleicht erquickt ihn ein Schlaf, indeß kommt auch der Doctor und unterweist uns, was noch zu geschehen hat."

„Aber allein können wir ihn doch nicht lassen!" rief Therese ängstlich aus.

„Ich bleibe bei ihm," erwiderte der Wirth, „und stößt ihm Etwas zu, so habe ich ja eine kleine Hausapotheke bei der Hand! Ich verspreche, daß ich kein Auge von ihm wenden will."

Christoph winkte mit der Hand, daß er damit einverstanden sei. Er warf noch Theresen einen dankbaren Blick zu.

Therese nahm herzlich von Christoph Abschied.

Alle, bis auf den Wirth, gingen in ein Nebenzimmer.

* * *

„Ich wünschte wol Aufschlüsse, was hier früher, als diese schändliche Handlung begangen wurde, vorgefallen," sagte der Waldbereiter zu Hanni. „Gewiß hat der Vater auch bei dieser ruchlosen Geschichte seine Hand im Spiele. Sprich, unglückliches Kind, was ging hier vor? Du vermagst Deinen Vater doch nicht vor dem Arme der erzürnten Gerechtigkeit zu schützen."

Hanni weinte heftig.

„Ach, Herr Fersch," schluchzte sie; „es bleibt doch immer mein Vater."

„Ja, ja! Dein Vater, Dein Rabenvater," erwiderte der Waldbereiter. „Weißt Du, daß ich nur so früh in dieses Revier kam, um die Jäger hier zu erwarten, die Deinen Vater festnehmen sollten? Wo ist er hin? Wo kann er hingeeilt

„Längst schon hätte ich gerne dieses geheimnißvolle Haus betreten. Ich versuchte, das Thor zu öffnen, und es ging auf.

„Ich trat in den Hof.

„Alles war stille; die Stimme, welche um Hilfe rief, war verstummt. Ich sah ringsumher. Ich wollte schon wieder aus dem Hause eilen, weil ich, ich verhehle es nicht, die Eigenthümerin desselben fürchtete. Ich that einen scheuen Blick nach der Wohnung des bösen Weibes und entfernte mich dann nicht ohne Angst.

„Plötzlich hörte ich ein furchtbares Klopfen und Rütteln an einer Thüre und wieder einen Hilferuf.

„Ich horchte.

„Neuer Tumult.

„Ich hörte die Worte: „Wer mich aus meinem Kerker befreit, dem schenke ich eine große Summe. Frau, Frau!" setzte die Person, welche so gesprochen hatte, hinzu, „ich sehe Sie; bleiben Sie doch! Entfernen Sie sich nicht. — Ich bin im Kellergewölbe eingesperrt, kommen Sie doch hieher. Hier bin ich! Schieben Sie den Riegel von der Eisenthüre zurück und ich bin frei."

„Ich eilte, dies zu thun.

„Die Frau von diesem Hause, die ich gut kannte, stieg aus ihrem Grabe.

Sie erblickte mich.

„Statt mir für ihre Rettung zu danken, fiel sie mich an.

„Verfluchte Wahrsagerin!" schrie sie, „habe ich Dich einmal in meiner Gewalt!"

„Sie eilte auf ihr Hausthor zu, schloß es und steckte den Schlüssel zu sich.

„Du sollst mir nicht mehr entkommen!" Hierauf packte sie mich mit ihren riesigen Armen, zerrte mich in ihre Wohnung, und ehe ich es mich versah, warf sie mich nieder.

„An allem dem Unglücke, das ich durch Hirschmeyer erlebt, bist Du Schuld. Du hast ihm so lange Entsetzliches und Gräßliches prophezeiht, bis er alle Besonnenheit verlor. Glaubst Du, daß er mir nicht gesagt, welches Schauderhafte Du ihm aus Deinen verfluchten Karten herausgelesen? — Nun warte, Dir soll das Wahrsagen vertrieben werden."

„Ich wollte mich losringen, ich vermochte es nicht; ich wollte um Hilfe rufen, sie drückte mir die Kehle zu.

„In dem entsetzlichen Zimmer, in welches sie mich geschleppt, war eine lange Diele aufgerissen. Darunter ist die Grube, aus der Sie mich befreit. Sie stieß mich da hinein. Durch die schweren Verletzungen, die sie mir am Halse beigebracht, verlor ich mein Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in einer hohlen Gruft. Ich fühlte wol, daß das unterirdische Gemach, was die Länge betraf, über sechs Klafter messen mußte, ich konnte aufwärts und abwärts kriechen, aber ich fand keinen Punkt, an welchem es möglich gewesen wäre, mit aller Anstrengung meine Freiheit zu gewinnen. So lag ich wie eine Eingemauerte. Das entsetzliche Weib hörte ich fort und fort geschäftig hin- und hereilen. Ich bemerkte, daß sie bemüht war, ihre Habseligkeiten fortzuschaffen und ihr Haus zu verlassen.

„Ich hörte schwere Tritte von Männern über mein Grab schreiten.

„Sie wußten, daß ich da unten lag, denn sie rissen die unverschämtesten Witze.

„Ich hörte auch einige Male einen Ort nennen, wohin die Flucht ging, wohin die Helfershelfer dieses Räubernestes die Sachen, welche fortgeschleppt wurden, zu bringen hätten.

„Wie heißt dieser Ort?" fragte Wagmann.

„Ach, mein Gott, den Namen, der nie in mein Ohr drang, habe ich rein vergessen."

„Ich will Ihnen mehrere Orte nennen, an welchen diese Gaunerbande sich zu versammeln pflegte. Hörten sie den Ort Preßbaum aussprechen?"

„Diesen Ort kenne ich; ich hätte ihn nicht vergessen."

„Vielleicht ein Ort an der österreichischen Grenze, ein Ort in Oberösterreich, in Mähren, in Ungarn?"

„Es ist ein Ort mit einem deutschen Namen, an welchem Orte in einiger Entfernung sich ein einzeln stehendes Haus, ein Pachthof, eine Mühle oder ein Jägerhaus befindet, denn ich hörte deutlich sprechen, durch das Dorf selbst dürfe der Wagen mit den Habseligkeiten nicht fahren, sondern außen herum, und es müsse die Fahrt so eingeleitet werden, daß bis zum Ein-

treffen in dem bezeichneten Hause die Nacht hereingebrochen — Wal—, Wel—, ach, mein Gott, mit W fängt das Wort an —

„Wolfsau —"

„Wal—"

„Walberg! Walberg wird es sein."

„Walberg — es wäre möglich! Ist dort ein Wald und ein Fluß, oder ein See ..."

„Ein See ist dort. Drüben in Baiern liegt dieser Ort ..."

„Ja, ja, drüben in Baiern! Ich besinne mich nun. Der Ort heißt Walberg, Walberg in Baiern."

„Dieses Walberg sollen sie nicht erreichen!" rief Wagmann, „ich will schnell Postpferde bestellen und den Schurken den Weg abschneiden."

„Aber wir haben ja den Mann nöthiger, als das Weib!" versetzte Walter.

„Der Elende hat sich ebenfalls dahin geflüchtet!" entgegnete Wagmann.

„Wenn sich aber die Frau Wahrsagerin irrt," meinte Berner.

„Sie irrt sich nicht! Wir brechen dahin auf!"

„Nehmen Sie doch wenigstens zu dieser Expedition gerichtliche Assistenz mit!" erinnerte Berner. „Wir stoßen vielleicht mit einem ganzen Räubernest zusammen."

„Und wenn ein ganzes Piquet Spitzbuben uns entgegentritt, so fürchte ich sie nicht. Ich nehme nur einen Mann noch mit, denselben, der Jahre lang mit diesem Gesindel in Gemeinschaft lebte, den ich für mich gewonnen, an dessen Verrath sie nicht denken, dessen Bekanntschaft mit mir sie nicht ahnen und von welchem ich alle die Nachweisungen habe, die mir so gute Dienste thun."

„Habt Ihr aber nicht Muth oder nicht Lust, mit mir zu gehen," fuhr Wagmann fort, „so scheut Euch nicht, mir dies zu sagen. Ich finde für mein Geld Leute genug, die mit dem Teufel selbst anbinden, wenn es Noth thut. Sprecht nur ein Wort, ich bezahle Eure bisherigen Dienste sogleich und bezahle mehr, als Ihr erwartet, und scheide dann von Euch ohne Groll."

„Herr, was Einer in der Welt zu leisten vermag, leiste ich auch," sagte Walter.

„Und stößt noch ein Vierter zu uns, etwa der wüste Kerl mit dem schwarzen Barte und der Binde um das linke Auge, den ich oft bei Ihnen gesehen —"

„Derselbe."

„So haben wir ein Dutzend Spitzbuben nicht zu fürchten. Das Gesindel ist ja nicht auf unseren Ueberfall gefaßt; wir nehmen es auf mit einer ganzen Rotte, nur muß Jeder ein paar Doppelpistolen erhalten und ..."

„Eine ganze Waffenkammer steht Euch zu Gebote. Wir müssen nur in meine Wohnung zurück, mein Wagen muß gepackt werden und Postpferde müssen wir haben. Vorerst will ich auch nachsehen, ob von Therese kein Schreiben an mich eingelangt."

„Und jetzt, Herr," fragte Walter, „was geschieht jetzt? Nehmen wir denselben Weg wieder über das Dach zurück, den wir eingeschlagen, als wir hieher kamen? Oder sprengen wir das Hausthor auf? Und was geschieht mit dieser Frau, wenn wir das Thor nicht öffnen, soll diese auch durch das Fenster kriechen?"

„Ich hebe die Thorstangen aus," erwiderte Wagmann, „öffne das Thor von innen und Ihr geht durch dasselbe fort. Dann senke ich die Thorstangen wieder ein, das Thor ist wieder verschlossen und ich bin in fünf Minuten bei Euch, ich mache den Weg über das Dach."

„So wollen wir denn an's Werk!" versetzte Berner.

„Nur einen Augenblick! Dieser armen, lebendig Begrabenen will ich vorher ein Geschenk geben."

„Herr, Sie haben mir das Leben gerettet," entgegnete das Weib, „ich kann von Ihnen Nichts nehmen."

„Dafür danken Sie dem Allmächtigen, der mich hieher gesendet, mir aber nicht. . . . Da, gute Frau, nehmen Sie diese Banknote, es ist eine Banknote von hundert Gulden, mehr soll nachkommen! . . . Hier meine Adresse, suchen Sie mich auf, in acht Tagen längstens bin ich wieder in Wien und meine Sendung ist vollbracht. Komme ich aber nicht in acht Tagen zurück, dann bin ich, wie mein Bruder, den Mördern zum Opfer gefallen, dann .... dann .... beten Sie für mich!"

„Man sieht es Ihnen an," versetzte der Baron, „daß Sie sich abhärmen; Sie sehen blaß aus und Ihr Auge ist ermattet. — So weit soll es nicht kommen! Ich gebe Ihnen mein Wort, der Vater wird nachgeben, muß nachgeben; ich ruhe nicht und werde gewiß noch einen Coup gegen den eigensinnigen Alten ausführen, der ihn auf andere Gedanken bringen soll. Sie müssen mir vertrauen und müssen Ihrem Kummer nicht unterliegen, sonst machen Sie mir den gröbsten Strich durch die Rechnung."

„Ich soll meinem Kummer nicht unterliegen! So kann nur Baron Rothschild sprechen, der nie einen Kummer gehabt hat, auch keinen Liebeskummer, denn wie Sie in Ihrer Jugend heiraten wollten, da machten alle Väter die Thüren weit auf; da gab es keinen Meister Schindler, der Ihnen feindlich entgegentrat, wie meinem armen Georg. — War es nicht so? Geben Sie mir eine aufrichtige Antwort, Herr Baron."

„Es war auch in meiner Jugend nicht Alles so rosig, wie Sie sich's vorstellen, doch stieß ich nicht auf so arge Schwierigkeiten, wie Ihr Georg."

„Hierüber habe ich schon einmal mit meinem Vater gesprochen, aber er sagte mir, in den Kreisen der Millionäre würde bei Heiraten nicht auf das Herz gesehen. Eine Heirat zwischen Reichen würde nur zwischen Geldsäcken geschlossen, und mein Vater kann gar nicht begreifen, wie Baron Rothschild nicht auf des Vaters Seite sein könne, da noch kein Banquier aus Liebe, sondern immer nur aus Geldabsichten geheiratet."

„Da ist Herr Schindler übel berichtet, wenn er dies glaubt! Gerade ich heiratete aus Neigung und wurde glücklich durch das Herz meiner Frau."

„Sagen Sie dies meinem Vater."

„Er soll es, sobald ich ihn sehe, hören. Wo ist er?"

„Er ist zu Gericht gerufen worden. Es ist schon das zweite Mal, daß er dahin muß. Er kann aber ebensowenig als ein anderer Meister den Anforderungen des Gerichtes genügen und Georg läßt er nicht dahin kommen, weil er ihm keinen Ruhm vergönnt."

„Was wünscht denn das Gericht?"

„Etwas Leichtes für den, der es versteht, etwas Schweres für Alle, welche keinen Begriff hievon haben. — Das Gericht verfolgt einen gefährlichen Menschen, welcher entflohen, und hat mittlerweile seine Wohnung durchsucht. Da stießen die betreffenden Commissäre auch auf einen Kasten. — Es ist eine geheime Schublade darin, dies weiß man gewiß, und keiner von all' den geschickten Meistern, die bisher berufen wurden, vermochte sie zu finden. — Zerschlagen will man den Kasten nicht, ja, darf man nicht, und auf eine andere Art ist es nicht möglich, das künstlich verborgene Schubfach aufzufinden. — Dieser Kasten, dieses Schreibpult oder dieser Schreibsecretär soll in England gemacht worden sein und kein hiesiger Meister soll noch etwas Aehnliches gesehen haben. Ich bat meinen Vater, Georg mit in's Gerichtshaus zu nehmen und Georg mit der Aufgabe zu betrauen. Georg, sagte ich, hat schon einmal an einem ähnlichen Kasten ein geheimes Behältniß aufgefunden, er hat es mir erzählt. — Als ich diese Worte sprach, da fuhr mein Vater zornig auf — er — — ich schäme mich fast, es zu sagen — gab mir häßliche Namen und gelobte, lieber der letzte Meister der Stadt heißen zu wollen, als diesem — hergelaufenen Burschen — Gelegenheit zu geben, sich hervorzuthun. — Herr Baron, hierüber zerfloß ich in Thränen; ich bat den Vater kniefällig, doch nicht gar so hart zu sein. — Er stieß mich von sich und tobte zur Thüre hinaus."

„Es hätte ja einen Ausweg gegeben. Wenn der Vater gewünscht, man möchte ihm den Schrank in's Haus schicken, im Hause würde er bei größerer Muße die Schublade finden, da hätte Georg unter vier Augen seine Kunst zeigen und Schindler den Ruhm lassen können."

„Mein Vater geht hierauf nicht ein und doch möchte er sich bei dem Magistrate ein Verdienst erwerben, um die städtische Arbeit, welche jährlich viele Tausende einbringt, zu erhalten; aber lieber verzichtet mein Vater auf Verdienst und reichen Lohn, als er seinen Starrsinn aufgibt."

„Ich weiß genug," entgegnete Rothschild. „Jetzt werde ich Georg dem Bürgermeister empfehlen. Georg wird das gewisse Schubfach finden, Georg soll Meister werden, und daß er dann die städtische Arbeit erhält, will ich verbürgen."

„Mein Vater kommt!" rief Marie, nachdem sie einen Blick nach der Straße geworfen hatte.

„Wie verstört er aussieht, gewiß hat er Verdruß gehabt!"

Schindler polterte in die Stube.

Er sah den Baron nicht, da dieser in den Hintergrund des Zimmers getreten war.

„Die Schande für die ganze Zunft!" rief Schindler auf. „Weil wir Keiner so schnell den Mechanismus des verfluchten Kastens aufzufinden vermochten, will man den Theatertischler vom Leopoldstädter Theater, den Glissort, diesen Gewerbestörer, blos weil er in England gewesen, kommen lassen; diesen Stümper will man zu Rathe ziehen, uns Allen zur Beschämung."

„Was haben Sie, Herr Schindler?" fragte Rothschild und trat vor.

„Ihr Ergebenster, Herr Baron!" versetzte Schindler.

Er erzählte nun, was Rothschild bereits wußte.

„Das ist freilich traurig," erwiderte der Baron. „Aber da Niemand in Wien die Kunst, die gefordert wird, zu verstehen scheint, so muß man wol zu einem Ausländer seine Zuflucht nehmen."

„Ich trage bei dem Mittel an, daß dieser Glissort als Gewerbestörer von Wien abgeschafft werde."

„Dies wird Ihnen nicht gelingen. Für's Erste ist Glissort kein Theatertischler, sondern ein Theater-Maschinist, und dann weiß ein privilegirtes Theater seine Leute so zu beschützen, daß ihnen der Zunftneid Nichts anhaben kann."

„Der Zunftneid?" fuhr Schindler auf, faßte sich jedoch sogleich und sagte ruhig: „der Zunftneid? Es wird sehr darauf ankommen, ob ein Kerl wie Glissort, der Nichts ist, Nichts hat, der da aus der Fremde hergelaufen ist, noch zu beneiden ist?"

„O ja! Seiner Geschicklichkeit wegen! Weshalb wollten Sie ihn denn von Wien wegschaffen lassen, wenn er Ihnen und Ihren Collegen nicht gefährlich wäre! Und was heißt das: Hergelaufen? Soll dies bezeichnen, daß er nicht in Wien geboren? — Da müßte ich auch ein hergelaufener Patron sein! — Ich bin auch nicht in Wien geboren und Sie selbst, Meister, sind kein Wiener! — Ich ertappe Sie bereits zum zweiten Male auf dem Worte „hergelaufen." Den armen Georg nannten Sie einen Hergelaufenen und nun muß auch Glissort ein Hergelaufener sein! — Ich bin nicht gekommen, Ihnen eine Lection zu geben, aber zu Ihrem Besten will ich Ihnen rathen, wenn kein Hergelaufener Ihnen gefährlich werden soll, so machen Sie durch Ihre eigene Geschicklichkeit alle Hergelaufenen entbehrlich, und diese werden dann ebenso schnell wieder fortlaufen, als Sie hieherliefen."

Schindler war ganz verblüfft und stotterte: „So war es nicht gemeint, Herr Baron."



„Madame, was Sie von mir wünschen," erwiderte der Graf, „weiß ich."

Der Baron brach schnell das Gespräch ab und sagte:

„Ich bin eigentlich hierhergekommen, nachzusehen. Ich bin erstaunt, wie wunderschön und ich könnte sagen genial Georg für mich arbeitet. Ich habe schon wieder eine Bestellung für ihn. Er muß mir, wenn ein junges, schönes Mädchen

sein mit seinen Spießgesellen, denn daß er wieder mit Wildschützen und Dieben, Räubern und Mordbrennern im Bunde war, ist mir zu sehr klar geworden! Und wer ist der junge Mann, den Kalter und seine Genossen in die Schlucht am Harzgraben stießen?"

„Ein Fleischerssohn, den ich kenne," antwortete Therese, „der wol leichtsinnig und arbeitsscheu, aber keineswegs so schlecht ist, um einem so schrecklichen Bunde, wie ihn ein gewisser Hirschmeyer aus Wien, ein Schwärzer, Räuber und Todtschläger, organisirte, bleibend anzugehören.

„Herr Waldbereiter," fuhr Therese fort, „ich will Ihnen hierüber die genauesten Aufschlüsse geben. Helfen Sie nur auch, den Hauptverbrecher Hirschmeyer aufzufinden. Sie erwarten Jäger? Sind dies Militärjäger oder Jäger aus dem Forste?"

„Militärjäger sind hieher beordert."

„O, dann veranlassen Sie doch, daß diese aufbrechen und die Wildschützen, Schwärzer und Mörder einholen. Hanni hat mir den Ort entdeckt, an welchen sie fliehen. Sie verabredeten ihr Asyl schon längst. Es ist über der bairischen Grenze, Walberg ist's genannt."

„Mein Gott!" klagte Hanni. „Was ich Ihnen unter vier Augen mittheilte, verrathen Sie nun. Sie opfern dadurch meinen Vater! Ist das mein Dank, daß ich Ihnen das Leben rettete?"

„Das Leben rettete!" fuhr der Waldbereiter auf. „Wie ist dies zu verstehen? Stand Ihr Leben auf dem Spiele? Wer hat es gefährden wollen? — Wer sind Sie? Wie kommen Sie hieher? Welch' eine Sendung konnten Sie in dieser Gesellschaft haben? Ich bitte Sie, mir ungesäumt die Aufschlüsse zu geben, zu welchen Sie sich bereit erklärten."

Es kam nun zu Erörterungen, die den Waldbereiter mit Schrecken und Staunen erfüllten; er sprang auf, fertigte augenblicklich einen Boten nach Purkersdorf ab und ließ die Vorgänge so dringend und gefahrdrohend melden, als sie sich gezeigt hatten.

Mittlerweile erschien der Arzt und wurde an das Lager des Kranken geführt.

Der Arzt fand die Verletzungen ungefährlich, aber ordnete die umsichtigste Pflege an, da inzwischen Christoph von einem heftigen Fieber heimgesucht worden war.

„Es wird bald vorübergehen," sagte der Arzt zu Theresen.

„Der junge Mann ist stark," fuhr der Arzt fort, „er erfreut sich einer guten Constitution und hat mehr einer Erkältung, die er in der Regennacht erlitten, dann dem ausgestandenen Schrecken, in der wilden Waldesschlucht verkümmern zu müssen, als seinen Wunden seine Erkrankung zuzuschreiben. — Die Quetschungen und Hautbeschädigungen werden bald geheilt sein. Im Innern hat er keine Leiden; er athmet leicht und Brust und Lunge sind frei. Er muß acht Tage das Bett hüten, dann stehe ich dafür, daß er wieder so gesund wird, als er war."

„Acht Tage?" fragte Therese ängstlich. „Das ist eine Ewigkeit! Acht Tage soll er hier bleiben und es sind keine acht Stunden zu versäumen. — Herr Doctor," flehte Marie, „lassen Sie den Patienten doch schnell sein Lager verlassen. Sie sagten ja selbst, der junge Mann ist stark, er erfreut sich einer guten Constitution! Sie setzten bei, seine Quetschungen und Hautverletzungen werden bald geheilt sein und im Innern habe er keine Leiden. Wenn es so ist, so könnte er ja sogleich wieder von hier fort. Ich an seiner Stelle würde mich nach solchen beruhigenden ärztlichen Aussprüchen um keinen Preis zurückhalten lassen."

„Aber die Folgen," erwiderte der Arzt. „Er hat ein Fieber, wissen Sie, welche Gefahren ein Fieber mit sich führen kann? — Es kann augenblicklich umschlagen und ein Nervenfieber daraus werden."

„O, Christoph hat Nerven wie von Eisen. Er hat keine solchen Folgen zu befürchten."

„Wir wollen sehen," versetzte der Doctor. „Morgen komme ich wieder. Indeß mache ich den Wirth verantwortlich, daß er mir den Kranken weder aus dem Bette noch aus dem Hause läßt."

Plötzlich wurde es lebendig in der Gegend Preßbaums.

Die Jäger kamen an.

Der Waldbereiter ging ihnen entgegen und sprach angelegentlich mit dem Oberjäger, der die Mannschaft commandirte.

Therese eilte indeß zu Christoph und theilte ihm ihre Besorgnisse und ihr Gespräch mit dem Doctor mit; auch die Unterredung mit dem Waldbereiter erfuhr Christoph ausführlich.

„Wenn wir einen guten Wagen und ein Paar rüstiger Pferde vom Wirth erhielten," meinte Christoph, „so bin ich in einer Stunde nicht mehr hier."

„Die Jäger, es sind acht Mann," entgegnete Therese, „müssen ebenfalls zu Wagen transportirt werden und mit uns fort."

„Victoria!" rief der Waldbereiter, der zu Christoph herantrat. „Meine Sorgen sind verschwunden; der Oberjäger, der mit seinen Leuten zur Verfolgung des Schwärzer- und Gaunergesindels commandirt wurde, hat die Ordre erhalten, seine Verfolgungen nicht eher einzustellen, bis er die Pascher aufgebracht und wenn darüber acht Tage vergehen sollten. Ich habe Wagen für die Mannschaft requiriren lassen. Ich selbst ziehe mit. — Wie steht es, Patient, können Sie die Fahrt mitmachen?"

„Das versteht sich," antwortete Christoph. „He da! Herr Wirth!" rief er. „Sie haben mir andere Kleider versprochen. Hier ist Geld! Ich bezahle sie, wie neue."

„Ich stehe zu Diensten," versetzte der Wirth. „Meine Sonntagskleider sind bereit. Aber der Doctor hat mir aufgetragen, Sie weder aus dem Bette noch aus dem Hause zu lassen."

„Hier ist noch mehr Geld! Kann ich jetzt fort?"

„O, von mir aus steht Ihnen nun kein Hinderniß mehr im Wege!"

Nach einer halben Stunde war Alles reisefertig.

Hanni weinte wieder. „Mein armer Vater!" rief sie.

„Geh' mit," sagte Therese. „Vielleicht kannst Du Etwas für Deinen Vater thun."

Hanni schloß sich der Expedition an.

* * *

Der Leser wird nun den Ausgang dieser Expedition zu errathen glauben. Er wird nicht mit Unrecht schließen, daß in Walberg alle die hübschen Leute zusammenkommen, welche an Wagmann's Mord sich betheiligten: Hirschmeyer, der Mann aus Margarethen und sein entsetzliches Weib, dann Kalter und der Schlosser, Walter, Berner, endlich die Verfolger der drei Ersteren: Wagmann's Bruder, Therese, Christoph, der Waldbereiter, die Jäger und so weiter. Aber was in Walberg geschah, daran denkt der gütige Leser gewiß nicht. Wenn er wähnt, die Mörder würden an der bairischen Grenze ergriffen, so irrt der gütige Leser. In Walberg hat sich etwas ganz Anderes, etwas Unerwartetes zugetragen.

---

9. Kapitel.

Wieder Etwas von der Tischlerstochter.

Georg arbeitete fleißig an seiner Mosaik für den Baron Rothschild.

Wie einem geschickten Gärtner die Blumen gleichsam unter den Händen wachsen, so entkeimten dem kunstfertigen Tischler die schönsten Bouquets aus dem Holzboden.

Meister Schindler war selbst darüber erstaunt, lobte aber den wackeren Gesellen nicht allzusehr, hatte er doch immer noch Groll gegen ihn im Herzen, da er Marien nicht entsagte, und was den Vater noch mehr erzürnte, da Marie nicht von Georg ließ.

Eines Tages kam Baron Rothschild wieder in die Werkstatt, um nachzusehen.

Der Baron war entzückt über die Meisterarbeit und hatte sich vorgenommen, noch einen Sturm auf das Vaterherz des alten Schindler zu machen; Schindler war aber nicht zu Hause.

Der Baron wollte sich wieder entfernen; da fiel ihm ein, daß er Marie trösten müsse, und er ging zu ihr.

Ach, mit welchen Gefühlen ging ihm Marie entgegen.

Kleinlaut, ja man kann sagen schwermüthig empfing sie den Baron.

„Sie sehen aus, als wenn Sie geweint hätten," redete Rothschild sie an.

„Guter Herr Baron, ich weine immer. — Mein froher Sinn ist dahin; ich weiß schon lange nicht mehr, was ein erquickender Schlaf ist; ich esse Nichts; es freut mich Nichts; ach, Herr Baron, meinem ärgsten Feinde möchte ich kein solches Leben wünschen."

Sie beschwor diesen, ihr nur ein einziges Mal noch eine Zusammenkunft mit seinem Herrn zu verschaffen. „Nur seinen Rath will ich hinsichtlich der entwendeten Chatouille," sagte Frau von Blümlein.

Der Secretär verfügte sich zu dem Grafen.

Der Graf ließ sich bewegen, mit Frau von Blümlein zu sprechen.

Sie trat bei ihm ein.

„Madame, was Sie von mir wünschen," sagte der Graf, „weiß ich. Sie geben an, Sie wollten meinen Rath in Anspruch nehmen. Dies ist aber nicht wahr; Sie wollen mein Geld in Anspruch nehmen. Mein Rath war Ihnen von jeher gleichgiltig; hätten Sie ihn befolgt, so stünde es besser mit Ihnen. Doch keine Vorwürfe! Die Chatouille, welche Ihnen gestohlen wurde, hat dieselbe Person entwendet, welche den Brillanten aus dem Schmucke des Fräulein Solau nahm."

„Herr Graf, Ihr Verdacht trifft eine Unschuldige," versetzte Blümlein. „Sie halten Jeannette für eine schlechte Person. Sie fügen ihr ein großes Unrecht zu . . ."

Der Graf lachte.

„Madame," sagte er, „ Sie sind, was Jeannette betrifft, dergestalt mit Blindheit geschlagen, daß Ihnen diese nach dem Leben trachten könnte und Sie würden sie noch vertheidigen. Aber ich kenne Jeannette besser, als Sie sie kennen, und so sage ich Ihnen demnach Alles, was Sie gethan hat.

„Seit dem Augenblicke, in welchem sie in Ihre Dienste trat, hat sie Sie betrogen und bestohlen. Als sie die Manöver wahrnahm, welche sich Wucherer mit Ihnen erlaubten, und bereits ein hübsches Sümmchen in Ihrem Dienste bei Seite geschafft hatte, begann sie selbst Ihnen unter fremdem Namen gegen unverschämte Zinsen auf Wechsel Geld zu leihen und Sie also zu bewuchern. Die letzten wirklich schauderhaften Geschäfte mit den Pfandamtsscheinen, „Versatzzetteln", wie man sie nennt, hat nicht ein Dritter mit Ihnen und Fräulein Solau, sondern Jeannette allein mit ihrem erwucherten Vermögen gemacht. Madame, Sie sind in den schrecklichsten Händen. — Noch mehr, Jeannette ist es, die Sie heute Nacht in den Schuldenarrest führen läßt. Sie ist die Besitzerin jenes Wechsels, über welchen Doctor Reißer die Execution gegen Sie mit dem ganzen Ingrimme, mit der maßlosen Gehässigkeit und der abscheulichen Härte führen wird, deren dieser unmenschliche Advocat, von allen schlechten Advocaten der Welt der schlechteste, nur fähig ist."

„Unmöglich!"

„Unterbrechen Sie mich nicht mit Ihrem „Unmöglich!", ich werde Ihnen sogleich den Staar stechen und Ihnen sagen, was Ihrer Favoritin Alles möglich ist. — Daß ich mit Ihnen für immer gebrochen habe, ist ebenfalls das Werk Ihrer Kammerjungfer. Sie schrieb mir, wenn ich Sie, Madame, über Ihrer affronten Untreue ertappen wolle, so möchte ich auf der Stelle zu Ihnen kommen. Jeannette schob mich dann durch die Tapetenthür in dem Moment in Ihr Zimmer, als gerade der girrende Seladon, ein ebenso entartetes Wesen, wie Ihre Kammerjungfer, im vertraulichsten Gespräche bei Ihnen war und neue Angriffe auf meine Kasse mit Ihnen verhandelte."

„Gott im Himmel! welch' eine Schändlichkeit!"

„Ja, Madame, und dennoch ist die Jeannette Ihr Liebling."

„Nimmermehr! — Sie muß aus dem Hause."

„O nein!" sagte der Graf, „Sie werden ja vor Ihren Gläubigern fliehen, und da muß die liebe Jeannette dabei sein, damit sie dem Advocaten Reißer schreiben könne, wo er Sie auf der Flucht ergreifen soll."

„Mit welcher Verblendung war ich behaftet! Sie muß, sie muß auf der Stelle fort und ich fliehe allein."

„O, damit bin ich nicht zufrieden! Zwar wähnt Fräulein Jeannette, sie hätte mich ihr verpflichtet, allein sie irrt! Man liebt den Verrath und haßt den Verräther, und ich hasse diese Person ganz besonders, weil sie mich mit solcher Schonungslosigkeit behandelte, weil sie mich auf eine so plumpe Weise um einen glücklichen Wahn brachte. — Ich bin ein alter Mann und es schmeichelte mir, von einer jungen, schönen Frau geliebt zu sein! Doch wozu sage ich Ihnen dies, bin ich doch nun so grell vom Gegentheil überzeugt worden."

„Verzeihung, lieber Graf," versetzte Blümlein und schluchzte, „Vergebung meiner Unbesonnenheit wegen. Ich beging ein Verbrechen gegen Sie nur aus Eitelkeit. Der Gedanke, daß Würbi vor mir knie, der nach vor keinem Weibe gekniet, hat mich berückt."

Der Graf, so bewegt er war, lachte laut auf. „Was?" sagte er, „dieser Wicht kniete sonst vor keinem anderen Weibe, als vor Ihnen? Vor der alten Scheuerfrau im Hof kniet er, wenn sie ihm zehn Gulden zu erhaschen in Aussicht stellt."

„Ich will ihn meiden. Er soll mir nie mehr vor die Augen kommen."

„Dies wäre Etwas, wenn Sie Wort hielten," versetzte der Graf.

„Wie kann ich Ihnen beweisen, daß es mein heiliger Ernst ist?"

„Fliehen Sie auf meine Herrschaft in Ungarn?"

„Ja."

„Bleiben Sie da, so lange ich es wünsche."

„Ja."

„Indeß wird mein Anwalt Ihrer Jeannette näher rücken. Die Diebin muß entlarvt werden."

„Es ist ja Nichts zu beweisen. Meine Hausleute untersuchten während Jeannettens Abwesenheit ihr Zimmer; von der Chatouille war keine Spur."

„O, sie wird sie schon an einen Ort haben bringen lassen, an den Niemand denkt."

„Aus dem Hause ist mein Silber nicht gebracht worden. Das weiß ich sicher, also ..."

„Also hält Jeannette sie noch verborgen?"

„Irren Sie nicht! Die Chatouille wurde mit Stricken durch das Fenster herabgelassen."

„O, sie wird sie schon herausgeben müssen, dies wird meine Sorge sein."

„Aber fliehe ich aus dem Hause und jage ich vorher die Schändliche davon, so fehlt mir jede Nachweisung."

„Dies darf nicht geschehen! Nein, die saubere Mamsell muß statt Ihrer in den Schuldthurm wandern, sie muß ihre eigene Arrestantin werden."

„Das wäre jaherrlich!"

„Ich werde Ihnen mittheilen, wie dies einzuleiten."

„Und wenn dies gelingt, werden Sie mir wieder gut sein?"

„Wenn Sie auf meinen Gütern bleiben und dem geräuschvollen Leben der Kaiserstadt entsagen, so will ich vergessen, was Sie mir gethan!"

„Da haben Sie meine Hand, Graf, und das feierliche Versprechen, daß ich Wien und Würbi meiden will. Ich füge mich Allem, was Sie anordnen, um diese schändliche Kammerjungfer zu demüthigen."

„Kommen Sie, mein Anwalt speist heute bei mir. Seien Sie ebenfalls mein Gast. Wir wollen unsere Versöhnung feiern. — Leben Sie dann wirklich so zurückgezogen, wie ich es wünsche, so werde ich Ihre Schulden auch dieses Mal bezahlen. — Auf meinen Gütern sollen Sie dann keine Gelegenheit finden, neue Schulden zu contrahiren."

Der Graf reichte Frau von Blümlein den Arm und führte sie in den Speisesaal.

* * *

Als Frau von Blümlein das Diner verließ und nach Hause kam, rief sie Jeannette.

„Ich will Dir doch zuerst die freudige Nachricht mittheilen, daß sich der Graf mit mir wieder ausgesöhnt hat."

„Wieder ausgesöhnt?" dehnte Jeannette. „Dacht' ich's doch! Wenn er Sie wieder gesehen hat, schwindet sein Groll. Er hat Ihnen ja schon viele kleine Galanterien nachgesehen."

„Nicht wahr? Der gute Graf!"

„Das wird ein Fest für Ihre Gläubiger sein!"

„Ich weiß nicht, ob diese jubeln werden! Der Graf wird zwar für mich bezahlen, aber nicht sogleich."

„Nicht sogleich? Wie ist dies zu verstehen?"

„Du weißt, daß ich vor Dir kein Geheimniß habe. Der Graf bezahlt meine Schulden, aber erst, wenn ich nicht mehr in Wien bin."

„Dann „handelt er ab", wie man in solchen Fällen zu sagen pflegt."

„Nein. Es erhält Jeder sein volles Geld, aber ich muß noch heute fort."

„Noch heute?" fragte Jeannette betreten. „Sie nehmen mich doch mit?"

von meiner Bekanntschaft über die Härte ihres Vaters am gebrochenem Herzen stirbt, einen Sarg machen, einen Sarg, mit zahllosen Blumen eingelegt! — Lassen Sie Georg schon jetzt an diese Arbeit gehen, denn bis der alte Vater sein Unrecht einsieht, geht sein einziges Kind gewiß zu Grunde; lassen Sie Georg heute noch anfangen, Herr Meister, die schreckliche Katastrophe ist gewiß nicht mehr ferne."

Der Baron grüßte Schindler kalt, wendete sich aber freundlich an Marie, nickte ihr zu und ging.

Schindler taumelte vor Wuth und Entsetzen auf einen Stuhl.

„Der fährt Einem mit der Scheibtruhe über die Nase und glaubt, man merke es nicht, wo er hin will! — Und justament nicht!" schrie Schindler und sprang vom Stuhle auf, „und justament nicht! — Je mehr der Baron sich gegen mich stemmt, desto weniger thu' ich seinen Willen! — Du kommst jetzt gar fort von Wien!" sagte er zu Marien. „Nach Sibirien, zu den Eisbären, sollst Du mir eher, als ich nachgebe. Einen Eskimo, oder wie diese Tagdiebe heißen, sollst Du lieber zum Mann bekommen, als diesen Georg.

„Und was dieser Baron von Sterben, von einem Sarge, von einem starrsinnigen Alten, vom gebrochenen Herzen spricht! Schickt sich das für einen Millionär, daß er vom Tode red't? — Arme Leute können vom Tod reden, diesen ist es zu verzeihen, aber den Reichen! — Potz Tausend! Der Baron soll sich schämen, daß er nichts Anderes weiß, als vom Sterben zu discuriren!

„Und mein einziges vielgeliebtes Kind! — Ein Sarg mit Blumen! — Mir läuft es eiskalt über den Rücken, und Georg soll den Sarg machen! Dieser — ach, ich darf ihn Nichts mehr heißen! — Marie, geh' her zu mir und sieh mich an! — Ich glaube gar, Du weinst! — Den Kopf hebe in die Höhe! — Heiliger Gott! Wie blaß das Kind aussieht! — Gleich, auf der Stelle sieh gut aus! Roth werde, ich befehle es Dir! — Härmst Du Dich denn so um den Kerl, ich will sagen, um den Menschen —"

„Ach Vater, lieber Vater!"

„Nur keine Phrasen! — Ob Du Dich um diesen Menschen so härmst, will ich wissen —"

„Ich darf ja nicht sprechen, ohne Sie zu erzürnen —"

„Nu, nu, reden kannst Du schon, aber nur nicht von ihm, verstehst Du, nicht von ihm! Rede von was Du willst, nur denke nicht an ihn und sprich nicht von ihm! Sonst erlaube ich Dir Alles! Mein Gott! Erbarme ich Dir denn nicht? Siehst Du denn nicht ein, daß ich den Gedanken nicht denken kann, daß mein blühendes Gewerbe, mein schönes Geld, meine prächtigen Häuser einst in Hände kommen sollen, die kein Gewerbe, kein Geld und keine Häuser haben?"

An der Thüre wurde geklopft.

Schindler rief: „Herein!"

Wer trat in die Stube?

Die drei Herren, welche Schindler im neuen Lerchenfelde kennen lernte.

„Ich komme vom Herrn Baron Rothschild," sprach der Erste, „und frage an, ob der Meister die neue Bestellung dem Gesellen Georg bereits aufgetragen hat?"

„Nein!" fuhr Schindler grimmig auf, „und ich werde sie ihm nie auftragen. Alle Achtung für den Herren Baron, aber er möge mich mit solchen Aufträgen verschonen."

„Ich komme ebenfalls vom Herrn Baron Rothschild," versetzte der Zweite, „und fragte an, ob Meister Schindler nicht dem Bürgermeister der Residenzstadt Wien den bestellten Tisch, welchen Georg in Arbeit hat, so weit er fertig ist, senden wolle. Der Herr Bürgermeister hat den herrlichen Tisch in der kaiserlichen Burg gesehen, und wenn es sich bewährt, was man erzählt, daß der Geselle Georg ein Künstler ist, der solche Arbeit liefern kann, so will der Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Wien dem geschickten Georg sogleich das Meisterrecht verleihen und ihn zum Bürger erheben."

„Mich trifft der Schlag!" tobte Schindler.

„Und ich komme ebenfalls vom Herrn Baron von Rothschild," sagte der dritte Herr, „und frage an, ob der Meister den Gesellen Georg nicht augenblicklich in das städtische Gerichtshaus senden können? Dort befindet sich ein Kasten, der wie das Schloß am Stockimeisen-Platze unaufsperrbar ist, das heißt, der eine heimliche Schublade enthält, welche einen zweiten Martin Mocks erheischt. — Der Baron hat sich verbürgt, daß nur Georg dieser Mann sei! —

Zugleich will der Baron durch besagten Georg dem Meister einen Stein vom Herzen wälzen, indem er verhindert, daß der verhaßte Gliffort das bewußte Geheimniß im Kasten lüfte, und das Verdienst einem Inländer, dem bewußten Georg, zufalle!"

„Unsere Sendung ist vollbracht. Können alle drei Punkte in Erfüllung gehen?"

„Ich habe es schon gesagt, die erste Forderung ist unmöglich zu erfüllen, denn in meinem Hause darf noch in hundert Jahren von keinem Sarge die Rede sein. Meine Tochter stirbt nie, wie der Sänger Pischek, und ich lebe nur in ihr, also leben wir Beide ewig!

„Was den zweiten Punkt betrifft, daß Georg seinen Blumentisch dem Herrn Bürgermeister überbringen soll, der ihn dafür zum Bürger und Meister machen will, so liegt dies ganz in der Macht des Herrn Bürgermeisters und ich bring' endlich den Georg sammt seinem Tisch vom Halse. Denn ein Bürger und Meister wird nicht bei einem Bürger und Meister als Geselle im Hause bleiben.

„Was den dritten Punkt anbelangt, so gehe Martin Mocks der Zweite hin, an dem oft genannten Kasten sein Meisterstück zu machen. Ich wünsche ihm Glück und ein schönes Wetter, und will endlich Ruhe haben."

„Ruhe?" fragte der dritte Herr. „Es wird nicht sein können. Sobald Georg im Stande ist, das Geheimniß des Secretärs zu enthüllen, so erhält Georg als Bürger und Meister der ehrsamen Tischlerzunft die städtische Arbeit. Dies ist der Preis, der darauf gesetzt ist."

„So?" kreischte Schindler wüthend auf. „Meine Herren, die ich vom Lerchenfeld noch zu kennen die Ehre habe, wenn dies kein Puff ist und der Baron der Mann ist, dies Alles durchzusetzen, so richten Sie ihm fein höflich aus: Eines setze er aber doch nicht durch, so lange meine zwei Augen offen stehen, meine Tochter nämlich bekommt Georg nicht! Justament nicht! Jetzt just, just, justament nicht, und wenn ich verarmen und Hobelspäne essen müßte! Des Menschen Wille ist sein Himmelreich! sage ich.

„Komm, meine Tochter! Ich habe ja mehrere Häuser, ich muß ja mit Dir nicht gerade hier bleiben!"

Er nahm Marie am Arme und zog sie fort.

„Das alte Stemmeisen stemmt sich," sagte der dritte Herr. „Es wird aber vergebens sein!"

---

10. Kapitel.

Ein Wechselarrest.

Die drei Wucherer wollten der Frau von Blümlein wirklich arg auf den Leib rücken, wollten einen Arrest um jeden Preis bewilligt haben, aber Doctor Reißer verstand sich nicht dazu. Er wußte etwas Besseres.

Er besaß einen Wechsel, für welchen die Personal-Execution bereits erwirkt war. Der Gläubiger drang nur nicht darauf, sie auszuführen.

Dieser Wechsel gehörte eigentlich Jeannetten an, wurde aber auf den Namen jenes Mannes eingeklagt, der sich gegen ein paar Gulden Recompens dazu hergab, die Feuerzange des edlen Doctors Reißer zu werden.

Frau von Blümlein erfuhr, was ihr bevorstand, und war auf ihre Flucht bedacht.

Dazu drängten sie auch andere traurige Begebnisse.

Ein Unglück kommt nie allein.

Was sie am meisten erschütterte, war, daß der Graf sie aufgab. Dieser Schlag traf sie hart. Dann hatte sie einhundert Gulden im Hause, das war für sie, die entfliehen wollte, nicht minder entsetzlich. Endlich betraf sie der Verlust des Werthvollsten, das sie noch besaß.

Es wurde ihr all ihr schönes Silber, das ihr der Graf in einer großen kostbaren Chatouille verehrt hatte, gestohlen.

Sie, welche dieses Kleinod selbst in der größten Noth nicht veräußerte, mußte es jetzt durch diebische Hände verlieren.

Der Verlust war namhaft, denn bei dem schweren Silberservice befanden sich auch Dessertteller von Gold.

In ihrer Verzweiflung schrieb Frau von Blümlein an den Grafen.

Es erfolgte keine Antwort.

Frau von Blümlein ging selbst in die Wohnung des Grafen.

Er ließ sie nicht vor.

Sie wendete sich an den Secretär des Grafen.

Als es ein Uhr schlug, kam wirklich das Executions-Commando heran, aber nicht ganz ruhig und jedes grelle Aufsehen vermeidend, sondern mit allem Eclat, wie Doctor Reißer derlei zu vollführen beliebte. Erstens ließ er schon mehr als ein Dutzend Personen seiner Kanzlei mit ausrücken, um eine wehrlose Frau in den Schuldthurm zu schicken, dann ließ er auch noch die Gasse, in welcher Frau von Blümlein wohnte, oben und unten besetzen und commandirte vierzehn Personen, als ginge er darauf aus, eine Rotte Verschwörer, Räuber oder Mörder zu verhaften.

„Bei diesem Personal-Arreste lassen sich enorme Expensen berechnen," sagte Reißer zu seinem Sollicitator. „Zwei Fiaker müssen bereit sein, einer für Frau von Blümlein, der in das Haus, in welchem sie wohnt, zu fahren hat, der andere für mich, um den Transport von ferne zu begleiten, um mich zu überzeugen, daß Frau von Blümlein glücklich unter Schloß und Riegel gebracht wurde."

Außerdem instruirte Doctor Reißer den Sollicitator:

„Sollte Frau von Blümlein zu mir geführt werden wollen, um einen kleinen Aufschub oder menschliche Rücksicht zu verlangen, so bitte ich ihr zu sagen, daß ich nicht zu Hause, überhaupt für einen Bedrängten nie zu sprechen sei, denn „Jammer ist mein Beruf und Rache mein Gewerbe!"

„Ganz wohl!" versetzte der Sollicitator.

Der Sollicitator kam bei dem Hause der Frau von Blümlein an.

Er zog die Glocke des Hausthores.

Der Hausmeister öffnete dasselbe, aber wie erschrak er, als er vierzehn Männer auf einmal eintreten sah.

Der Hausmeister hätte um Hilfe gerufen, aber er erkannte die Gerichtsperson und bezeigte dieser alle Achtung.

„Was gibt es denn?" fragte der Hausmeister.

„Die Blümlein wird in den Schuldenarrest geführt," antwortete der Sollicitator.

„Und dazu braucht man eine ganze Herberge von Schreibern?"

„Damit diese Frau nicht entspringen, auch sich nicht zur Wehre setzen kann."

„Diese stille, gutmüthige Frau, zur Wehre? Es ist zum Lachen!" sagte der Hausmeister.

„Ja, man kann nicht wissen," erwiderte der Sollicitator; „meine Frau zum Beispiele würde mir und meinem Doctor die Augen auskratzen, wenn ich sie einsperren wollte. Die Weiber sind manchmal fürchterlich!"

„Spazieren Sie nur hinauf," versetzte der Hausmeister; „machen die Herren aber keinen Spectakel, im zweiten Stocke wohnt ein Bojar, dessen Frau im Nervenfieber liegt. Es ist deshalb auch, um das Wagengerassel zu dämpfen, Stroh im Hofe und auf der Straße aufgestreut worden. Wird die Kranke erschreckt, so hätten die Herren aus der grimmigen Kanzlei es mit dem Bojaren und seinen Leuten zu thun, und da könnten wol einige Nasenspitzeln und Ohrläppchen auf dem Platze bleiben."

„Ich dulde keinen Scandal," versicherte der Gerichtsdiener; „ich bin ohnehin außer mir, daß Doctor Reißer solche infame Manövers anordnet."

„St!" lispelte der Sollicitator. Dann wendete er sich an sein Kanzleipersonal.

„Hurtig!" commandirte er.

„Zwei müssen schnell hinauf auf die Bodenstiege; Zwei auf die Kellerstiege, Zwei in den vierten Stock, Zwei in den dritten Stock, Zwei in den zweiten Stock ..."

„Zu dem Bojaren?" fragte ein Schreiber ängstlich. „Ich gehe nicht dahin, ich habe ein Weib und vier Kinder ..."

„Jeder kriegt acht Groschen," wetterte der Sollicitator, „der in den zweiten Stock hinauf geht. Will Keiner? — Freiwillige heraus!"

Endlich schlichen sich zwei ausgemergelte Subjecte heran, gelobten aber, sogleich zu entfliehen wenn bei dem Bojaren sich Etwas regen sollte.

Nun trat der Sollicitator seinen Weg an.

Er zählte dreiundzwanzig Stufen in den ersten Stock. Er konnte sich nicht irren. „Links die Thüre. ein messingener Glockenzug!" So lautete die Instruction.

Der Sollicitator zog den Glockenzug.

Es wurde augenblicklich geöffnet.

„Ist Frau von Blümlein zu Hause?" fragte der Sollicitator. „He! Nicht verleugnen! Ich lasse augenblicklich alle Zimmer aufsperren

und suche sie sogar unterm Herd! Ich bin vom Doctor Reißer, der läßt die Kinder im Mutterleibe in den Schuldenarrest sperren."

„Ein herrliches Metier!" versetzte der Bediente. „Ich werde Sie sogleich melden!"

„Bst! Nicht melden! Ich habe die Instruction, Frau von Blümlein bei Nacht und Nebel zu überfallen und sie mit Geierkrallen aus dem Schlafe zu reißen, wenn sie schnarchen sollte."

„Sie sitzt ganz ruhig noch beim Souper!"

„Beim Souper? Hat sie vielleicht noch ein Messer auf dem Tisch?... Freiwillige heraus!"

„Sie thut Ihnen Nichts," erwiderte der Bediente. „Gehen Sie nur ganz ruhig hinein. Sie wird sich's zur Ehre schätzen, noch so spät eine so angenehme Visite zu erhalten."

Der Sollicitator trat mit dem Hute auf dem Kopfe ein.

Jeannette stand auf und ging ihm entgegen.

Der Sollicitator nahm sein ganzes Rednertalent in Anspruch.

„Vom Herrn Doctor von Reißer!" sagte er. „Wechsel, Verfallzeit, Execution, Personalarrest! Doctor Reißer, grausame Unnöthigkeit!"

„Ich verstehe, mein Herr, und bin bereit, zu folgen."

„Bereit?"

„Ich folge mit Vergnügen!"

„Mit Vergnügen?.. Ich bin ganz baff! Ich rechnete auf ein paar Ohrfeigen, wie sie mir neulich in einem Wirthshausgarten zutheil wurden, in welchem ich den Musikdirector wegen Schulden vom Orchester herabriß und einstecken wollte, aber vom Publicum, welches Eintrittsgeld für die Soirée bezahlt hatte, blau geschlagen wurde. Ich erstaune daher über diese Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit und nehme vor dieser meinen Hut ab.

„Wie dies Herrn Doctor von Reißer freuen wird," fuhr der Sollicitator fort, „daß ihm auch einmal eine Execution ohne Scandal gelingt, das vermag ich nicht zu schildern!.. Gnädige Frau," setzte der Sollicitator mit einer Freundlichkeit hinzu, aus der man hätte Essig machen können, „Sie sollte man von Rechtswegen verbrennen und Ihre Asche allen Jenen eingeben, die durchaus nicht Vivat rufen wollen, wenn Reißer und Collegen ihre Force in dem stolzen Bewußtsein finden, bedrängte Menschen unglücklich zu machen."

„Darf ich um den Arm bitten?" fragte der Sollicitator Jeannette.

„Mit Vergnügen," antwortete diese und ließ sich zum Wagen führen.

„Abgelöst!" commandirte der Sollicitator bis zum Boden und zur Kellerstiege.

Die Schergen versammelten sich.

Die Satelliten verließen ihre Posten.

Der Sollicitator und Gerichtsdiener setzten sich zu Jeannette in den Wagen.

Zwei Schreiber postirten sich auf den Bock.

Drei Schreiber standen rückwärts auf dem Wagen.

Neun Schreiber liefen neben dem Wagen her.

„Sehen Sie," sagte der Sollicitator zum Gerichtsdiener, „es ist für Alle Platz!"

Als der Wagen über eine Ecke bog, schrie ein Herr aus einem Fiaker, der dem Zuge entgegenfuhr: „Haben Sie sie schon?"

„Und wie!" antwortete der Sollicitator.

„Mit Exceß? Kein Aug' eingeschlagen worden? Es kostet eines fünf Gulden.... Keine Zähne eingestoßen? Fünfundvierzig Kreuzer das Paar! Setzen Sie Alles unter die Expensen!"

„Nichts, gar Nichts ist vorgefallen, was unangenehm wäre," erwiderte der Sollicitator mit Devotion. „Es herrschte die größte Ruhe. Ich selbst beobachtete den feinsten Anstand; es ist mir sauer genug geworden."

„Dreißig Gulden für die Ruhe und vierzig für den Anstand sind in der Expensnote aufzuführen."

Der Herr, der also sprach, war der berühmte Doctor von Reißer, der edle Mann, der sich jedesmal verleugnen ließ, wenn er einen hämischen Streich gegen unglückliche Menschen ausübte.

„In die Sterngasse mit ihr!" herrschte der Herr Doctor von Reißer seinem Sollicitator zu. „Mich aber, Fiaker, bringst Du in die „Mehrung".

(Ein bekanntes Bierhaus nächst der Sparkasse in der Spänglergasse, heute nicht mehr existirend.)

„Nein, Du bleibst hier und wirst meine Flucht decken, Du wirst Frau von Blümlein vorstellen."

„Aber wenn ein Wechselarrest über Sie verhängt wird?"

„Dann wirst Du auf kurze Zeit in's Polizeihaus wandern. — Dies thust Du doch mir und dem Grafen zuliebe?"

„Davor werde ich mich hüten!"

„Du wirst wenig Arrest zu befürchten haben. Höchstens heute Nacht."

„Wie, heute Nacht?"

„Ja, heute Nacht zwischen zwölf und ein Uhr gedenkt der Advocat Reißer mich aus dem Bette holen zu lassen. Da bist Du Frau von Blümlein und folgst willig!"

„Um kein Rittergut!"

„Doch! — Wenn Du mir nicht hilfst und meine Person nicht vorstellst, wenn Du die Pläne des Grafen durchkreuzest, so hast Du seine Rache zu fürchten."

„Was thut mir denn der Graf, wenn ich mich um keinen Preis dazu verstehe?"

„Viel thut er Dir und nur Unangenehmes. Liebe Jeannette, bringe den Grafen nicht auf."

„Aber ich weiß gar nicht, wie Sie mir vorkommen, gnädige Frau! — Glauben Sie, es ist ein Spaß, für einen Anderen in den Arrest zu gehen?"

„Dies ist ja nicht einmal neu! In der „Bürgschaft" von Schiller findest Du noch einen höheren Grad von Aufopferung."

„Ich will mich aber nicht aufopfern."

„Du wirst müssen."

„Müssen? Den möchte ich sehen, der mich hiezu zwingen könnte."

„Es wird der Graf sein, der Dich zwingt. — Sieh', gute Jeannette, es thut mir weh, daß ich Dinge berühren muß, welche Dich aufbringen oder mindestens kränken werden, aber ich muß es, Deinetwegen!"

„Da bin ich neugierig, was dies für Dinge sein werden."

„Sieh', Jeannette! — Es belauscht uns doch Niemand? — Der Graf ist der Meinung, ja er weiß es sogar gewiß, er hat nämlich Zeugen, daß Du mir, als ich neulich in der Nacht in einer Soirée mich befand — daß Du mir meine Chatouille mit dem Silber und den goldenen Desserttellern gestohlen hast."

„Jesus, Maria und Joseph!"

„Erschrick nicht. Es ist so, es kann es auch sonst kein Mensch gethan haben."

Was sagen Sie? Sie behaupten es auch? Ei, das ist ja infam und niederträchtig!"

„Jawol."

„Da muß ich ja sogleich den schändlichen Verleumder, den Grafen, bei Gericht verklagen und Sie dazu, gnädige Frau, und auf die höchste Genugthuung dringen."

„Ja, ja, aber Alles später! Denn früher läßt Dich der Graf in den Criminalarrest führen."

„Das möcht' ich sehen!"

„Das wirst Du auch sehen! — Ich habe schon gesagt, es sind Zeugen da."

„Die sind bezahlt, sind falsche, meineidige, niederträchtige Zeugen."

„Der Bediente Michael sah Dich, wie Du ein, in ein breites Frauentuch eingehülltes, großes, schweres Kästchen über den Gang in Dein Zimmer schlepptest."

„Der Schurke ist immer betrunken, wer weiß, was ihm da geträumt hat."

„Bald kam ich hierauf nach Hause. Du warst nicht zu bewegen, mich auszukleiden, Du ließest sagen, Du wärest unwohl. Du schicktest mir das Stubenmädchen, und dennoch warst Du die ganze Nacht auf, es braunte Licht in Deinem Zimmer, Du standest in einemfort am Fenster und erst nach drei Uhr Morgens gingst Du zu Bette. — Deinen Geliebten sah man vor dem Hause patrouilliren."

„Was beweist das?"

Das beweist, daß man Dich und Deinen Liebhaber verhaften wird."

„Allmächtiger Gott!"

„Es ist möglich, daß Deine Unschuld an den Tag kommt, bis dahin sitzest Du und Dein Herzensfreund vielleicht ein ganzes Jahr. Ich an Deiner Stelle würde lieber den Grafen nicht auf's Aeußerste reizen und auf einige Tage für meine gute Frau im Schuldenarrest mich opfern und einen schändlichen, gefoppten Wucherer auslachen, als die Ehre und die Freiheit auf lange Zeit zu verlieren."

„Wenn ich es recht betrachte," versetzte Jeannette und unterdrückte ihre gräßliche Angst, die kalten Schweißtropfen standen ihr auf der Stirne, „wenn ich's recht betrachte, so ist's ja nur ein Spaß!"

„Freilich, ein Hauptspaß."

„Es dauert nur einige Tage, wie Sie sagen?"

„Nicht länger."

„Dauert es länger, so kannst Du ja die Geschichte abkürzen. Du nennst Dich, Du sagst und beweisest, daß Du nicht Frau Blümlein bist, daß der Sollicitator, der Dich nicht kannte, Dich wol dafür genommen, daß Du für Deine Frau Dich geopfert; sagst Du das, so wirst Du noch bewundert und bist auf der Stelle frei."

„Darauf gehe ich ein."

„Du edles Geschöpf, Du!"

„Und der Graf, wird er dann auch zufrieden sein?"

„Und wie zufrieden!"

„Bekomme ich keine Entschädigung von Ihnen, gnädige Frau?"

„Dein Bewußtsein bleibt Dir! Ich aber hole Dir doch ein Geschenk, daß Dir höchst nothwendig ist und mir — Nichts nützt!"

„Was soll ich beginnen?" sagte Jeannette, als sie allein war. „Ich weiß, daß alle Dienstleute mich als Diebin bezeichnen. Sie sagen laut, es sei Niemand in das Zimmer, in welchem das Silber lag, gekommen, als ich. Man hat auch in meiner Abwesenheit mein Zimmer genau durchsucht, aber Nichts gefunden. Dies hebt aber den Verdacht nicht auf. Mein verfluchter Student, wenn man nur den auf der Straße nicht gesehen hätte!

„Ich meinte es mit dem Grafen so gut," fuhr sie in ihrem Selbstgespräch nach einer Pause fort. „Ich verrieth ihm die Untreue seiner Geliebten, aber ich merkte es auch sogleich, daß er mir meine Denunciation übel nahm ... Als ich ihn fragte: „Nun, Herr Graf, habe ich Sie belogen?" rief er: „Geh' Sie zum Teufel," und statt mir, wie ich vermuthete, seine volle Brieftasche zuzuwerfen, fuhr er entrüstet auf und schrie: „Ihr danke ich nicht! Wer seine Herrschaft verrathen kann, ist ein infames Subject! Gehe Sie mir aus den Augen!"

„Da hast Du Dein Geschenk," sagte Blümlein, welche wieder kam. „Es befindet sich in diesem Futteral, aber vor mir darfst Du es nicht öffnen."

„Ich küsse die Hände," versetzte Jeannette und wollte sich entfernen.

„Ich reise nach Höpfen in Ungarn, reise auf der Stelle und Du trittst Deinen Arrest heute Nacht an."

„Wenn aber die Bedienten im Hause, die offenbar geweckt werden, wenn der Gerichtsdiener und Sollicitator Sie suchen und die Hausleute angeben, daß ich nicht Frau von Blümlein sei ..."

„O, sorge Dich nicht, die Leute sind gehörig instruirt; sie vergönnen Dir, die Du immer so hochmüthig und unverträglich warst, daß Du einmal auch ein wenig Ungemach erleidest, und dem Hauptwucherer, der den Arrest über mich verhängt, vergönnen sie, daß er verhöhnt werde."

Frau Blümlein ging. Sie setzte sich in einen Fiaker und fuhr nach Fischamend. In Fischamend nahm sie die Post und eilte nach Höpfen.

Als Jeannette allein war, betrachtete sie das Futteral und sagte: „Was hat sie mir denn gegeben, das ich vor ihr nicht ansehen darf?"

Sie öffnete das Futteral und fand darin den Schlüssel zu der gestohlenen Chatouille.

„Das ist hämisch," sprach sie für sich. „Ich schenke Dir Etwas, bemerkte sie, das Dir höchst nothwendig ist und mir Nichts nützt!"

„Nun warte, das soll Dir vergolten werden, bin ich nur erst aus dem Jammer heraus.

„Von zwei Uebeln muß ich das kleinste wählen," sagte sie nach einer Pause. „Es ist besser in den Schulden-, als in den Criminal-Arrest zu spazieren. Das Lustigste ist nur, daß ich mich selbst in den Schuldenarrest stecken lasse, denn ich bin ja eigentlich der grimmige Gläubiger, der meine Frau so unbarmherzig verfolgt."

* * *

Die Nacht brach heran.

Jeannette ging, um die Täuschung zu erhöhen, in das Schlafzimmer ihrer Gebieterin.

11. Kapitel.

Im Schuldenarreste.

Wie die Leser unserer Mittheilungen bereits erfahren haben, war auch Graf Pahlau ein Beschützer des Liebesverhältnisses Georgs und Mariens.

Der Graf hatte einen eigenen Plan, den guten Jungen Georg zu Glück und zu Ehren zu bringen.



„Vater“, sprach sie, „ist es wahr, was die Leute sagen? Ich sei die Braut eines Mörders!“

Er ließ Georg rufen und theilte ihm seine Pläne mit.

Georg war überselig.

„Was ich für Sie zu thun Willens bin und womit ich ganz sicher reussire, fordert jedoch einen Gegendienst. Sie müssen mir eine Gefälligkeit erweisen. Mein Kammerdiener ist nicht in meinem Hause. Ich habe den Nichtswürdigen entlassen, weil er gerade gegen Ihre Geliebte sich frech und anmaßend benahm. Ich kann von meinem Kammerdiener nie mehr Notiz nehmen, auch von ihm keine Auskunft verlangen, obgleich mir in diesem Augenblicke Alles an einer Auskunft, die nur er mir zu geben im Stande ist, gelegen ist. — Die Sache, welche mir am Herzen liegt, ist folgende: Ich habe vor einem Jahre einer Dame ein completes silbernes Tafelservice und hiezu eine kostbare Chatouille anfertigen lassen. Ein Tischler hat diese Chatouille geliefert. Mein Kammerdiener hat diesen Meister mir aufgetrieben und ein Meister war er, denn in schönerer Boule-Arbeit ist in Wien noch Nichts geliefert worden. Um Ihnen Etwas davon zu sagen, so war auf dem oberen Theile der Chatouille eine Elster abgebildet, welche einen silbernen Löffel in ihr Nest

trug. — Ich habe nie etwas Täuschenderes gesehen. Der Vogel, die Jungen im Neste, die Gesträuche auf dem Mosaik-Gemälde waren so wahr und lebendig, daß man wähnte, die Elster lebe. Mein Kammerdiener sagte mir, ein Boule-Arbeiter aus England hätte dieses Meisterstück gemacht. — Haben Sie nie Etwas von dieser wahrhaften Kunstschöpfung gehört?"

„O ja!"

„Sie erfreuen mich mit dieser Nachricht. Kannten Sie den Arbeiter aus England?"

„Er war nicht aus England."

„Nicht aus England? Woher war er denn? Wissen Sie seinen Namen und befindet er sich noch in Wien?"

„Allerdings. Er hat das Glück, vor Ihnen zu stehen."

„Wie, Sie! Sind Sie denn auch Boule-Arbeiter?"

„Ganz gewiß. Das bin ich eigentlich mehr, als Kunsttischler. Die Boulearbeit habe ich am vorzüglichsten erlernt und durch diese verschaffte ich mir die Aufnahme in Meister Schindler's Hause."

„Sie überraschen mich! Ja, Sie entzücken mich! Besitzen Sie noch die Zeichnung zu jener Chatouille?"

„Ich besitze nicht nur die Zeichnung, ich kann Ihnen auch eine ganz ähnliche schaffen. Ich mußte damals für meinen Meister zwei in derselben Größe anfertigen. Die erste für eine Dame, Frau von Blümlein, glaub' ich, heißt sie, die andere für meinen Meister zu einer beabsichtigten Industrie-Ausstellung."

„Und besitzt Ihr Meister diese Chatouille noch?"

„Ganz gewiß. Er hat sie in seinem Magazin aufgestellt, verkauft sie aber nicht."

„Weshalb?"

„Aus Eitelkeit! Auch von dieser meiner Arbeit behauptet er, er habe sie gemacht und zeigt sie, um seine Geschicklichkeit zu beweisen."

„Wird er sie nicht gegen ein namhaftes Geldgeschenk auch nur auf wenige Stunden ausleihen?"

„Unter den gegenwärtigen Umständen gewiß nicht. Er würde wähnen, diese Chatouille möchte ebenfalls dazu dienen, mir das Meisterrecht zu verschaffen, und dazu wird Herr Schindler die Hand nicht bieten."

„Aber ich muß die Chatouille haben! Nur für einen Vormittag. Dafür bezahle ich, was man fordert."

„Es wird unmöglich sein. Ja, wenn Marie wollte; diese könnte die Chatouille senden. Sie kann jeden Augenblick in das Magazin ihres Vaters kommen, aber Marie wird nicht zu bewegen sein, Etwas hinter dem Rücken des Vaters wegzunehmen."

„Wenn es dazu dient, Ihnen Renommée zu schaffen? Wenn ich diese Chatouille nach Hofe bringe und darauf die Hoffnung gründe, Sie als Hoftischler oder als Hof-Boulearbeiter auszeichnen zu lassen?"

„Ja dann! Aber Marie weiß, daß ihr Vater sich für den Schöpfer dieser Arbeit ausgibt."

„Ich werde die Sache so einleiten, daß eine hohe Person diese Chatouille zu sehen wünschen wird. Da wird doch kein Anstand mehr erhoben werden?"

„Versuchen Sie es, Herr Graf, wenn aber der Alte hievon erfährt, so verleugnet er entweder den Besitz der Chatouille oder behauptet, er hätte sie längst verkauft."

„Wir wollen sehen! — Wie steht es mit Ihren Aussichten?"

„Was meine Existenz betrifft, so habe ich die besten Aussichten, aber was Mariens Hand anbelangt, so bin ich weiter vom Ziele als je. Durch Baron Rothschild empfohlen, bin ich zum Magistrat berufen worden, um in einem Schranke eine wahrhaft künstlich verborgene Schublade zu entdecken, ihres Inhaltes wegen. Alle ersten Meister Wiens bemühten sich bereits fruchtlos, keiner fand sie. Mir gelang es auf der Stelle. — Ich entdeckte die geheimnißvolle Feder und wie ein Pfeil flog das Schubfach heraus."

„Was enthielt dasselbe?"

„Zu meinem Entsetzen, außer Papieren, die für den Magistrat von höchster Wichtigkeit sein mußten, denn sie wurden augenblicklich dem Präses des Criminal-Gerichtes überbracht — enthielt sie auch Briefe von Meister Schindler. Dies erregte großes Erstaunen. Ein Magistratsrath bemerkte: „Nun weiß ich, warum Schindler diese Schublade nicht öffnen konnte oder wollte; er stand mit

einem der größten Verbrecher in Correspondenz!“ Hierauf wispelte ein anderer Magistratsrath dem, der soeben gesprochen, einige Worte in's Ohr, Beide sahen mich bedenklich an, endlich wendete sich der Vice-Bürgermeister an mich und sagte: „Sie werden Ihrem Meister nicht Ein Wort sagen von dem, was Sie hier gehört und gesehen haben; sollten Sie ihm Etwas hievon mittheilen, so können Sie nie Meister in Wien werden und sollen mit Schimpf und Schande von Wien fortkommen.“ — Ich gelobte feierlich, meinem Meister nie Etwas mitzutheilen, wozu ich auch keine Gelegenheit fände, weil mich mein Meister aus seinem Hause gestoßen und nie mehr von mir Etwas wissen will.“

„Ist dies wahr?“

„So wahr ich vor Ihnen stehe, Herr Graf!“

„Und die Briefe, was enthielten sie?“

„Dies konnte ich nicht erfahren.“

„Wem gehörte der verdächtige Schrank?“

„Einem — Raubmörder.“

„Einem Raubmörder? Sie haben falsch gehört.“

„Gewiß, einem Raubmörder, und zwar demjenigen, welcher den Kaufmann Wagmann meuchlerisch tödtete. Die Amtsdiener sprachen ungenirt davon.“

„Das wäre ja schrecklich für den alten Schindler!“

„Und schrecklich für Marie! Ich bin jedoch überzeugt, daß dieser greise Mann, der wol wunderlich, eigensinnig, geldstolz und geldgierig, aber grundehrlich ist, keine Gemeinschaft mit Spitzbuben hat.“

„Aber weshalb verbarg der Mörder diese Papiere in einem geheimen Fache? — Wären sie gleichgiltigen Inhalts, so hätte er sie gewiß nicht verschlossen.“

„Die arme Marie hat hievon keine Ahnung. Wüßte sie, daß ihr Vater mit einem Mörder correspondirte, so würde sie den Tod davon haben.“

„Ich will mich genau erkundigen, was jene Briefe enthalten. Bis dahin wollen wir Beide recht verschwiegen sein und Niemandem von dieser Correspondenz das Geringste erzählen. Morgen erwarte ich Sie wieder zu derselben Stunde bei mir. Bis morgen werde ich schon im Besitze der Chatouille sein. Auf Wiedersehen, lieber Georg!“

Georg empfahl sich dem Grafen.

* * *

Wir überspringen in unserer Erzählung einige Tage, die, wollten wir die gleichgiltigen Dinge, die in dreimal vierundzwanzig Stunden vorfielen, mittheilen, unsern Roman nur langweilig machen müßten.

Wir vermeiden in demselben überhaupt alles Breite und Weitschweifige. Wir gehören nicht zu denjenigen Schriftstellern, welche bei Nebensachen sich aufhalten, etwa in drei Spalten beschreiben, wie der Schrank ausgesehen, den Meister Schindler nicht aufzusperren vermochte; wir vermeiden zu melden, was Marie für eine Schürze trug, welche Draperien in des Grafen Zimmer hingen oder was die Schlucht, in welche Christoph geschleudert wurde, für Erdarten in sich faßte. Derlei Beschreibungen halten die Handlung auf, ermüden den Leser und werden nur von Autoren eingeflochten, die Romane, dürftig an Stoff und arm an Handlung liefern. Um Dinge anzuführen, welche nur dazu dienen, die gehörige Bogenzahl auszufüllen, haben wir zu viele Rücksicht für unsere Leser und wollen ihnen nicht zumuthen, daß sie ganze Seiten überschlagen sollen.

* * *

Es waren also drei Tage vergangen und Jeannette saß noch im Schuldenarreste.

Wie sie selbst erzählte, so vermißte sie ihre Freiheit nur wenig. Sie hatte Geld, konnte sich manches Angenehme verschaffen, sah ihren Studenten alle Tage zweimal, gab ihren Mitgefangenen förmliche Kaffee- und Theegesellschaften und schäkerte und lachte den ganzen Tag.

Dem Doctor Reißer kam dieses Wohlbefinden einer Person, die er doch zu maltraitiren beflissen war, höchst ärgerlich vor.

„Es ist zum Rasendwerden!“ sagte er, „diese lebenslustige Blümlein macht durchaus keinen Versuch, ihre Freiheit wieder zu erlangen; sie nimmt auch die Alimente, die ich ihr bestimmte, nicht an; sie schreibt keine demüthigen Briefe an mich; sie macht keine „Anstalten“ zu bezahlen, am Ende bleibt sie ein ganzes Jahr sitzen; das wäre doch eine verfluchte Geschichte! — Vergeben kann ich mir auch Nichts und kann ihr nicht selbst die

Freiheit antragen! — Ich will sie besuchen, am Ende hat sie hübsche Kleider auf dem Leibe oder gar eine Uhr oder Ohrringe, diese Dinger pfände ich ihr dann und martere sie noch mit der Aussicht auf einen nächstens zu eröffnenden Concurs. Nun, warte, stolzes Vöglein, Du sollst gleich anders pfeifen!"

Doctor Reißer erschien im Schuldenarreste in der weiblichen Abtheilung.

Ein so berüchtigter Mann wurde von den übrigen Frauen mit dem Respecte aufgenommen, der ihm gebührte.

Eine Wirthin, die er ebenfalls einsperren ließ und von ihren sechs kleinen Kindern wegriß, nachdem er ihren Gatten schon früher hatte einsperren lassen, so daß die Kinder weder Vater noch Mutter mehr besaßen und aus Mitleid von Nachbarn verpflegt werden mußten, diese Wirthin kam ihm zuerst entgegen und sagte ihm Dinge, über welche ein Mühlstein hätte roth werden müssen, die aber diesen Ehrenmann nicht rührten.

Doctor Reißer hatte nur ein Ziel, Frau von Blümlein wollte er sehen, bis in das Mark verwunden und sich erquicken an ihren Qualen.

Er hatte Frau von Blümlein nie gesprochen; sie ihn auch nicht. Diese beiden an Gesinnung und Herzensadel, an Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit so verwandten Seelen kannten sich nicht. Wie beklagenswerth!

Jeannette saß gerade am Thee- und Kaffeetisch und amusirte ihre Gesellschaft, als der Menschenschinder eintrat.

Unter den armen Frauen, welche spitzbübischen Gläubigern zum Opfer fielen, war die vermeinte Blümlein eine Fürstin. Sie wurde vergöttert, sie erleichterte ja das Los ihrer Mitgefangenen, sie erquickte sie durch einen guten Tisch und vortrefflichen Thee und Kaffee. Ob sie dies aus gutem Herzen oder um der Frau, die sie vorstellte, es hoch anrechnen zu können, that, ob sie sich oder Frau von Blümlein glänzen lassen wollte, wissen wir nicht, aber sie glänzte als Brillant unter den Glasscherben des Proletariats im Polizeihause und gefiel sich, die Hochherzige und Gutmüthige zu spielen.

„Euer Gnaden," sagte zu Jeannette eine arme Schneiderswitwe, welche wegen nicht bezahlter sieben Gulden und dreißig Kreuzer von einem Spezereihändler in einer Vorstadt schon elf Monate wie angewachsen auf einen Fleck gebannt wurde; „Euer Gnaden," sagte die Schneidersfrau, „der Doctor Reißer, das berüchtigte Scheusal, ist da, um mit Ihnen zu sprechen; Euer Gnaden werden doch diesem verhaßten Advocaten ein paar Worte sagen, daß er sein Leben daran genug hat."

„Lassen Sie mich nur machen," erwiderte Jeannette, die keinen geringen Groll gegen den Expensenritter im Herzen hatte, da er doch ohne eigentlichen Auftrag den Arrest vornehmen ließ und ihr dadurch keine geringe Verlegenheit bereitete, „lassen Sie mich nur machen," wiederholte Jeannette, „Sie werden Ihre Freude haben, wie ich den Patron abfertigen werde."

„Ei, da geht es ja kreuzfidel zu!" rief Reißer, als er näher trat. „Wenn man im Polizeihause so lebt, so lasse ich mich auch einsperren."

„Ja, aber in eine andere Abtheilung!" sagte die Wirthin.

„Welche von Ihnen ist denn Frau von Blümlein?"

„Ich," antwortete Jeannette. „Weshalb fragen Sie?"

„So? Ich soll nicht fragen? Bin ich nicht Doctor Reißer, der Advocat, der die Execution gegen Sie führte?"

„Was wünschen Sie hier?"

„Nachsehen, ob Sie nicht zahlen wollen!"

„Gott bewahre mich davor!" antwortete Jeannette.

„Also werde ich Sie dunsten lassen, bis Sie braun werden."

„Da mir hier Nichts abgeht, werden Sie mich verbinden."

„Abgehen soll Ihnen aber Alles, ich werde Ihnen Alles pfänden, jede Schale Kaffee, jedes Kipfel, jeden Gugelhupf!"

„Und ich werde sagen: „Tischlein deck' Dich", und was Sie mir hier rauben wird in fünf Minuten wieder da stehen!"

„Da wäre ich begierig."

„Wo ist die Feldwebelsgattin, die uns bedient?" fragte Jeannette.

„Hier."

„Seien Sie so gefällig, Alles, was hier auf dem Tische sich befindet, in die Kanzlei des Herrn Doctor Reißer zu schaffen. Er ist hungrig,

sich, und wenn Sie mich lieb haben, so reisen Sie ab, denn ein so knauseriger Millionär paßt nicht in eine Residenz!"

Mit einer Unverschämtheit, die nur dem eingefleischten Schmudian zur anderen Natur geworden, entgegnete Heinrich Herzer:

„Ich bitte Sie, Herr Baron, machen Sie mir doch keine so argen Vorwürfe. Muß ich doch hereinbringen, was mein Vater zu viel hat ausgegeben; muß ich doch den Armen Nichts schenken, weil diesen mein Vater zu viel geschenkt hat; muß ich doch darum ein kleines Haus machen, weil mein Vater ein zu großes gemacht hat; Geld und wieder Geld muß ich sammeln; meinem Vater muß ich mit einem guten Beispiele vorangehen und ihm zeigen, wie man wirthschaften soll, wenn man reich geworden, daß man auch reich bleibe, so lange man lebt. — Was gilt es, Herr Baron, wenn ich zu meiner Familie nach Frankfurt zurückkehre, so setzt man meinen Vater ab . . . und ich werde . . . mein Vater."

Der Baron wollte den filzigen, herzlosen Jungen keiner Antwort mehr würdigen, aber dieser ließ nicht nach und fuhr fort:

„Und bringt mir meine Oekonomie nicht den größten Nutzen? Abgesehen, daß ich mir von den Zuflüssen meines Hauses in fünf Jahren mehr als zweimalhunderttausend Gulden zurückgelegt und damit so glücklich gewirthschaftet habe, daß ich eine halbe Million mit nach Hause bringe, so habe ich mir für zwei Millionen Menschenkenntniß erworben. — Dem Geizigen sagt man Alles, dem Freigebigen Nichts. — Zu mir haben die Leute Vertrauen, sie lassen mich in die tiefste Spalte ihres Herzens sehen, warum? Weil ich ruhig und verschlossen bin, weil ich spiele den Unglücklichen, dem ein tiefer Gram das Herz zerfleischt. Der Freigebige erscheint aber als ein Leichtsinniger, diesem vertraut man Nichts, man bettelt ihn höchstens an, das ist Alles."

„Ei", antwortete der Baron, „Sie rächen sich ja allerliebst für die Reprochen, die ich Ihnen machte! Sie glauben also, ich wäre leichtsinnig, weil ich Dürftige nicht im Elend lasse? Doch Sie belehren zu wollen, wäre nutzlose Mühe. Indessen sagen Sie mir, welchen Nutzen hat Ihnen außer dem Geldnutzen Ihre Filzigkeit denn schon gebracht?"

„Zahllosen. Ich muß Ihnen nur gestehen, man hält mich für einen Wucherer."

Der Baron lachte und erwiderte: „Ein großes Compliment!"

„Einen Wucherer will man aber mit der Aussicht auf Gewinn ködern. Mich wollte Theolinde Süßmann ködern! Herr Baron, die schöne, feine Theolinde wollte mich ködern! Fassen Sie dies, Herr Baron?"

„Wahrscheinlich will sie Sie zum Gatten haben!"

„Wie wäre dies möglich! Ist sie doch eine Christin!"

„Eine Christin?"

„Auf Ehre! . . . Aber sie gibt sich für eine Jüdin aus."

„Das ist neu!"

„Wie heißt neu? Ich sag Ihnen, es ist alt. Auf dem Theater können Sie dies hundertmal sehen, daß sich Christinnen für Jüdinnen ausgeben, und das Publicum glaubt es, daß sie Jüdinnen sind; warum soll dies im Leben nicht auch vorkommen? Die Theater-Jüdinnen täuschen die Christen, hier ist einmal eine Christin, welche die Juden täuscht. Theolinde und ein Mann, der mit ihr im Bunde und ebenfalls ein Christ ist, treiben dies Manöver. Das ist ein Herr Hirschmeyer, ebenfalls ein Christ, der den Juden spielt, um für sich und seine Genossin die Juden zu gewinnen."

„Ich sehe nicht ein, wozu das führen könnte!"

„Herr Baron, Sie werden doch bemerkt haben, daß der Jude für Nichts mehr in der Welt Sympathie hat, als wieder für den Juden. . . . Wenn ein Jude dem andern helfen kann, so thut er es gewiß mit Freuden. In diesem Punkte könnten die Christen von uns lernen, aber diese leben vom Auseinanderhalten, während wir vom Zusammenhalten leben! — Wenn ein Christ seinem Nebenmenschen Etwas zuleide thun kann, ist er gleich dabei! Wenn er ihn kann verkleinern, verschwärzen, an seinem Erwerb schmälern, ist es dem Christen eine Lust. Daher begreife ich nicht, weshalb die Christen uns Juden für ihre Feinde halten, wozu brauchen wir ihre Feinde zu sein, da sie sich selbst feind sind?"

„Weiter, weiter, kommen Sie zur Sache."

„Also die vermeinte Jüdin wollte mich ködern. „Herr von Herzer," sagte sie, „wenn Sie wollen hundert Percent gewinnen, so halten Sie zu mir!"

„Wie hei't: Halten Sie zu mir?" fragte ich. „Ich halte zu Ihnen . . . was habe ich davon?"

„Hören Sie," fuhr sie fort, „ich decouvrire mich Ihnen ganz."

„Decouvriren Sie sich!" versetzte ich.

„Herr von Herzer," hub sie von Neuem an, „kennen Sie einen gewissen Hirschmeyer?"

„Hirschmeyer?" sagte ich. „Ich werde ihn indeß kennen, bis ich weiß, was Sie mit ihm wollen, dann kenn' ich ihn wieder nicht!"

„Dieser Hirschmeyer ist plötzlich verloren gegangen."

„Lassen Sie ihn ausläuten, wie in Frankfurt die Pintscher."

„Ach," meinte sie, „man darf kein Aufhebens von ihm machen, sonst fahndet auf ihn die Polizei."

„Wieso die Polizei?"

„Er ist anrüchig."

„Gottes Wunder!"

„Er ist ein Schwärzer, wie es noch keinen gegeben. Er ist aber ein Schwärzer von großem Talent, ein Schwärzer von Genie. Wollen Sie, daß er einen Felsen aus der Brühl schwärzen soll, er schwärzt ihn bei der Matzleinsdorfer Linie herein und bringt Ihnen den Felsen in Ihr Schreibzimmer."

„Was thu' ich damit?"

„Er schwärzt Alles: Spitzen, Shawls, Uhren, Schmuck, Lyoner Seide, Pariser Tücher, englische Pferde hat er sogar geschwärzt. . . . Was er geschwärzt, hab' ich in Wien verkauft. Hundert Percent haben wir gewonnen! Nun ist's aus! Hirschmeyer hat sich selbst geschwärzt. Und mein Vermögen ist mit ihm davon. Ich bin unglücklich."

„Was geht das mich an!"

„Ich habe noch einen solchen Patron, wie diesen Hirschmeyer," sagte Theolinde. „Ebenso geschickt, so verschmitzt, so gewandt, so verwegen. . . . Ich muß wieder zu meinem Gelde kommen. Ich schicke ihn nach Brüssel. Ich lasse mir um zehntausend Gulden Spitzen bringen. Der Gewinn ist enorm."

„Wenn Sie aber keine zehntausend Gulden haben?"

„So haben Sie zehntausend Gulden!"

„Ich! Wie heißt: ich habe sie!"

„Sie müssen zehntausend Gulden an meine Speculation setzen, den Gewinn theilen wir."

„Und das Kapital?"

„Das lassen Sie in der Speculation, in vier Wochen werden wir ostindische Shawls aus London beziehen."

„Und wenn man den Schwärzer erwischt und wenn er dann auf uns aussagt?"

„Man wird ihn nicht erwischen!"

„Man wird ihn ja erwischen! Lassen Sie mich aus mit einer Speculation, bei welcher der Kopf wackelt."

„Wenn man meinen neuen Schwärzer erwischt, so wird er uns nicht verrathen. Ich bin seiner gewiß!"

„Ist er auch ein Jude?"

„Nein!"

„Dann wird er nicht mit Ihnen halten."

„Für ihn werde ich eine Christin sein."

„Aufrichtig gesagt: Sie sind auch eine."

„Nein!"

„Sie wollen, daß ich Ihnen vertraue und sind falsch? Sie sind auch nicht aus Frankfurt. Verstellen Sie sich nicht länger. Was liegt mir daran, ob Sie Christin oder Jüdin sind. Leute, die von unerlaubtem Gewinn leben, sind alle von Einer Confession."

„Ja! Ich bin eine Christin," versetzte Theolinde, „aber daß ich für eine Jüdin mich ausgebe, hat mir zahllose Vortheile gebracht. Die jüdischen Frauen haben mir meine Waaren abgenommen, die jüdischen Herren mir die Cour gemacht. Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß, aber nun theilen auch Sie mir das Ihrige mit."

„Ich glaube gar Nichts. Ich glaube nicht, daß zehntausend Gulden in der Hand eines Schwärzers sicher sind; ich glaube nicht, daß der glücklichste Schwärzer immer gut durchkommt. Endlich glaube ich weder, daß Sie eine Christin, noch daß Sie eine Jüdin sind; Sie haben gar keine Religion! . . . Nur Eines dürfen Sie mir glauben, daß ich Sie über das, was Sie mir vertraut, nicht angebe, ich werde Sie nicht unglücklich machen . . ."

der edle Doctor und legt in seinem Magen unserem Kaffee „die enge Sperre“ an.“

„Sie verhöhnen mich noch?“ sagte Reißer und wurde blutroth.

„Sie verhöhnen alle Welt!“ versetzte Jeannette. „Sie sind ein Advocat, dessen sich alle anderen in Wien schämen. Nur mit Verachtung sprechen Ihre Collegen von Ihnen. Sie müssen sich meine Verhöhnung gefallen lassen.“

„Das soll Ihnen theuer zu stehen kommen.“

„Ich weiß es, in der Expensnote!“

„Sie kommen mir vor Jahr und Tag nicht aus diesen düsteren Mauern.“

„Sie sind nur schrecklich, wenn S i e hier weilen.“

„Ich lasse den Concurs über Ihr Vermögen eröffnen.“

„Ueber mein Vermögen! Sie lächerlicher, gefoppter Advocat, das sind Sie nicht im Stande.“

„Nicht im Stande? Sie sollen es bald erfahren!“

„Blasen Sie sich nicht so auf! Sie werden ja ausgelacht! Welches Gewicht geben Sie sich denn und wie lange kann denn Ihre Tyrannei dauern? So lange Ihre Partei nicht bezahlt ist, spielen Sie den Schrecklichen; ist aber diese bezahlt, so sind Sie eine ganz gewöhnliche Person, welche kein Mensch fürchtet und kein Mensch scheuet. Ihre Herrlichkeit kann in fünf Minuten zu Ende sein, wenn der eingeklagte Wechsel berichtigt wird.“

„Und meine Expensen!“

„Das versteht sich, der Expensen wegen sind Sie ja eben so unverschämt! Doch Sie calculiren schlecht! Es liegt keine Klugheit in Ihrem Benehmen. Sie vergessen, daß der Unbedeutendste sich zu rächen vermag, und ich räche mich an Ihnen, das schwör' ich.“

„So? Wie denn?“

„Das wird meine Sache sein! Was ereifere ich mich gegen Sie! Ich kann Sie ja mit einem Worte so verblüffen, daß Sie nicht mehr zu sich kommen.“

„Lassen Sie hören!“

„Wessen Gefangene bin ich eigentlich hier?“

„Das steht auf dem gerichtlichen Act, der Ihnen zugestellt wurde, deutlich zu lesen.“

„O ja, der Name eines Menschen, der nur figurirte für die eigentliche Gläubigerin, diese aber ist Jeannette, die Kammerjungfer der Frau von Blümlein — und diese Kammerjungfer bin ich!“

„Was sagen Sie?“

„Ja, ja, Frau von Blümlein ist nach Ungarn entflohen, ich habe ihre Flucht gedeckt und Ihr Sollicitator hat mich für Frau von Blümlein hieher gebracht.“

„Abgeschmackter Spaß! Beweise.“

„Sie kennen ja meine Schrift. Ich habe Ihnen, da Sie mich vertraten, zahllose Briefe geschrieben.“

Jeannette schrieb schnell einige Zeilen auf ein Blatt Papier.

„Ist dies Jeannettens Schrift?“ fragte sie. „Sie werden ausgelacht, edler Rechtsfreund!“ fuhr Jeannette fort, „ausgelacht in der ganzen Stadt.“

Alle Frauen, die Zeugen dieser Scene waren, lachten laut.

„Höll' und Teufel!“ rief Reißer, „wenn Sie Jeannette sind, so sind Sie ja frei!“

„Allerdings! Heute, nach dem dritten Tage bin ich es auch! Für so lange habe ich mich bereit erklärt, den Arrest zu dulden! Heute, nach dem dritten Tage, ist auch Frau von Blümlein geborgen.“

„Aber Sie selbst wollten ja, daß Frau von Blümlein eingesperrt werde!“

„Dies ist nicht wahr! Hiezu hatten Sie von mir keinen Auftrag! Sie benützten nur einen bereits erwirkten Arrest, um drei Wucherer zu verpflichten, die auf eine andere Art Frau von Blümlein nicht verfolgen konnten. Ueber diese Ihre Eigenmächtigkeit werde ich bei dem hohen Appellations-Gerichte eine Eingabe machen, dann soll mir dieses Geschichtchen auf's Theater gebracht werden und ganz Wien soll darüber lachen.“

„Verflucht!“ rief Reißer. „Das Letztere ging mir noch ab! Ich erinnere mich, daß Gewey im „seltenen Prozesse“ einen Collegen von mir an den Pranger stellte, es war schrecklich! Der Collega wurde so beschämt, daß er seine Advocatie niederlegen mußte.“

„Seien Sie ein Mensch und kein reißendes Thier; seien Sie kein Auswürfling unter den

wackeren Männern Ihres Standes, dann haben Sie auch keine Beschämung zu erwarten!"

Reißer schlich sich davon, als hätte er von der hohen Appellation eine Zurechtweisung erhalten.

Ein neues Gelächter der versammelten Frauen begleitete ihn.

---

11. Kapitel.

Eine Jüdin oder keine?

Im zweiten Kapitel des ersten Bandes unserer Mittheilungen schilderten wir unter der Aufschrift: „Vielleicht eine Abenteurerin" eine Dame, welche im Jahre 1833 in Wien lebte. — Sie gab sehr viel Geld aus, sie fiel durch ihre gewählten Soiréen auf und es hieß, sie sei eine reiche Jüdin aus Frankfurt am Main. Unter dem Namen Theolinde Süßmann versammelte sie ein großes Heer von Anbetern um sich, ihre Bildung, ihre reichen Kenntnisse, ihre Gewandtheit, in allen Sprachen, welche Personen der höheren Gesellschaft mit Geist und Feinheit sprechen, zu conversiren, ihre musikalische Virtuosität erwarben ihr eine Unzahl von Bewunderern.

Im Hause des Baron Salomon Rothschild erschien täglich ein junger Frankfurter, der Sohn eines Banquiers aus der berühmten Handelsstadt. Sein Name war Heinrich Herzer. Auch er lernte Fräulein Süßmann nicht ohne viele Bemühungen kennen, bestritt aber dann noch mehr als früher, wo er sie nur flüchtig gesehen, daß sie eine Frankfurterin und eine Jüdin sei.

Wie die Leser sich noch erinnern werden, gelobte er seinen Freunden, genau zu erforschen, wer Wien unter dem Namen Theolinde Süßmann mystificire, und dem jungen Manne gelang dies vollkommen.

Aber nicht sein Scharfsinn brachte dies heraus, sondern sein Geiz.

Wir müssen den Leser vor Allem unterrichten, daß noch nie ein schmutzigerer Banquier aus Frankfurt in Wien verweilte und daß er über seine ekelhafte Filzigkeit von dem generösen Baron Salomon Rothschild die bittersten Vorwürfe anhören mußte.

„Wie, mein Herr," sagte Baron Salomon zu ihm, „Ihr Haus gebietet über Millionen, Ihr Credit ist in ganz Europa anerkannt und Sie schämen sich nicht, zu knausern, wie ein Betteljunge? . . . Was wird Ihr braver Vater zu Ihrem gemeinen Geiz sagen, was die Welt von Ihrem Charakter halten? Ich höre, daß, wenn Sie nicht bei mir oder bei einem Freunde, an den Sie empfohlen, sondern im Hotel speisen, Sie Ihr Couvert nicht höher als mit vier Zwanzigern bezahlen; daß Sie den Garçon ersuchen, er möge Ihnen den Rest für das nächste Diner zurechtsetzen; ich höre ferner, daß Sie weder im Gasthofe, noch in den Häusern, in welche Sie geladen werden, die Dienerschaft beschenken, daß Sie, der Mann von Millionen, in den Theatern die letzten Plätze besuchen, und weder in einer Loge, noch auf einem Sperrsitze je gesehen wurden. — Junger Mann, Sie schänden ja durch diesen Geiz Ihr rühmlich bekanntes Haus, besudeln durch Ihr schofles Benehmen Ihre glänzende Firma; ich halte es daher für geboten, Ihr Betragen Ihrem Vater zu melden, damit er Sie zurückberufe und der Name Heinrich Herzer nicht zum Gespötte der Wiener diene."

Heinrich Herzer hörte Baron Salomon Rothschild ruhig und ohne zu erröthen an.

„Herr Baron," sagte er, „auf Ehre! Ihre Strafpredigt kommt mir ganz originell vor. Sonst lesen die Freunde der Väter den Söhnen der Letzteren nur dann den Text, wenn sie Verschwender sind; bei Ihnen ist es gerade umgekehrt. . . Nie hätte ich erwartet, daß Sie mich über meine Oekonomie zurechtweisen würden."

„Ihre Oekonomie! Nennen Sie das doch nicht Oekonomie, was Filzigkeit ist! Ich will nicht, daß Sie Ihr Geld zum Fenster hinauswerfen sollen, aber lassen Sie Ihr Geld nicht auch die einzige Lust Ihres Lebens sein. — Ihr Vater weist Ihnen jährlich fünfzigtausend Gulden an und Sie geben nicht tausend aus! Würde Ihr Vater wünschen, daß Sie ein Knicker sein sollen, so würde er Ihnen monatlich dreißig bis vierzig Gulden bestimmen, er würde Sie zu Hause behalten und nicht Ihnen eingeflößt haben, daß Sie wie der Sohn eines der ersten Millionäre der Welt leben sollen. — Endlich geben Sie nie einem Armen einen Heller! Pfui! Schämen Sie

nämlich Georg für zehn Jahre sechstausend Gulden ohne Interessen vorgeschossen; in zehn Jahren, meine ich, wird Georg doch bei seiner seltenen Geschicklichkeit sechstausend Gulden zurückzahlen können."

„Mich trifft der Schlag! Dieses Geld haben der Baron dem Georg gegeben ohne irgend eine Bürgschaft?"

„Ohne Bürgschaft von irgend Jemandem, blos auf Georgs ehrliches Gesicht und redlichen Charakter. Ein simpler Schuldschein ist Alles, was ich forderte."

„Und ich! Und ich! Wenn ich Geld brauchen sollte, was bekäme dann ich von Ihnen?"

„Was Sie wünschen! Geld so viel Sie wollen."

„Ich glaube es, bei den schuldenfreien Häusern, die ich besitze, und bei den enormen Holzvorräthen, die ich aufgespeichert habe, wäre dies auch leicht. Aber ich brauche Nichts, Herr Baron, Gott sei Dank. Ich brauche Nichts. So wie der „Billionär" Baron Rothschild auf der weiten Gottes-Erde keinen Menschen braucht, so braucht auch der reiche Tischlermeister Schindler keinen Menschen, der ihm Geld geben soll. Ich bin auch ein Rothschild in meiner Sphäre, verstanden, Herr Baron, und nun Nichts für ungut, wenn ich mir von heute an Nichts mehr aus Ihnen mache! Leben Sie wohl, Herr Baron! Auf Nichtmehrwiedersehen!"

Schindler wollte zur Thüre hinaus.

„Halt!" rief der Baron, „so wollen wir nicht scheiden! Ich lasse Niemanden von mir mit Groll im Herzen, Sie, Meister, am wenigsten. Sie sagen: „Auf Nimmerwiedersehen!" Ich erwidere Ihnen: „Auf baldiges, frohes Wiedersehen!" Sie versicherten nämlich wiederholt, Georg bekomme Ihre Tochter nicht. Ich versichere Sie, er bekommt sie. Sie wissen nicht, was ich weiß und wovon Sie keine Ahnung haben! Ja, sehen Sie mich an, als ob Sie an meinem Verstande zweifelten; was ich Ihnen jetzt sage, ist die Wahrheit: Marie wird dennoch Georgs Frau!"

Schindler lachte laut auf.

„Lachen Sie; ich werde auch lachen, aber nicht so unartig wie Sie; es ist meine Weise nicht. Ich werde lachen, wenn Sie Georg, ich will nicht sagen, recht dringend ersuchen, aber doch es ihm an's Herz legen werden, Ihre Tochter zur Frau zu nehmen."

„Herr Baron," fuhr Schindler auf, „Millionäre wie Sie, treiben oft Späße, daß einem die Haare zu Berge steigen, und man muß sich noch eine Gnade daraus machen, aber ich mache mir aus diesem Spaß keine Gnade, ja ich verbitte mir ihn. Und nun rufen Sie mich nicht mehr zurück, wenn ich sage, wir haben ausgeredet, ausgeredet für's ganze Leben! Noch einmal, Nichts für ungut, Herr Baron!"

Mit diesen Worten flog Schindler wie ein Pfeil zur Thüre hinaus.

Der Baron lachte und sprach für sich: „Wenn Du eine Ahnung hättest, guter Alter, was Dir bevorsteht, Du würdest schon jetzt Deine Tochter dem verhaßten Georg zuführen! Du wirst Dich wundern, Schindler, was für ein Donnerwetter sich über Deinem Haupte zusammenzieht, dessen einziger Blitzableiter nur Georg sein kann."

---

13. Kapitel.

Eine Vorladung.

Als Schindler in sein Haus trat, kam ihm Marie entgegen.

„Vater," sprach sie, „hier ist eine Vorladung zum Criminalgericht. Sie sollen ganz sicher erscheinen. Der Amtsdiener machte die Sache sehr dringend. Er behauptet, er hätte Ihnen schon gestern eine solche Vorladung zugestellt und Sie seien nicht erschienen. Er setzte hinzu, wenn Sie wieder nicht dem Befehle des Gerichtes folgten, so würden Sie durch die Wache abgeholt."

„Was?" tobte Schindler, „einen Bürger, einen Hausherrn von so vielen Häusern will man durch die Wache holen lassen? Das wäre schön!"

„Aber weshalb gehen Sie nicht hin?"

„Weil ich auf die Vorladung vergessen habe und weil ich ganz andere Dinge im Kopfe trage, als dort verhandelt werden. Ich weiß überhaupt nicht, was man von mir will! Ich habe Nichts gestohlen und mir ist auch Nichts gestohlen worden. Und hat irgend ein Tischlergeselle Etwas angestellt, so sollen sie den Vorsteher rufen lassen, der gibt Auskunft, der ist zum Auskunftgeben da!"

Schindler erbrach die Vorladung.

Er las:

„Derselbe hat als Zeuge am 17. d. M. Nachmittags unausbleiblich zu erscheinen.“

„Als Zeuge!“ murrte Schindler, „als Zeuge! Was für ein Zeuge soll ich denn sein! Ich kann Nichts bezeugen, weil ich Nichts weiß, ich habe Nichts gesehen, Nichts gehört, war bei keinem Exceß, bei keiner Rauferei, bei keinem Morde, keinem Diebstahl, keinem Duell! Ich kenne überhaupt gar keinen schlechten Kerl in ganz Wien! Was will also das Criminalgericht von mir!“

„Denken Sie nach, lieber Vater, vielleicht fällt Ihnen doch Etwas ein! Sie waren neulich beim „Hirschen“ im Gasthause. Vielleicht ist dort Etwas vorgefallen, oder vor Kurzem in Neulerchenfeld oder in Ottakring.“

„Nichts! Nichts! Im „Hirschen“ ging es sehr ordentlich zu, ich erinnere mich an Nichts, als daß der „Klampferer“ hinausgeworfen wurde, weil er so arg betrunken war. Doch wollte man in Wien, wenn Einer aus einem Wirthshause hinausgeworfen wird, immer alle Zeugen zum Criminalgericht citiren, so wäre dies ein Gedränge bei dem Gerichtshause wie in einem Freitheater. — Und in Neulerchenfeld und in Ottakring? — Da warst Du ja dabei! Da ist Nichts geschehen, als daß Dein ehrwürdiger Vater Deinetwegen von drei fremden Männern abscheulich behandelt worden ist; man sollte also Dich, die Veranlasserin, nicht mich, den gutmüthigen Dulder der Beleidigungen, vorrufen. — Apropos, da fährt es mir just wieder durch den Sinn! — Die Kränkungen und Beschämungen, die Blamagen und Neckereien wegen Dir und Georg hören noch immer nicht auf! — Wenn ich nur wüßte, was denn den Baron Rothschild Deine Herzens-Angelegenheiten angehen, was er denn ewig und immer mit Dir und Georg will! — Soeben komme ich wieder von ihm! Abermals der alte Tanz! Immer wieder Du und er! — Meiner Seel', ich bin schon recht grob geworden mit dem Baron, weil er mir gar keine Ruhe läßt. — — Und weißt Du, was er gesagt hat? — Er hat gesagt, ich würde Georg noch ordentlich bitten müssen, daß er Dich zum Weibe nimmt! Ich, der reiche Tischlermeister, den — den — den —! — Glaubst Du, daß ich je den Georg bitten werde, daß er Dich nimmt?“

„Das glaub' ich nicht, Vater; das darf nie geschehen und ich würde Georg von mir weisen, wenn ich seinen Besitz einer Demüthigung meines Vaters verdanken müßte.“

„Und wenn die ganze Welt „aus dem Leim“ gehen müßte, so würde ich mich zu einer solchen Beschimpfung nicht verstehen! Er soll mir kommen, dieser Georg! Ja, wenn ihn der Baron Rothschild an Kindesstatt annimmt und ihm auf der Stelle einen Mantel aus Tausendgulden-Noten machen und inwendig mit lauter Rothschild'schen Losen füttern läßt, wenn er ihm an jedes Haar einen Ducaten hängen läßt — Dich bekommt Georg nicht, so lange meine Augen offen stehen!“

„O, denken Sie doch, lieber Vater, nicht an's Sterben. — Ehe ich eine solche Redensart auch nur hören soll, will ich lieber nicht heiraten. Was wäre auch das für eine Heirat, wenn mich Ihr Segen nicht beglückte! Nein, nein, lieber Vater, ich sehe ein, es ist am besten, ich bleibe ledig! Ich bleibe bei Ihnen, dann sollen Ihre Augen offen stehen, bis die meinigen sich schließen.“

„Du bist und bleibst doch meine gute Marie,“ sprach Schindler; „komm' her, Du braves Kind und laß Dich an mein Herz drücken. Ich habe es Dir schon einmal gesagt, als alte Jungfer wirst Du nicht sterben; ich verschaffe Dir schon einen braven Mann, heißt er auch nicht „Georgi“, so kann er doch „Michaeli“ heißen.“

Schindler drückte Marie an sein Herz und dabei glänzten ihm Freudenthränen in den Augen.

Marie weinte mit, denn sie liebte ihren Vater innig und mit ungeheuchelter Ehrfurcht.

Vater und Tochter hielten sich aber nur kurze Zeit in den Armen.

Die Thüre ging rasch auf und herein trat der erste Vorsteher der bürgerlichen Tischlermeister von Wien.

„Schindler!“ rief der Vorsteher, „ich komme wol ungelegen?“

„Gott bewahre, lieber Gschwandtner!“ versetzte Schindler, „Du bist mir immer willkommen! Aber was seh' ich, Du bist ja völlig verstört?

„Während ich dies sprach, trat der Bediente des Fräuleins Theolinde Süßmann herein und meldete zwei Herren; es traten aber sechs Herren herein und verhafteten Fräulein Süßmann. Mich hätten sie auch mitgenommen, wenn ich nicht gesagt: „Accreditirt im Hause Rothschild!“

Der Baron fuhr auf:

„Ei, zum Geier! Wie komme ich dazu, hier genannt zu werden?“

„Es war mein Glück, daß ich es that, man ließ mich augenblicklich fort. Sie, Herr Baron, werden schon für mich einstehen und meiner Ungefährlichkeit das Wort reden.“

„Sie werden verdächtig sein, weil Sie schmutzig sind.“

Während noch Baron Rothschild mit dem jungen Banquier über die vermeinte Jüdin Theolinde Süßmann sprach und der Baron seinem Aerger Luft machte, daß sein Name in einer so verdächtigen Geschichte genannt werde, ließ sich ein Commissär aus der „Contreband-Examinatur“ melden.

Der Baron ließ ihn bitten, einzutreten.

Der Commissär ersuchte den Baron um eine Unterredung unter vier Augen.

Heinrich Herzer entfernte sich.

„Ich komme,“ sagte der Commissär, „Sie, Herr Baron, um einige Auskünfte über einen Herrn aus Frankfurt, welcher Ihrem Hause empfohlen ist, zu ersuchen. Sein Name ist Heinrich Herzer.“

„Ich werde Ihnen jede Auskunft, die Sie wünschen, bereitwilligst geben,“ versetzte der Baron.

„Herr Heinrich Herzer,“ fuhr der Commissär fort, „ist in einer abscheulichen Schmugglergeschichte compromittirt.“

„Compromittirt?“ fragte der Baron. „Inwieferne compromittirt? Herr Heinrich Herzer ist kein Schmuggler.“

„Man kann nicht wissen.“

„So viel mir bekannt, ist Herr Herzer ein unbescholtener Mann.“

„Er wurde in dem Hause eines Fräulein Süßmann getroffen. Dies hätte zufällig geschehen können, allein diese Süßmann sagt gegen Heinrich Herzer aus. Sie behauptet, er habe zu dem Ankauf von Contrebandwaaren die Vorschüsse geleistet und sie, nämlich Fräulein Süßmann, sei nur ein Werkzeug in der Hand des Herrn Herzer gewesen.“

„Diese Mamsell Süßmann ist eine unverschämte Lügnerin,“ fuhr der Baron auf.

„Woher wissen Sie dies, Herr Baron?“

„Ganz sicher weiß ich es, weil ich sowol Nathan Herzer, den Vater, als Heinrich Herzer, den Sohn, genau kenne, weil ihre Rechtlichkeit mir längst schätzbar ist und weil endlich Vater und Sohn ein so ungeheures Vermögen besitzen, daß sie Beide nicht nöthig haben, dasselbe auf unrechtmäßige Weise vermehren zu wollen.“

„Das mag sein,“ erwiderte der Commissär, „der Vater ist auch nicht verdächtig, aber der Sohn; der Sohn, Herr Heinrich, soll ein so abscheuliches Subject, zusammengesetzt aus Geiz und Schmutz sein, daß ihm jede unredliche Handlung, wenn sie nur Geld einbringt, wol zuzumuthen ist.“

„Diesem muß ich widersprechen,“ eiferte der Baron. „Man kann das Geld lieben, ohne deshalb welches zu stehlen, man kann ein Geizhals sein, ohne deshalb ein Spitzbube werden zu wollen. Genügt Ihnen, Herr Commissär, meine Bürgschaft für Heinrich Herzer?“

„Allerdings.“

„Ich bürge für ihn, daß er ein vollkommen rechtlicher Mann ist, der gegen kein Gesetz der Welt, am wenigsten aber gegen die weisen Gesetze in Oesterreich verstoßen wird, möchten diese nun in Bezug auf den Schleichhandel oder auch in anderen Beziehungen gegeben worden sein. Die Abenteurin Süßmann wird am Ende selbst ihre nichtswürdigen Lügen zurücknehmen und der betreffende Untersuchungs-Richter wird sich hievon wol bald Ueberzeugung verschaffen.“

„Bis dies geschehen, Herr Baron, hat Herr Heinrich Herzer in Wien zu bleiben und Sie bürgen wol auch dafür, daß er sich von hier nicht entferne?“

„Ganz gewiß. Er selbst wird auf Genugthuung dringen, wenn er erfährt, daß er verdächtig geworden. Ich will ihn sogleich rufen lassen. Er ging soeben von mir; Heinrich Herzer war nämlich der junge Mann, denn Sie bei mir sahen. Er erzählte mir kurz vor Ihrem Besuche, daß Theolinde Süßmann ihn um zehntausend Gulden Vorschuß zu einem Schwärzergeschäfte

angesprochen hatte, weil ihr Compagnon, ein Herr Hirschmeyer, von Wien entwichen."

„Ganz recht, dieser Hirschmeyer wird steckbrieflich verfolgt. — Er steht nicht nur an der Spitze einer weit verzweigten Schleichhändlerbande, sondern wird auch als ein Mörder oder wenigstens als Anstifter eines Mordes bezeichnet. Zum Glück ist man dem Verbrecher auf der Spur."

„Soll ich Heinrich Herzer rufen?"

„O nein, er wird schon von uns vorgeladen werden."

„Ich auch?"

„Dies ist nicht geboten. Männer Ihres Ranges, Ihrer Stellung, Ihres Einflusses, Ihrer Gesinnung vernimmt man auf anderem Wege. Was Sie mir gesagt, genügt. Baron Salomon Rothschild steht zu geachtet da, als daß man ihn als Zeuge in Schmuggler-Angelegenheiten einem „Verhöre" unterziehen sollte! Ich empfehle mich Ihnen, Herr Baron."

Der Commissär ging.

„Der verwünschte Geiz, die in der Stadt bekannte Filzigkeit dieses jungen Mannes bringt ihn nun in diese Collision!" sagte der Baron für sich. — „Aber wie diese fatale Geschichte zu Ende, soll er mir fort. Seine infame Knauserei soll er zu Hause ausüben; dort, wo man den Namen Rothschild nennt, soll kein abscheulicher Filz mitgenannt werden."

Der Baron wollte in sein Comptoir, um Heinrich Herzer noch zu treffen und ihm mitzutheilen, in welches Unglück ihn sein Geiz gestürzt habe, da ließ sich der alte Schindler anmelden und polterte auch allsogleich zur Thüre herein.

„Ich komme nur, mich zu bedanken," schnaubte Schindler, „für die Güte, welche Sie für mich gehabt haben, Herr Baron! Nicht nur, daß Sie Ihre Pläne so fein anlegten, daß Georg meine Werkstatt verlassen mußte, so haben Sie ihm auch Gelegenheit gegeben, sich vor dem Magistrate der Haupt- und Residenzstadt Wien auszuzeichnen, ja sich sogar Verdienste zu sammeln. In Folge Ihrer Fürsprache, Herr Baron, ist Georg bereits Bürger und Meister geworden, und wie ich soeben gehört habe, hat er auch schon den Bürgereid abgelegt! — Gott segne Sie, Herr Baron, für den Schlag, den Sie mir dadurch versetzt haben! Dieser Georg wird nun nichts Dringenderes zu thun haben, als mir meine Kundschaften abzufischen. Aber es sei ihm Gott gnädig! So grau ich bin und so ehrenvoll ich ergraute, ich werde zum Banditen an diesem Undankbaren! Mein langes, scharfes Hohleisen jage ich ihm mitten durch's Herz, das gelob' ich, so wahr ich ein rechtschaffener Mann bin!"

„Rechtschaffen und ein Mörder!" rief der Baron aus. „Was machen Sie mir überhaupt für ungereimte Vorwürfe! — Ist Georg Bürger und Meister, so dankt er dies nicht mir, sondern nur seiner Geschicklichkeit! — „Das Mittel wird über Georg urtheilen," sagte mir der Bürgermeister, als ich für Georg ein freundliches Wort sprach; nun, das Mittel hat entschieden und der Magistrat war nicht dagegen."

„Ja, weil das ganze Mittel von der Protection des Baron Rothschild gehört hat!" erwiderte Schindler. „Meine Einsprache hat man ja gar nicht angenommen, man hat mich nicht einmal angehört."

„Natürlich, weil Haß und Leidenschaft aus Ihnen sprachen."

„Mir haben Sie, Herr Baron, mir hat das Mittel, mir hat Georg wehe gethan! — Doch das macht Nichts. Meine Tochter bekommt Georg doch nicht, und wenn sich alle Barone der Welt und alle Mittel dafür in's Mittel legten!"

„Das mögen Sie halten, wie Sie wollen. Sie sind Vater und Herr über ihr Kind!"

„Und noch Eines bekommt Georg auch nicht!" setzte Schindler bei; „die prächtigen Holzvorräthe des Holzhändlers Schleifer in der Roßau bekommt er nicht. Das herrliche Mahagony, das Ebenholz, die wundervollen Palisander-, Eschen-, Nußbaum- und Kirschbaumhölzer, die er auf Credit kaufen wollte, kriegt er nicht; ich habe den Holzhändler Schleifer bewogen, daß er dem Georg den Credit versage, nun mag sich jetzt der neue Tischlermeister beim „Berchtesgadner" seine Vorräthe bestellen."

„Ich weiß es," erwiderte der Baron, „Georg hat es mir mit Thränen in den Augen geklagt, wie feindlich Sie gegen ihn verfuhren und sogar seinen ehrlichen Namen verdächtigten; aber so leid es mir thut, muß ich Ihren Unmuth gegen mich dennoch steigern und Ihnen geradezu sagen, daß ich auch hier wieder geholfen; ich habe

— Was hast Du denn? — Ist Dir Etwas zugestoßen?"

„Mir nicht," erwiderte der Vorsteher, „aber Dir kann etwas Unliebes geschehen. Du hast eine Vorladung zum Criminal-Gerichte erhalten?"

„Schon die zweite! Was ist's mit dieser Vorladung? Weißt Du davon? Dann sag' mir, was sie zu bedeuten hat!"

„Es ist eine wilde Geschichte!" hob der Vorsteher an. „Ich weiß nicht, wie ich Dir das Zeug vorbringen soll. Wenn ich wüßte, daß Du ein gutes Gewissen hast, dann hätte ich es leicht!"

„Hast Du denn," fragte der Vorsteher den Meister Schindler, als sie Beide allein waren, „hast denn Du mit dem Raubmörder, welcher den Kaufmann Wagmann so schändlich aus



„Sagen Sie mir nur, was die Veranlassung zu dieser Abspannung ist?"

„Lass' Deine Tochter hinausgehen und ich werde Dir „ein Licht anzünden".

„Großer Gott!" preßte Marie aus der beengten Brust hervor. „Vater, lieber Vater ..."

„Geh! Der Vorsteher spricht nicht vor Dir ..."

Marie schlich voll Angst in ihr Zimmer.

„Nun sprich, Gschwandtner," sagte Schindler.

der Welt schaffte, eine intime Bekanntschaft gehabt?"

„Ich? — Mit einem Raubmörder? Was fällt Dir ein! Wie kommst Du zu einer solchen Vermuthung?"

„Und doch wird es so sein! Es sind höchst verdächtige Briefe von Dir in des Mörders Schreibkasten gefunden worden."

„Von mir? Ich glaube gar, Du bist übergeschnappt!“

„Ja, Du sollst ihn ja gar zu Deinem Schwiegersohn bestimmt haben!“

„Du sprichst irre! Ich werde einen Doctor holen lassen.“

„Erinnere Dich doch; Du erzähltest mir ja einmal selbst, daß Du Deine Marie einem gewissen Hirschmeyer zur Frau geben wolltest.“

„Nun, und was liegt daran, wenn ich die Absicht hatte, mein Kind reich zu verheiraten?“

„Ja, aber dieser Hirschmeyer ist ja gerade der Mörder des Wagmann.“

„Höre auf, Du faselst!“

„Nein, ich fasele nicht. Es spricht ja die ganze Stadt davon. Solltest Du allein Nichts von der Geschichte erfahren haben?“

„Daß der Kaufmann Wagmann ermordet wurde, erfuhr ich wol, aber wer ihn umgebracht, dies wußte mir Niemand zu sagen.“

„Endlich ist es an den Tag gekommen. Man nennt eigentlich zwei Mörder, aber das ist Nebensache. Hirschmeyer war die Veranlassung, der Austifter, denn ein Anderer verübte die That. Es ist schon Alles bekannt, nur hat man die Schurken noch nicht eingebracht.“

„Wenn Du Dich wegen Hirschmeyer nur nicht irrst!“

„Wie kann ich mich irren, wenn ich den Steckbrief gelesen habe!“

„Auch eine Namensähnlichkeit ist möglich.“

„Da lies selbst! Da hast Du den Steckbrief und darin Deines projectirten Schwiegersohnes geschriebenes Portrait!“

Schindler las den Steckbrief und rief dann aus: „Bei meiner armen Seele! Es ist der Mensch, der um meine Tochter sich bewarb, wie er leibt und lebt, nicht einmal die kleine Narbe an der Stirne ist vergessen!“

„Merkst Du nun, weshalb Du zum Criminal-Gerichte vorgeladen bist?“

„Nein! Die Einleitungen zur Heirat mit meiner Tochter wurde ja abgebrochen. Ich erfuhr, daß Hirschmeyer ein schlechter Patron sei und wies ihm die Thüre.“

„Aber Deine Briefe hast Du nicht zurückgefordert?“

„Ei was, die dummen Briefe! Ich weiß gar nicht mehr, was ich diesem Hallunken geschrieben habe!“

„Man wird Dir schon das Gedächtniß auffrischen! — Du schriebst ja sogar einen Tag vor dem Morde: „Herr von Hirschmeyer versichere ich hiemit schriftlich, wenn die beabsichtigte, in jeder Beziehung gefährliche Expedition gelingt, so gebe ich ihm meine Tochter Marie zur Frau, aber compromittirt darf ich nicht werden; ich weiß von Nichts, will von Nichts wissen!“

Schindler packte sich am Kopfe und rieb sich heftig die Stirne.

„Es ist wahr,“ sagte er, „dies schrieb ich, aber das galt ja einer beinahe ganz unbedenklichen Sache.“

„Ich will es glauben, ich kenne Dich dreißig Jahre, Du warst immer ein ehrlicher Mann. Aber in einer Sache, die ein zweideutiger Mensch auszuführen hatte, das einzige Kind als Preis auszusetzen, das gibt Dir eine Ohrfeige vor der ganzen Welt.“

„Ich sehe es ein! — Wie, zum Teufel, hat man denn diesen Brief gefunden?“

„Diesen Brief und einen vielleicht noch weit unüberlegteren von Deiner Hand in jenem verborgenen Schubfache des Secretärs, das Du bei dem Magistrate hättest auffinden sollen!“

„Verwünschte Geschichte! Jener Schreibkasten gehörte also Hirschmeyer?“

„Ja, und Du erklärtest, als Du ihn untersuchen solltest: „Ich will mich nicht plagen mit diesem Möbel; meines Erachtens enthält es kein verborgenes Fach!“ — Diese Deine Erklärung legt man nun aus, als wenn Du um die versteckten Briefe gewußt und sie nur nicht hättest finden wollen. Man sagt auch, daß Du deshalb Deinen geschickten Gesellen Georg nicht zum Magistrate gesendet, damit nur ja das Geheimniß unentdeckt bleiben möchte.“

„Was nicht noch! Du warst ja zur Untersuchung des Schrankes ebenfalls aufgeboten und hast auch Nichts gefunden!“

„Ei, ich bin kein Kunsttischler!“

„Gott im Himmel! Was werden sie mir jetzt für Fragen stellen! Ich war vor mehreren Jahren als „äußerer Rath“ Gerichtsbeisitzer im Criminalhause, da hab' ich meine blauen Wunder gehört, wenn die Justiz verdächtige Leute durch

ihre Kreuzfragen in die Enge trieb! — Ich bin manchmal ganz perplex geworden und war doch nur ein unbefangener Zuhörer."

„Was wirst Du bei Gericht sagen?"

„Ich weiß von Nichts!"

„Wie wirst Du Deine dummen Briefe, wie Du sie selbst nennst, gescheidt auslegen, so gescheidt nämlich, daß Du und Dein ehrliches Kind nicht aus dieser Sache schimpflich hervorgehen? Ich höre, in dem anderen Briefe hast Du sogar geschrieben, um den Spitzbuben für seine Klage über die Kälte Mariens gegen ihn zu beruhigen: „Marie sei in ihn sterblich verliebt, sie hätte Dir dies gestanden, und er möchte nur nicht von der Heirat zurücktreten, sie mache Dein Glück aus!"

„Verflucht! Du weißt Alles! Wer hat Dir denn dies gesagt?"

„Wer? Der Gerichtsbeisitzer Waschhuber, der dem Untersuchungs-Bureau zugetheilt ist, in welchem dieser Prozeß verhandelt wird. Du weißt ja, dieser plaudert Alles aus, was er bei den Commissionen hört oder was der Rath und der Actuar unter sich sprechen. Waschhuber hat die Criminalgerichtsbeisitzer-Stelle nur darum angenommen, um alle Abende im Wirthshaus zum „Straußen" etwas Interessantes ausschwätzen zu können."

„Mein Gott! Mein Gott! Wenn der Waschhuber meine Briefe gelesen hat, so wissen ihren Inhalt bereits alle alten Weiber in ganz Wien."

„Geh' zu einem Advocaten und berathe Dich, auf welche Art Du Dich benehmen, was Du angeben sollt."

„Wenn ich zu einem Advocaten gehen soll, so ist mir die Zeit zu kurz; heute um drei Uhr muß ich ja schon zu Gericht."

„Lasse Dich unpäßlich melden. Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Sende jemand Verläßlichen und Gescheidten in das betreffende Bureau."

„Ich habe, seit Georg bei mir ausgetreten ist, keinen gescheidten Menschen im Hause."

„So will ich hingehen und Dich entschuldigen. Ich als Vorsteher will Dich vertreten."

„Ich wünschte, man möchte Dich auch sogleich verhören statt mir! Mir schwindelt völlig! — Ich fürchte, mich trifft vor Angst der Schlag!"

„Da hat man's und sieht wieder recht deutlich, was ein Mann, der sich bisher eingebildet, mit seinem Gelde könne er Alles durchsetzen, für ein hilflos dastehendes und beklagenswerthes Subjece ist, wenn es in eine Lage kommt, in der das Geld Nichts ist!"

„Ach, mein Gott! Ich wollte gerne mein kleines Haus in der Schiffgasse darum geben, wenn ich aus dieser Patsche wäre!"

„Sei etwa so dumm und sprich bei Gericht solches Zeug, oder versuche etwa gar, eine Bestechung anzutragen, so sperren sie Dich sogleich in den Arrest, der auf Deinen vermeintlichen Schwiegersohn wartet."

„Freund Gschwandtner," flehte Schindler, „willst Du wirklich so gut, ja so gnädig sein und mich heute bei Gericht entschuldigen und für mich die Bitte einlegen, daß ich erst morgen erscheinen dürfe."

„Mit Freuden! Aber Du mußt sogleich einen Advocaten aufsuchen, doch einen der ersten, der umsichtigsten Advocaten."

„Den Doctor Reißer!"

„Ei, das ist ja ein Ignorant, der kann ja Nichts, als die Leute pfänden und in den Arrest schicken! Dieser Mensch versteht nur zweierlei Schriften zu machen, eine Wechselklage und ein Pfändungs- oder Arrestgesuch! Der erwirkt nie ein anderes, für seine Partei günstiges Urtheil, als ein Contumazurtheil; nein, nein, in die Hände eines solchen bornirten und schlechten Mannes darfst Du Dein Schicksal nicht legen!"

„So will ich zu dem Doctor Mühlbach mich verfügen —"

„Ja, das ist ein Ehrenmann, dieser ist ein Advocat, vor dem Alles die Hüte abzieht; dieser geniale Mann hat schon Tausende aus Bedrängnissen gerettet mit seinem Geist, seinem Scharfsinn, seiner Umsicht, seiner tiefen Gesetzkenntniß, seinem Rednertalente; mit seiner Geistesgegenwart hat er den größten Juristen Etwas aufzulösen gegeben; dieser ist ein Mann von Kopf und Herz, wie er sein soll, der wird verehrt. Gleich Napoleon gewinnt er jede Schlacht auf dem juridischen Felde und gleich dem unsterblichen Arzte Doctor Frank wird er zu jedem juri-

dischen Consilium berufen und dort, wo der Tod schon seine Sense schwingt, das heißt, wo der Richter bereits den moralischen Tod verkünden will, bringt er Leben und Rettung und Glück!"

Der Vorsteher hätte sich so gern noch enthusiastischer über Doctor Mühlbach ausgesprochen, aber Marie stürzte herein.

„Vater," sprach sie, „ist es wahr, was die Leute sagen, ich hätte die Braut eines Mörders werden sollen? Und Sie selbst hätten diesem Mörder geschrieben, daß ich zum Sterben in ihn verliebt sei?"

„Wer hat Dir dies gesagt?"

„Die Magd, als sie für den Vater Wein aus dem Wirthshause holte; im Wirthshause „zum Hirschen" erzählen es alle Gäste; im Wirthsause „zum Strauß" soll es ein Criminalgerichts-Beisitzer schon gestern Abends verkündet haben."

„Da haben wir die Bescheerung!" versetzte der Vorsteher, „das ist Waschhuber's Werk!"

„Ich habe es ja gesagt," bemerkte Schindler, „daß nun die ganze Stadt diese Geschichte „austratschen" wird!"

„Aber wie hätte ich denn die Braut eines Mörders werden können, dem Sie selbst, Vater, geschrieben haben sollen, daß ich in ihn bis zum Sterben verliebt sei?"

„Beruhige Dich, mein Kind, ich werde Dir schon erzählen."

„Ach, ich liebte ja Niemanden, als Georg; dies wissen Sie, Vater, so aufgebracht Sie auch immer über meine Liebe waren, und Georg — Georg, der redliche, brave, herzensgute Georg ist doch kein Mörder?"

„Es ist ein Mißverständniß, liebe Marie."

„Aber die Leute in den Wirthshäusern „zum Strauß" und „zum Hirschen" nennen meinen Namen und lästern den Vater und lästern mich! Wir müssen ja Beide in diese Wirthshäuser eilen und die bösen Zungen zum Schweigen bringen! — Vater, um Gottes willen, Vater, haben Sie denn je einen Brief geschrieben, daß ich in einen Mörder verliebt sei?"

„Lass' mich," antwortete Schindler, „die Sache ist anders!"

„Also ist doch Etwas an der Sache? Sprechen Sie doch, klären Sie mich darüber auf? Sie wissen, guter Vater, da drüben wohnt eine Krämerswitwe, diese hat drei Töchter, diese Töchter sind nicht brav, sie leben auch in üblen Verhältnissen und sind nicht hübsch; mich beneiden Sie um jedes Band, das ich trage, um meine Jugend und den Wohlstand, in dem ich lebe, am meisten. Vater, wenn diese häßlichen Mädchen von diesem Gerede hören, so verhöhnen sie mich, sie zeigen mit Fingern nach mir, sie jubeln laut, daß ich in ein böses Gerede gekommen bin, und setzen auch Dinge noch hinzu, die mich zum gemeinsten Geschöpfe machen."

„Sie werden sich nicht unterstehen," versetzte Schindler, „es wird Alles vorher, noch eher, nur Geduld — morgen — gewiß — ach, Marie!"

Schindler gerieth in eine solche Verlegenheit, daß er nicht zusammenhängend sprechen konnte.

Marie starrte ihren Vater in einer Weise an, als ob sie vom Wahnsinn befallen wäre.

Plötzlich klopfte man an's Fenster.

Schindler ging und öffnete das Fenster.

Vor demselben stand die böse Witwe mit den drei Drachen von Töchtern.

„Ei, es ist ja nicht wahr," sagte die Witwe, „daß die Mamsell eingezogen wurde, da sitzt sie ja!"

„Was nicht ist, kann noch werden!" lachte die eine Krämerstochter.

„Das ist hübsch, was man von Ihnen hört, Mamsell Hochmuth!" rief die andere.

„Einen Bräutigam à la Grasl haben Sie, Fräulein Tischlerstochter? — Nun, wir werden ihn ja kennen lernen, wenn er ausgeführt wird! — Werden Sie die Landpartie mitmachen zur Spinnerin am Kreuze?" *) versetzte die Dritte.

Marie stieß einen Schrei aus und stürzte zusammen.

Schindler und der Vorsteher eilten ihr zu Hilfe.

*) Damals der Richtplatz bei Wien.

14. Kapitel.

Marie Schindler und ihr Arzt.

Schindler's Lage war eine verzweifelte.

Er fühlte sehr gut, was er angerichtet.

Sein Vorsatz, das einzige Kind nur einem reichen Manne zur Gattin zu geben, hatte ihn in diese großen Verlegenheiten gestürzt.

Er hätte sich selbst züchtigen mögen, so aufgebracht war er über seine tollen Unbesonnenheiten.

Marie erkrankte vor Kummer.

Die Beschämung und Beschimpfung, die sie erlitt, zogen ihr ein heftiges Fieber zu. Marie phantasirte, als sie zu Bette gebracht wurde.

Ein Arzt wurde gerufen; dieser machte eine sehr bedenkliche Miene und sprach große Befürchtungen über das Seelenleiden der Armen aus.

Schindler befand sich in einem Gemüthszustande, wie noch nie. Doctor Mühlbach mochte ihm ebenfalls seine Meinung ganz unumwunden gesagt haben. Schindler fühlte nun doppelt, wie unrecht er gehandelt.

Die Nacht, in welcher Marie in schweren Träumen dahin lag, war für Schindler eine schlaflose.

„Was ich bei Gericht aussagen soll," sprach Schindler für sich, „weiß ich wol; Doctor Mühlbach hat mir eingeprägt, ich soll die Wahrheit sagen, mit der Wahrheit, meint er, werde ich durchkommen; Lügen, Verdrehungen würden mich in Widersprüche verwickeln und mich erst recht verdächtig machen, so sprach Doctor Mühlbach; aber, was ich thun soll, was ich wegen Marie vornehmen soll, um den Leuten die Mäuler zu stopfen und mein Kind gesund zu machen, das weiß ich nicht! ... Es gäbe freilich ein Mittel ... doch nein, nein und tausendmal nein; dieses Mittel wende ich nicht an ... Man sagt ja, die Zeit heile jedes Uebel, gut denn, so soll die Zeit auch der Arzt meiner Tochter sein."

Es schlug zwölf Uhr.

Der Doctor, den Schindler rufen ließ, hatte versprochen, um Mitternacht Marien noch einmal zu besuchen, um zu sehen, ob sich ihr Zustand nicht verschlimmere.

Der Arzt erschien pünktlich.

Schindler führte ihn an's Krankenbett.

„Sie liegt in einer Agonie dahin," sprach der Arzt. „Das arme Kind muß einen schweren Kummer haben! Sie wimmert und klagt, sie schluchzt und seufzt. Sie spricht noch immer irre! Wenn sie ein Nervenfieber befällt, so befürchte ich das Schlimmste. Die Nervenfieber sind heuer gefährlich."

„Lassen Sie es nicht dahin kommen, Herr Doctor," flehte Schindler.

„Sagen Sie mir nur, was die Veranlassung zu dieser Abspannung ist," fragte der Doctor.

Frau Walpurga, die alte Haushälterin des Herrn Schindler, welche als Krankenwärterin ihre Thätigkeit zeigte und ab und zu ging, hörte diese Frage des Doctors und antwortete:

„Es ist viel zusammengekommen, Herr Doctor; am Ende stirbt das gute Wesen am gebrochenen Herzen; sie ist verliebt, der Vater ist dagegen; man hat auch der Tochter Ehre angetastet und der Vater gibt ihr keine Genugthuung dafür oder kann ihr keine geben. Da sitzt das Uebel!"

„Halte Sie Ihr Maul!" rief ihr Schindler zu.

„Ei was," versetzte Walpurga, „ein Doctor muß Alles wissen! Das Leiden, welches das arme Mädchen befallen, könnte der Vater am besten heben. In der Apotheke ist das Mittel dagegen nicht zu finden, aber zu verschreiben ist es, und ich schaffe es heute noch, wenn Sie, Herr Doctor, den Vater nur dazu bringen könnten, daß er es ihr noch heute gibt."

„Schweig' Sie, sag' ich noch einmal!"

„Gott bewahre! Ein Doctor muß Alles wissen! Das Mittel, das ich schaffe und das man nicht in der Apotheke erhält, heißt Georg, und es ist auf einmal zu nehmen, nicht was man mit fünf Fingern halten kann, sondern was eine ehrliche Männerhand darreicht, das Herz und den ganzen Menschen dazu."

„Ich werde Sie aus dem Hause jagen!" wüthete Schindler.

„O, wenn Marie stirbt, bleib ich ohnehin nicht bei Ihnen, und sterben wird sie, wenn Georg sie nicht heiraten darf. Schneiden Sie mir Gesichter, wie Sie wollen, Herr Schindler, der Doctor muß Alles wissen!"

„Aber Sie sprachen auch von einer Ehren-

kränkung," sagte der Doctor, „welche Ehrenkränkung?"

„O," antwortete Walpurga, „wenn ich Ihnen von dieser Ehrenkränkung erzähle, so brauchen Sie selbst ein niederschlagendes Pulver."

„Sie wird doch nicht den Herrn Doctor mit diesen Lappalien quälen?"

„O ja, sie wird, ja sie muß den Herrn Doctor mit diesen Lappalien quälen, denn ein Doctor muß Alles wissen! Haben Sie nicht schon davon gehört, Herr Doctor," fuhr Walpurga fort, „daß hier in Wien ein reicher Tischlermeister lebt, der, blos weil er nicht genug Geld sehen kann, sein einziges Kind einem Spitzbuben verheiraten wollte, nur weil der Spitzbube für reich galt? Daß dieser Spitzbube sogar ein Raubmörder wurde und dadurch das einzige Kind in ein Gerede brachte, daß einem die Haare gegen Berg steigen, wenn man nur darum weiß? Nun, dieser reiche Tischlermeister sitzt hier, das arme Kind liegt da und der Spitzbube hängt nächstens dort, wo schon Viele gehängt wurden ... Heraus ist es, denn ein Doctor muß Alles wissen!"

„Mein Gott!" sprach der Arzt, „ich hörte ja von dieser Sache sprechen. Ach, Herr Schindler, wie bedaure ich Sie und wie bedaure ich noch weit mehr Ihre arme Tochter!"

„O, sie wäre nicht arm, wenn dieses Unglück nicht geschehen wäre; ein Mädel, das einmal dreihunderttausend Gulden mitbekommt, ist nicht arm, aber sie muß einen anderen Vater haben, als dieser da ist ..."

Schindler sprang vor Wuth auf und wollte Walpurga aus dem Zimmer führen.

„Justament geht sie nicht!" erwiderte die Haushälterin, „ein Doctor muß Alles wissen, und ich sage noch mehr, wenn Sie mich toll machen, denn ein Doctor muß Alles wissen!"

„Ich weiß genug," erwiderte der Arzt, „und ich ersuche Sie, Herrn Schindler nicht weiter zu erzürnen; Sie sind Beide heftig und leicht könnte die Kranke, von Ihrem Zanke erschreckt, noch mehr gefährdet werden. Sehen Sie doch! ... Sie bewegt sich! ... Sie scheint sprechen zu wollen! ... Wir wollen hören, was sie spricht!"

Marie lispelte:

„Georg! Georg, glaube kein Wort von dem, was die bösen Leute sagen . ! . mein Vater ... schrieb, ich liebte einen Anderen ... es ist eine Lüge! Georg, ich liebe nur Dich ... Georg, gib mir die Hand zum Zeichen, daß Du an meiner Liebe nicht zweifelst ... gib mir die Hand!"

Der Doctor reichte Marien die Hand.

„Sehen Sie, Herr Doctor, daß ich Recht hatte!" betonte Walpurga. „Herr Doctor, jetzt ist die Krisis ... Da haben Sie Feder, Tinte und Papier zu einem Recepte, Herr Doctor, schreiben Sie darauf Georg, und ich hole den Georg und das Kind ist so frisch und gesund, wie es nie war."

Marie schlug die Augen auf und erblickte zuerst ihren Vater.

„Ist es wahr," sagte sie, „daß Georg kommen darf?"

„Sagen Sie Ja, sagen Sie Ja," herrschte ihm die Haushälterin zu, „sonst wird sie recidiv!"

„Ja," sagte Schindler mit schwerem Herzen, „ja ..., wenn Du gesund wirst, ja!"

„Ach mein Gott!" lispelte Marie, „und ich darf mit ihm sprechen?"

„Das versteht sich," versetzte Walpurga, „und ich werde ihn sogleich herbeischleppen."

„Jetzt nicht!" bat der Doctor, „auch die Freude könnte eine nachtheilige Wirkung hervorbringen, aber morgen, morgen mag Georg kommen!"

„Ist noch Jemand da?" fragte Marie und hob ihr Köpfchen.

„Ja, der Herr Doctor," bemerkte Schindler, „Du hältst ihn ja bei der Hand."

Marie stierte den Doctor an und ließ schnell seine Hand los.

„Der Herr Doctor? Was für ein Herr Doctor? ... Bin ich den krank?"

„Freilich, recht sehr," erinnerte Walpurga; „nun ist es aber schon wieder gut! ... Der Vater gibt nach! Der Georg darf wieder kommen, der Georg, ich will sagen, der Herr Georg, ist jetzt gar viel, er ist Bürger und Meister ... der Vater ist auch nicht mehr als Georg."

„Wie?" fragte Marie.

„Ja, ja, Bürger und Meister, und kann nun heiraten; er kann nun Mamsell Marie heiraten. Nicht wahr, Vater Schindler?"

„Ich bringe Sie um, vorlaute Schwätzerin!“ brummte Schindler.

„Gerade hat er es wieder bekräftigt,“ erwiderte Walpurga, „der edle, gute Vater! Ach, was thut ein so rechtschaffener Vater nicht, wenn er dadurch sein einziges Kind vom Tode zu retten im Stande ist!“

Schindler spielte alle Farben vor Wuth, sprang vom Stuhle auf und lief an's Fenster.

Der Arzt fühlte Mariens Puls.

„Jetzt bin ich mehr mit Ihnen zufrieden, als zuvor!“ sagte der Doctor, „jetzt zeigt mir der Puls, daß Sie wieder Lust haben zu leben; noch vor einer halben Stunde war ich sehr um Sie besorgt.“

„Dies dank' ich meinem lieben Vater, meinem lieben, lieben, guten Vater,“ sagte Marie mit Freudenthränen in den Augen; „o kommen Sie doch her zu mir, theurer Vater, und starren Sie nicht in die Nacht hinaus, wenn es in dem Herzen Ihrer Tochter Tag wird!“

„Da hast Du Eine über das ganze Gesicht!“ versetzte Walpurga frohlockend gegen Schindler gewendet.

Schindler ging wieder an das Krankenlager seiner Tochter und blickte ihr herzlich in's Auge.

„Wann darf Georg wieder kommen?“ bat Marie.

„Morgen früh um acht Uhr,“ antwortete Walpurga, „zum Kaffee.“

„Und wie lange darf er bleiben?“ fragte Marie.

„Bis zum Mittag, bis zum Essen, da speist Georg dann hier, und bis Abends um neun Uhr, wenn der alte Herr in's Wirthshaus geht, und dann bleibt der Herr Georg auch noch da, bis der alte Herr wieder nach Hause kommt!“

„Ich weiß nicht, was Sie immer für Bescheide zu geben hat,“ wüthete Schindler. „Wenn sie nicht schweigt,“ sprach er leise, „so lasse ich den Burschen gar nicht kommen . . .“

„Burschen? Wie, den Burschen!“ rief Walpurga. „Er ist Bürger und Meister; er ist das, was Sie sind! Den gehörigen Respect bitt' ich mir aus für Ihresgleichen.“

„Morgen um acht Uhr,“ unterbrach der Doctor, „möge Georg kommen. Da werde ich auch hier erscheinen.“

„Schön, Herr Doctor,“ erwiderte Walpurga, „trinken Sie auch ein Schalerl Mocca, o der alte Herr trinkt keinen anderen und ißt Butterbrod dazu.“

„Es wird mich freuen, einen so wackeren jungen Mann kennen zu lernen, wie Herr Georg ist,“ versetzte der Doctor, „ich werde ihm herzlich die Hand drücken.“

„Sagen Sie auch Etwas dergleichen!“ rief Walpurga dem Vater zu.

„Jetzt aber, da ich Sie recht gut finde und sogar die flüchtige Hitze, die ihren Kopf einnahm, verschwunden ist, verlasse ich Sie,“ sprach der Doctor. „Wenn Sie Durst haben, trinken Sie eine leichte Limonade. Sie werden das Bett morgen wieder verlassen können.“

Der Doctor empfahl sich.

„Diesem Doctor können Sie einige zwanzig Ducaten geben,“ sagte Walpurga. „Das ist ein Doctor, der versteht's; aber er konnte nur Etwas anordnen, als ich ihm Alles sagte, was er wissen mußte.“

„Sie kommt aus dem Hause!“ brüllte Schindler voll Wuth. „In vierzehn Tagen muß Sie fort sein, sonst werf' ich Sie hinaus.“

„Ist nicht nothwendig, dieses Werfen!“ erwiderte Walpurga. „Ich folge ohnehin der jungen Frau in ihr neues Quartier. In vierzehn Tagen ist sie verheiratet, mit Georg verheiratet, und ich bin bei ihr.“

„Hol' Sie der Teufel!“ tobte Schindler.

„Marie, schlafe gesund,“ sprach er zu seiner Tochter, „morgen früh sehen wir uns, da wirst Du schon gesund sein.“

„Ja, beim Frühstück,“ setzte Walpurga hinzu. „Der Meister muß morgen neben dem Schwiegersohn sitzen und ich neben dem Doctor! Alle guten Dinge sind . . . fünf! . . . Schöne, ruhesame, angenehme, kohlschwarze Nacht, Meister!“

„Eine Nacht auf dem Blocksberg für Sie!“ polterte der Meister und ging in sein Zimmer.

---

15. Kapitel.

Das Verhör.

Als Schindler am andern Morgen vor dem Criminal-Gerichte erschien, da pochte ihm das Herz gar gewaltig.

Die ersten Fragen des Richters betrafen ganz gewöhnliche Dinge, das Alter, den Stand, die Religion u. s. w., aber die Fragen wurden immer wichtiger, endlich fragte der Richter:

„Kennen Sie, Herr Schindler, einen gewissen Hirschmeyer?"

„O, ich wünschte, ich hätte ihn nie gesehen," antwortete Schindler.

„Wie und wo haben Sie ihn kennen gelernt?"

„Hirschmeyer handelt mit ausländischen theuren Hölzern; Mahagoni und Palisander besitzt Niemand von solcher Schönheit und zu so wohlfeilen Preisen."

„Erklären Sie dies näher."

Schindler wurde nun weitläufig. Am Ende sprach er die Vermuthung aus, Hirschmeyer müsse ganz besondere Wege kennen, dieses so theuere Holz so billig nach Wien stellen zu können.

„Ich kaufte ihm sehr viele Vorräthe seltenen Tischlerholzes ab," äußerte sich Schindler; „ich bezahlte immer bar und wurde bei dieser Barzahlung sehr discret behandelt, dies nahm mich für Hirschmeyer ein. Er erzählte mir von seinen Geschäften und sagte mir, daß er sich durch seine Thätigkeit, durch seine Handels-Verbindungen Credit und Vermögen erworben und daß er schon jetzt über zweimalhunderttausend Gulden disponiren könne. Er zeigte mir auch Wechsel auf berühmte Handlungshäuser in namhaftem Betrage, dann brüstete er sich mit Summen, die er im Hause Rothschild liegen habe, und behauptete, daß er bei Baron Rothschild wie ein Kind in der Familie aufgenommen sei, bei Rothschild aus- und eingehe und speise und in die Soiréen geladen werde. — Hirschmeyer fuhr in einer prachtvollen Equipage zu mir und verblendete mich auf diese Weise so sehr, daß ich ihn für noch reicher hielt, als er sich zeigte. Endlich warb er um die Hand meiner Tochter, die ihn aber nicht ausstehen konnte, sonst wäre sie gewiß seine Frau geworden. — Da führte mich ein Geschäft zu Baron Rothschild," fuhr Schindler fort. „Ich benützte die Gelegenheit und erkundigte mich nach Herrn Hirschmeyer. Ich erfuhr über ihn die nachtheiligsten Dinge. Die Leute des Barons nannten ihn ein verdächtiges Subject, einen Schmuggler, einen Betrüger in der Handelswelt und einen gewissenlosen Cridatar. Ich wies Hirschmeyer, als er wieder zu mir kam, die Thüre."

Es wurde Alles zu Protokoll genommen, was Herr Schindler angab, endlich kam auch die Frage auf die beiden Briefe.

Herr Schindler antwortete ehrlich und aufrichtig.

„Ja," sagte er, „ich habe an Hirschmeyer geschrieben, daß meine Tochte mir das Geständniß gemacht, daß sie Hirschmeyer liebe, was jedoch nicht wahr gewesen und was ich nur sagte, um einen so reichen und vielvermögenden Schwiegersohn nicht zu verscheuchen."

„Und was bewog Sie," fragte der Rath, „diesem Hirschmeyer Folgendes zu schreiben:

„Herr von Hirschmeyer, ich gebe Ihnen hiemit zu Ihrer Beruhigung die Versicherung, daß, wenn Ihnen die mir mitgetheilte, aber höchst gefährlich geschilderte Expeditition gelingt, ich Ihnen meine Tochter Marie zur Frau gebe, doch bemerke ich Ihnen, daß ich nicht compromittirt werden dürfe. Wenn Ihr Unternehmen verunglückt, so will ich von Nichts wissen u. s. w."

„Sie werden hiemit aufgefordert," sagte der Rath, „offen und der Wahrheit gemäß zu erklären, was die als „höchst gefährlich" bezeichnete Expedition betroffen, in was die Compromittirung, die Sie befürchteten, bestanden und weshalb Sie schrieben, daß Sie bei einem Mißglücken des Unternehmens hiervon Nichts wissen wollten!"

Schindler traten dicke Schweißtropfen auf die Stirne; er schwieg einige Augenblicke, er stotterte einige Worte, dann schwieg er wieder. — Er trocknete sich mit seinem Taschentuch das Gesicht ab und fuhr dann endlich unruhig auf seinem Stuhl umher.

Der Richter wiederholte seine Frage, dann sagte er:

„Offenbar hat Ihnen Hirschmeyer ein Verbrechen, das er zu begehen beabsichtigte oder wirklich begangen hat, mitgetheilt. Beantworten Sie mir meine Frage genau, wenn Sie sich nicht der Theilnahme an einem Verbrechen verdächtig machen wollen."

Nach einer neuen Pause fand endlich Schindler Worte.

„Es betraf allerdings etwas Unerlaubtes, sagte er, „ob aber dieses Unerlaubte ein Verbrechen ist, weiß ich nicht. — Hirsch-

Der Actuar war theilnehmender, als der Beisitzer.

„Herr Schindler," sprach er, „kommen Sie. Das Bureau wird zugesperrt."

Er nahm Schindler am Arme und führte ihn fort.

Schindler's Schritte schwankten. Er wäre beinahe zusammengestürzt, wenn ihn der Actuar nicht unterstützt hätte.

Auf der Straße in der freien Luft erholte sich Schindler wieder.

„Das stößt mir das Herz ab", sagte er. „Wenn diese Torturen noch acht Tage so fortdauern, so kann ich mir selbst meinen Sarg machen und ein Kreuz für mein Grab und eine Grabschrift dazu.

„Also gibt es doch Etwas, wogegen das Geld Nichts ist? Also lerne ich doch Leute kennen, die mich trotz meines Reichthums nicht estimiren! Wozu bin ich denn hernach reich? Für was hab' ich mich denn geplagt und zusammengescharrt und meine Interessen nicht verzehrt und die Parteien in meinen Häusern gesteigert und die theuersten Conti meinen Kundschaften geschrieben? Um Spott und Hohn davon zu haben? — Der Teufel hole mein Geld, wenn es mir Nichts nützt, wenn es mich in Bedrängnissen nicht schützt, aus Gefahren nicht rettet! — Da ist ja der Bettler eben so d'ran, wie ich! — Dafür dank' ich!"

Schindler ging in seinen Betrachtungen fort und bemerkte nicht, daß ihm der Actuar zur Seite blieb.

„Ist Ihnen etwa nicht wohl, Herr Schindler?" fragte der Actuar. „Ich will Ihnen einen Fiaker rufen."

„Ich danke Ihnen," versetzte Schindler, „es wird mir jetzt schon besser! — Ich muß Ihnen bekennen, daß mich das, was mir der Rath gesagt, lange nicht so touchirt hat, als was mir der Gerichtsbeisitzer vorgehalten. Sagen Sie mir, Herr Actuar, muß ich denn leiden, daß dieser Waschhuber, der doch auch nur ein Bürger ist, wie ich, mich Rhinozeros, Schafskopf, Tollkopf, Narr und was Alles noch nennen darf?"

„Der Herr Rath dürfte es nicht wissen," antwortete der Actuar, „er würde diesem Herrn den Kopf waschen."

„Sagen Sie es ihm doch, Herr Actuar, ich bitte recht schön!"

„Ich werde es dem Herrn Rathe mittheilen und Sie sollen Genugthuung erhalten."

„Sagen Sie dem Herrn Rathe auch, daß dieser Waschhuber Abends im Wirthshause Alles wieder erzählt, was er bei dem „Verhörtische" gehört hat. Meine unglücklichen Briefe kann er auswendig und hat schon vor mehreren Tagen im Extrazimmer beim „Straußen" jedes Wort erzählt, das ich geschrieben und das er in Ihrem Bureau erfahren hat."

„Das wäre ja abscheulich!" fuhr der Actna auf. „Das wäre ja gegen seinen Eid!"

„Freilich! Ich habe Zeugen, daß er es that."

„Zeugen? Rufen Sie die Zeugen zu dem Herrn Rath. Er jagt den geschwätzigen Assessor sogleich zu allen Teufeln."

„Ich thue es, ich thue es, ich bringe schon morgen die Zeugen."

„Der Rath wird Ihnen dankbar sein!"

„Und ich bin Ihnen auch dankbar, Herr Actuar. — Sagen Sie mir, möchten Sie nicht heiraten?"

„Heiraten? Weshalb?"

„Ich meine, wenn Sie ein reiches Mädchen bekämen, wenn es auch nur eine Tischlerstochter wäre, würden Sie das Mädchen nehmen?"

„Warum nicht, wenn das Mädchen brav, hübsch und jung ist."

„So hübsch wie Sie, so brav wie Sie, aber um zehn Jahr jünger."

„Das wäre allerdings eine annehmbare Partie."

„Nun also! Ich führe Sie bei meiner Tochter auf. Sie liebt zwar Einen, aber dem gebe ich sie nicht. Just nicht! Sie würden ihr gewiß gefallen, denn Sie haben etwas Gutes, Nobles, Wohlwollendes in Ihnen, sind vom Gerichte und könnten mich schützen, wenn ich wieder in solche Verlegenheiten komme, wie heute."

„Alles recht, aber ..."

„Sie sind nicht reich?"

„Dies wol, ich habe mein eigenes Haus und kein unbedeutendes Vermögen, aber ..."

„Hören Sie mit dem „Aber" auf!"

„Ich bin schon verheiratet!"

„O weh!" sagte Schindler.

16. Kapitel.

Schindler in höchster Verzweiflung.

Georg wurde wirklich in das Haus des Tischlermeisters bestellt und Schindler empfing ihn mit auffallender Freundlichkeit.

„Sie sind nun Bürger und Meister, wie ich," redete ihn Schindler an, „und ich grüße Sie herzlich als meinen Zunftgenossen. Ich habe Sie immer als einen honnetten Mann bewährt gefunden, Sie waren ein honnetter Geselle und wer ein honnetter Geselle war, wird auch ein honnetter Meister sein. Meine Tochter ist krank und verlangt nach Ihnen. Man sagt mir, sie werde gesund, wenn sie Sie sehen und mit Ihnen sprechen kann. Ich müßte ein schlechter Vater sein, wenn ich dieses Hausmittel nicht anwendete. Ich werde Sie zu meiner Tochter führen, sprechen Sie mit ihr, von was Sie wollen, nur bilden Sie sich nicht ein, daß das geschieht, was das Mädel sich in den Kopf setzt!"

„Dies ist unter den gegenwärtigen Umständen auch nicht möglich," erwiderte Georg.

„Wie verstehen Sie dies?"

„Ich glaube, daß Sie hierüber keiner Erklärung bedürfen. Ich bin jetzt Bürger und Meister. Durch die Großmuth und Güte des Baron Rothschild habe ich so viel Geld erhalten, daß ich jede namhafte Bestellung übernehmen kann. Er hat mich dem Banquier Schlipper empfohlen. Dieser läßt sechszehn Zimmer seiner Wohnung ganz neu meubliren. Graf Pahlau hat mir eine noch größere Arbeit zugewiesen. Der Baumeister Brandinger hat mir die gesammte Tischlerarbeit in dem neu erbauten gräflich Carolini'schen Hause verschafft; das neue Hotel habe ich ebenfalls, und zwar in hundertzwanzig Passagierzimmern und zwei großen Speisesälen, einzurichten. Ich kann nicht genug Gesellen auftreiben und bestürme deshalb täglich die Herberge, um jeden geschickten Arbeiter, der aus der Fremde kommt, zu gewinnen. Sie sehen, mir ist eine glänzende Zukunft geboten; magistratischer Bau- und Möbeltischler bin ich auch geworden. Nun stehen mir alle Thüren offen. Drei hiesige Bürger, reiche Männer, haben mir die Aussicht eröffnet, mich um eine ihrer Töchter bewerben zu können; da fällt es mir nun nicht ein, Mamsell Marie mit meiner Liebe zu belästigen und ihre Hoffnung auf meine Hand zu nähren. — Ich bitte daher, mich mit dem Ansinnen, Mamsell Marie in ihrer Krankheit zu besuchen, zu verschonen."

Schindler stand wie versteinert.

„Wie?" sprach er, „wenn Sie Marie jetzt selbst als Ihr Weib heimführen könnten, so würden Sie es nicht thun?"

„Um keinen Preis! Erstens bin ich viel zu stolz, um nach der Braut eines Anderen zu geizen; zweitens wurde ich ja von Marie nie geliebt. Sie selbst schrieben an Herrn Hirschmeyer, daß Marie nur ihn liebe. Dem Vater muß man doch zutrauen können, daß er die Wahrheit sage."

Schindler konnte hierauf Nichts antworten. Er war von Aeußerungen Georgs so ergriffen, daß er auf einen Stuhl sank.

„Ich habe Marie geliebt," fuhr Georg fort, „geliebt, wie ein ehrlicher Mensch mit einem jugendlichen Herzen nur immer ein Mädchen lieben kann, aber wenn man so grausam getäuscht wird, wie ich, dann muß die heftigste Liebe erkalten. Ich leugne nicht, daß ich wahrhaft liebeskrank war, doch jetzt bin ich gesund."

„Aber das ist es ja eben," stammelte Schindler, „was Ihnen Marie sagen will. Sie will Sie aus Ihrem Irrthum reißen. Es ist ja gar nicht wahr, daß sie Hirschmeyer liebte."

„So? Weil es sich nun gezeigt hat, daß dieser Hirschmeyer ein Schuft ist, der bald einem Strick statt einem anderen Bande, statt dem Bande der Ehe, angehören wird; weil es sich gezeigt, daß Marie in ganz Wien kein rechtschaffener Mensch heiraten wird, weil alle Welt auf Vater und Tochter mit Fingern weist, und in jeder Kneipe von der schönen, reichen Tischlerstochter, die in einen Raubmörder verliebt ist, gesprochen wird, jetzt wäre ich gut; jetzt würde ich sogar von dem starrsinnigen, geldstolzen Vater eingeladen, die Tochter zu besuchen; jetzt hätte ich Hoffnung, sein Schwiegersohn zu werden. — Ich danke recht schön, ich muß nicht von Allem haben; auch wenn ich noch der arme Geselle wäre, diese schöne Schüssel von der Tafel des Ueberflusses ließe ich an mir vorübergehen. Ich möchte mir den Magen verderben."

„Aber dies kann ich ja meiner Tochter nicht wieder sagen," versetzte Schindler. „Sie

meyer sagte mir nämlich, daß er mir ausländische Holzgattungen, und zwar noch weit wohlfeiler schaffen könne als bisher, wenn ich die auf Schleichwegen eingeführten Hölzer kaufen, oder wenn ich das nicht wollte, wenigstens in meinen Magazinen sie aufspeichern und von meiner Maschine zu Fournierhölzern schneiden lassen wollte."

„Und gelang diese Expedition?"

„Nein."

„Wußten Sie, daß in jenem Schranke, dessen verborgenes Schubfach zu finden Sie sich unfähig erklärten, Ihre beiden Briefe sich befanden?"

„Nein. Ich dachte auch nicht mehr an diese Briefe. Wie wenig Gewicht ich auf selbe legte, geht daraus hervor, daß ich sie von Hirschmeyer nicht zurückforderte, auch dann nicht einmal be-



Schindler ließ sich auf einem Stuhle neben dem Ofenschirm nieder.

„Sie gelang nicht. Die betreffenden Hölzer wurden in Triest aufgegriffen und der Mann, der dafür einstand, arretirt. — Er hat aber, wie ich erfuhr, Hirschmeyer, der das Unternehmen leitete, nicht verrathen."

„Ist dies die Wahrheit? Unter der besagten Expedition wurde gewiß nichts Anderes verstanden?"

gehrte, als ich ihn ziemlich unsanft aus meinem Hause jagte. Er schwur mir und meiner Tochter Rache. Ich lachte ihn aus."

„Können Sie Ihre Aussagen beschwören?"

„Augenblicklich."

Der Herr Rath ließ sogleich die vor einem Crucifixe befindlichen Kerzen auf dem Rathstische

anzünden und nahm Schindler einen feierlichen Eid auf die Wahrheit seiner Angaben ab.

Als dies vorüber, bemerkte der Rath:

„Sie können gehen, müssen jedoch auf jede folgende Vorladung augenblicklich erscheinen und dürfen sich nicht von Wien ohne Erlaubniß des Gerichtshofes entfernen. Für heute sind Sie frei."

„Für heute, nur für heute?"

„Für heute sind Sie frei. Ich trage Ihnen übrigens auf, Ihre Tochter auf morgen um drei Uhr in mein Bureau zu bestellen. Wollen Sie dies nicht, so werde ich ihr eine eigene Vorladung zuschicken."

„Um Gottes willen, Herr Rath," sagte Schindler ganz niedergeschmettert, „meine Tochter soll ebenfalls verhört werden? — Dies bringt meinem Kinde den Tod; sie ist krank, der Arzt befürchtete gestern ein Nervenfieber. Ein schändliches Gerücht, das über sie und mich im Umlaufe ist, als wäre sie die Braut des Raubmörders Hirschmeyer, warf sie danieder."

„Dies können Ausflüchte sein," meinte der Rath. „Sie wollen Ihre Tochter Nichts aussagen lassen. — Ich habe kein Motiv, zu glauben, daß Ihre Tochter bis morgen Nachmittags nicht erscheinen könne. Ich werde den Gerichtsarzt zu ihr schicken und von diesem erfahren, was an der Sache ist; findet er Ihre Tochter gesund, dann lasse ich sie hieher „stellen", wenn sie nicht freiwillig kommt."

„Ach, du mein gütiger Himmel!" stammelte Schindler, „so seien Sie doch so barmherzig, Herr Rath, dieses schüchterne, geängstigte Kind in dieser ihrer schrecklichen Gemüthsstimmung nicht hieher zu bescheiden. Sie fällt ja hin wie ein Stück Holz, wenn sie vor dem Criminal-Gerichte erscheinen soll."

„Was gibt es da Fürchterliches?" erwiderte der Rath. „Ein gutes Gewissen tritt hier wie eine Braut in die Kirche. Ich glaube, daß meine Zumuthung, bei Gericht eine Auskunft zu geben, weit weniger schrecklich ist, als die Beute eines Menschen zu werden, der allem Anscheine nach auf dem Hochgericht sterben wird."

„Aber das habe ich ja nicht ahnen können, daß dieser Hirschmeyer ein Raubmörder werde."

„Hätten Sie sich früher um ihm erkundigt, als Sie ihm die Hand Ihrer Tochter zusagten und Sie sie ihm gewissermaßen als eine Belohnung zusicherten, wenn ein Vergehen gelänge, so stünden Sie nicht hier; allein Sie verblendete sein erlogener Reichthum! Pfui, Herr Schindler, Sie sollen sich schämen, des elenden Mammons wegen ein Kind zu opfern und dasselbe sogar noch zur Lockspeise für einen Zollfrevel zu machen! Sie sind Einer der reicheren Bürger Wiens, danken dem Staate Alles, was Sie besitzen, und gängeln Schmuggler und Freibeuter selbst auf Kosten Ihres Familienglückes? Schämen Sie sich, Herr Schindler!"

Der Rath nahm die Acten und ging damit in ein Nebenzimmer.

Schindler schlug die Augen zu Boden und war wie vernichtet.

Auf einmal tönte eine bekannte Stimme an Schindler's Ohr.

Es war die des Gerichtsbeisitzers Waschhuber, der, so unbedeutend er war, sich doch ein Ansehen geben und dem unglücklichen Familienvater einen Stoß auf's Herz versetzen wollte.

„Wir sind ein wenig gar zu dumm, ich will nicht sagen schlecht gewesen", hub Waschhuber an; „mit so vielem Gelde, das wir besitzen, mit einem bekannten Spitzbuben uns in ein intimes Verhältniß einzulassen! Wir können jetzt in ein rechtes Malheur hineinrennen, wenn Gott sich unser nicht erbarmt. Er wird sich aber unser nicht erbarmen, weil wir dümmer als dumm sind! — Wir haben, wie wir hören, dreimalhunderttausend Gulden im Vermögen, hätten wir damit nicht zufrieden sein können? Wär' dies nicht genug gewesen, um unser Kind glücklich zu machen? Hätten wir mit diesem Vermögen nicht einen Gatten für unsere Tochter finden können, der reich an Tugenden, hoch an Ehren und stark an Rechtschaffenheit gewesen wäre? — Nein, wir Rhinozeros ziehen einen Dieb als Schwiegersohn vor, geben uns in das Gespötte der Leute, bringen unser einziges Kind so in's Gerede, daß dasselbe nicht einmal ein hergelaufener Kerl mehr nimmt. — Geben wir uns jetzt alle möglichen Namen, nennen wir uns jetzt Dummkopf, Schwachkopf, Tollhäusler, Narr und Tölpel, und gehen wir jetzt nach Hause zum Essen, denn es hat bereits zwölf Uhr geschlagen."

Mit diesen Worten ging Waschhuber zur Thüre hinaus.

Georg wieder einige Bitterkeiten gesagt und hat den guten Menschen abermals verscheucht."

„Das wäre wol möglich," versetzte Marie eben so kalt.

„Sie haben ja heute ein Phlegma, wie unsere alte Hausmeisterin, welche den ganzen Tag schläft."

„Und ist mein Vater fortgegangen?"

„Ja," antwortete der Arzt. In Folge eines Rencontre mit Frau Walpurga."

„Ich habe ihn toll gemacht," sagte Walpurga.

„Schon wieder?" fragte Marie.

„Ich leugne nicht, ich bin ihm etwas dick gekommen. Ich habe mich geärgert, daß er Georg nicht zu Ihnen ließ."

„Aber mein Gott, Walpurga, das geht Sie ja Nichts an!"

„Nichts an? Wer soll denn hernach reden für Sie, wenn ich es nicht thue?"

„Ich danke Ihnen nicht dafür, wenn Sie meinen Vater rabiat machten."

„Ei der Tausend! Er hat es nicht besser verdient. Ich habe ihm aber die Wahrheit so gezeigt, daß er wie ein Wüthender zur Thüre hinaus ist: „Mich sollt Ihr nicht mehr sehen!" rief er und stürzte fort."

Marie stieß einen Schrei aus und sank in ihr Kissen zurück.

„O, mein Vater!" rief sie. „Es ist zu viel, was ihm geschehen! Schlag auf Schlag! Der alte Mann kann das nicht ertragen. — Herr Doctor, lassen Sie mich aus dem Bette, ich suche meinen Vater! — Gott sei Ihnen gnädig, Frau Walpurga, wenn ich meinen Vater nicht finde!"

---

17. Kapitel.

Das Vorzimmer des Baron Rothschild.

Wo eilte Schindler hin? Wollte er sich ein Leid anthun? — Wollte er durch die Angst, in welche er seine Tochter und die böse Zunge von Haushälterin versetzte, diese auf andere Gedanken bringen?"

Schindler rannte wie ein Besessener fort.

Sein Weg führte ihn nach der Stadt, in dieser eilte er durch mehrere Straßen, man möchte sagen, wie ein gehetztes Wild, bis er endlich von Jemandem am Arme gepackt und ihm zugerufen wurde:

„Nun, Herr Schindler, wie stehen die Sachen bei Gericht? Wie hat der Criminalrath Ihre Angaben aufgenommen?"

Der also sprach, war der Doctor Mühlbach, derselbe Advocat, den Schindler in seiner mißlichen Lage zu Rathe gezogen hatte.

Schindler gewann erst nach einigen Secunden Fassung.

„Herr Doctor," sagte er, „mir ist es bei Gericht schlecht ergangen, noch schlechter aber, als ich wieder nach Hause kam."

„Ich kann Ihnen hier auf der Straße nicht viel sagen," versetzte Mühlbach. „Was ich Ihnen mitzutheilen habe, erfordert, daß wir ruhig und ungestört miteinander sprechen. Würden mich meine Geschäfte nach Hause führen, so müßten Sie mich begleiten. Ich habe aber einen dringenden Gang abzumachen. Baron Rothschild hat mich ersuchen lassen, zu ihm zu kommen. Kommen Sie deshalb Abends zu mir, guter Herr Schindler."

„Zu Baron Rothschild müssen Sie, Herr Doctor? Da besuchen Sie ja einen meiner heftigsten Feinde. Sie werden sehen, kommt die Rede auf mich, so wird Sie der Baron ganz gewiß gegen mich stimmen."

„Der edle Rothschild Ihr Feind," entgegnete Mühlbach. „Was bilden Sie sich ein! Dieser treffliche Mann ist keines Menschen Feind, am wenigsten der Feind eines braven Mannes und gebeugten Familienvaters, wie Sie!"

„Alles recht, aber der Baron hält es mit meiner Tochter und mit meinem gewesenen Gesellen Georg."

„Täuschen Sie sich nicht?"

„Gewiß nicht."

Schindler erzählte nun seinem Rechtsfreunde Alles, was er mit dem Baron Rothschild verhandelt, und auch die letzte Zusammenkunft mit ihm und schilderte die barsche Weise, in welcher er sich von dem Baron verabschiedete.

„Sie waren unartig, Herr Schindler," erwiderte Mühlbach; „auf solche Weise benimmt man sich nicht gegen Ehrenmänner. Aus dem, was ich jetzt vernommen, geht nicht hervor, daß der Baron Ihr Feind ist, im Gegentheile, er nimmt den wärmsten Antheil an Ihrem Familien-Glücke."

„An meinem Familien-Glücke," versetzte Schindler. „Einen sauberen Antheil! Mir in's Gesicht zu sagen, ich müßte den verhaßten Georg noch förmlich bitten, daß er meine Tochter heirate! Spricht so ein Freund, ein Mann, der einen gekränkten Vater vor sich hat? Nein, so spricht ein Feind, ein bitterböser Feind, ein schadenfroher Widersacher, ein Gegner auf Leben und Tod!"

Während dieses Gespräches ging Schindler mechanisch neben Mühlbach her und merkte es nicht einmal, daß er auf die Freiung gerathen und geradezu vor das Haus „zum römischen Kaiser", in welchem, wie der Leser weiß, Baron Rothschild wohnte.

„Kommen Sie mit herauf zu dem Baron," sagte der Baron, „sobald ich des Barons Angelegenheit besprochen, will ich Ihrer Besorgnisse erwähnen und Rothschild wird Sie bei ihm eintreten lassen und Sie gewiß überzeugen, daß Sie ihm Unrecht thun."

„Ich mit dem Baron sprechen? Dem ich gesagt, daß er und ich nun miteinander ausgeredet hätten! Was müßte sich der Baron von mir denken! Er müßte denken, ich sei gekommen, um so zu handeln, wie er wünscht, und davor soll mich der Himmel bewahren!"

„Nun, so reden Sie nicht mit dem Baron, lassen Sie sich nur, so lange ich bei ihm bin, im Vorzimmer nieder, ruhen Sie aus; Sie sind ganz echauffirt! Sobald ich meine Geschäfte beendet, begleiten Sie mich in meine Kanzlei und Sie erhalten dann Instructionen, wie Sie sich zu benehmen haben, damit Ihr häuslicher Jammer einmal endet und Sie wieder Ihren Frieden finden können."

Schindler ließ sich in's Vorzimmer des Barons führen und versprach, dort zu warten.

Als Doctor Mühlbach mit Schindler eintrat, fanden Beide das Vorzimmer gefüllt mit Herren und Frauen, welche hier gleichsam antichambrirten.

Der Kammerdiener Müller eilte, als er den Doctor Mühlbach erblickte, auf ihn zu und rief:

„Es ist gut, Herr Doctor, daß Sie schon hier sind, der Herr Baron wünscht, daß Sie sogleich bei ihm eintreten möchten. Die Angelegenheit ist höchst dringend."

Doctor Mühlbach begab sich in das Bureau des Barons.

Schindler ließ sich auf einem Stuhle neben dem Ofenschirm nieder und betrachtete sich die Herren und Frauen, die hier eintraten.

Da gab es Personen aus allen Ständen, sogar ein katholischer Pfarrer vom Lande war zugegen. Den Pfarrer hatte der Baron zu sich bestellen lassen, um ihm für eine durch Feuer verunglückte Gemeinde eine reiche Spende einzuhändigen.

„Gottes Wunder!" rief ein Mann, der ebenfalls hier wartete, „was ist der große Baron für ein großer Baron! — Herr Kammerdiener Müller, haben Sie schon jemals gedient einem edleren Menschen, als dem großen Baron Rothschild? Lahm will ich werden, blind, taub und stumm, meine Füße sollen aussehen, wie die Füße eines Schlachtpferdes, das alle vier Hufe verloren bei der Schlacht von Waterloo, wenn ein zweites Exemplar wie Baron Rothschild in der Menschheit des ganzen Continentes zu finden ist! — Herr Kammerdiener," setzte der Mann hinzu, „da ich nun den großen Baron gelobt, wie einen großen Baron, Herr Kammerdiener, so lassen Sie mich zu ihm hinein, zu dem großen Baron!"

„Das kann jetzt nicht sein," versetzte Müller. „Sie wissen ja, wer soeben bei meinem Herrn eingetreten ist. Wenn sein Rechtsfreund bei ihm ist, darf ich Niemand melden."

„Wie heißt Niemand? Wer ist der Niemand? Wie heißt Rechtsfreund! Was kann so ein Rechtsfreund bei ihm wollen? Nutzen schafft er dem Baron keinen, aber ich bring' Nutzen! — Gehen Sie hinein und melden Sie mich und sagen Sie, ich sei mehr als ein Rechtsfreund, ich sei mehr als ein Minister, ich sei mehr als ein König; hören Sie wohl zu, was ich sage, melden Sie dem Herrn Baron: Der Schwager von unserem Herrgott sei da!"

„Wer sind Sie?" fragte der Kammerdiener.

„Der Schwager von unserem Herrgott, und für diesmal genug."

„Ich werde es dem Baron sagen," versetzte Müller, lachte und ging in das Bureau.

Baron Rothschild kam allsobald heraus.

„Den Schwager von unserem Herrgott darf ich nicht warten lassen," sagte der Baron zu

hören ja, daß sie auf den Tod krank ist. Diese Ihre Aeußerungen würden ihr ja das Herz abstoßen."

„O, der betrogene Georg stößt ihr nicht das Herz ab. Da gibt es ganz andere Leute, welche dies thun. Uebrigens hat sie auch einen sehr gescheidten Vater, einen Vater, der sehr wundervolle Briefe schreibt; dieser Vater mit seinen dreimalhunderttausend Gulden wird sein Kind schon trösten! Leben Sie wohl, Herr Schindler, ich gehe jetzt meinen Geschäften nach. Ich lasse die Tischlerhölzer in meine Werkstatt bringen, die auf Credit zu erhalten Sie mir den Weg verrammelten. Ich bezahle diese Hölzer nun bar; dagegen können Sie wol Nichts haben. Oder darf ich dies vielleicht auch nicht?"

Schindler wollte antworten, aber Georg war bereits fortgegangen.

Schindler lief wie ein Verzweifelter in seiner Stube herum.

„Es ist zu viel!" sprach er. „Es ist zu arg, wie man mit mir umspringt. Dieser Georg, dieser Bursche, der vor mir völlig im Staube sich wand, dieser hergelaufene Mensch setzt sich jetzt auf's hohe Pferd und thut gerade so, als wenn er, wie ich, dreimalhunderttausend Gulden, ja wenn er sechsmalhunderttausend Gulden im Vermögen hätte! — Es war noch gar nicht die Rede davon, daß ich ihm jetzt meine Tochter an den Hals werfen möchte, und er setzt mir, ohne noch meine Gesinnung zu wissen, den Stuhl vor die Thür'! — Nun warte, Gelbschnabel, das soll Dir nicht unvergolten bleiben. Es wird mir gewiß Etwas einfallen, Dir Dein rücksichtsloses, ja unbarmherziges Betragen gegen mich und meine Tochter zu vergelten."

Frau Walpurga kam jetzt rasch zur Thüre herein.

„Aber was ist denn das?" schnaubte sie den Meister an, „Mamsell Marie hat von ihrem Fenster aus Georg in's Haus treten sehen und nun ist er nicht mehr da! Gewiß haben Sie, Herr Schindler, ihm wieder solche Bitterkeiten gesagt, daß der arme Mensch davonlief? Um Gottes willen, was haben Sie angerichtet! Sie riskiren ja, daß das arme Kind den Verstand verliert; Sie sind ja schlechter als der Hirschmeyer, der hat doch nur fremde Leute umgebracht, aber Sie morden das eigene Fleisch und Blut."

„Laß Sie mich ungeschoren, Sie alter Hausdrache, Sie ist auch auf die Welt gesetzt worden, mir die Welt zur Hölle zu machen."

„Ei? Ich mache Ihnen die Welt zur Hölle? — Sie thun dies. Sie sind der Unglückliche, der, besessen vom Geldteufel, Hochmuthsteufel, Geizteufel, vom Zankteufel, vom Teufel des Unfriedens und vom Teufel des Neides, dieses friedliche Bürgerhaus in die Wohnung des Satans verwandelt hat. — Wenn jetzt Mariens Mutter aus dem Grabe aufstehen und sehen könnte, wie abscheulich, wie heimtückisch ihr geliebtes Kind behandelt wird. — Haben Sie vergessen, was Sie Ihrer Seligen auf dem Sterbebette versprochen, gelobt und zugeschworen haben? — Schindler," sprach sie, „das Leben und das Glück unserer Marie leg' ich Dir an's Herz," und Sie jagen Marie in Elend und Tod?! — Können Sie denn bleiben in dem Zimmer, in welchem das Portrait Ihrer unvergeßlichen, tugendhaften, engelsguten Frau ist? — Da schauen Sie hin, was sie Ihnen für Blicke zuwirft. „Schindler," scheint sie zu sagen, „auf diese Art hältst Du Dein Wort? Auf diese Art löst Du Deinen Schwur? Schindler, ich verklage Dich bei Gott! Schindler, geh' in Dich oder fürchte die Strafe des Allmächtigen!"

„Hör' Sie auf mit Ihren entsetzlichen Reden oder ich verlasse Sie und mein Kind und wandere aus. Mit meinem Gelde werde ich überall willkommen sein."

„Mit Ihrem Gelde! Das dritte Wort immer wieder das Geld, das noch in keines Menschen Hand so viel Unheil angerichtet hat, als in der Ihrigen! Ich wünschte, Sie wären ein Bettler, dann wären Sie doch ein Mensch geblieben, indeß Sie jetzt ein Bär, eine Hyäne, ein Tiger sind! Doch weshalb vergleiche ich Sie mit diesen edlen Viehern. Der Bär, die Hyäne, der Tiger lieben ihre Jungen und sorgen für sie, indeß Sie herzloser, gefühlloser Schakal nur beklagen, daß Sie Ihr Junges nicht zerfleischen und aufzehren können!"

Schindler fuhr auf die Haushälterin los und wollte sie im höchsten Grimme am Halse packen.

„Wie Sie mich angreifen, rufe ich die Krämerswitwe mit ihren drei Töchtern zu Hilfe. Doch sehe ich den Doctor kommen, den schickt

unser Herrgott; dem Doctor sage ich Alles, denn ein Doctor muß Alles wissen."

„Mich seht Ihr nie wieder," tobte Schindler und stürzte zur Thüre hinaus, rasch an dem Arzte vorübereilend.

Die Bestürzung war nicht gering, als Frau Walpurga in solcher Aufregung Herrn Schindler aus dem Hause eilen sah.

„Was ist geschehen?" fragte der Doctor. „Herr Schindler hat mich ja fast über den Haufen gerannt."

„Ach, ich bin doch wol zu weit gegangen!" versetzte die Haushälterin. „Ich fühle es, in meiner Liebe zu Marien, die ich großgezogen, an der ich Mutterstelle vertrat, konnte ich mich nicht mäßigen."

„Dies bemerkte ich schon gestern," versetzte der Doctor. „Sie haben den alten Herrn gewiß dadurch am meisten gereizt, daß Sie ihn verhöhnten."

„Es ist dies leider meine Weise."

„Was sagte er, als er ging?"

„Anfänglich sagte er, daß er sein Geld nehmen und auswandern wolle; das versetzte mich in den höchsten Zorn und als ich hierauf etwas sehr Kräftiges erwidert, schrie er: Ihr sollt mich nicht mehr sehen! — Er wird sich doch nicht in's Wasser stürzen?"

„Warum nicht gar!"

„Er hat einen selbstmörderischen Gedanken schon einmal gehabt. Vor fünfzehn Jahren standen bei einem Baumeister fünfzehntausend Gulden auf dem Sprunge, da wollte er sich aufhängen. Man konnte ihn nicht allein lassen. Tag und Nacht war Jemand um ihn. Er war völlig wahnsinnig. Erst als er sein Geld gerettet hatte, kam er wieder zur Besinnung."

„Aber wenn Sie wissen, welch' ein exaltirter Mensch Herr Schindler ist, warum hetzen Sie ihn so?"

„Ach, Herr Doctor, ich habe schon gesagt, ein Mann wie Sie müsse Alles wissen, so entdecke ich Ihnen denn, daß ich der Meinung war, Herr Schindler werde mich nach dem Tode seiner Frau heiraten; er that es aber nicht."

„Ich habe mir dergleichen wol gedacht," versetzte der Doctor.

„Er hätte mich wol geheiratet. Wenn mein Bruder, der eine reiche Frau genommen und keine Kinder hat, Witwer geworden, wäre ich bereits Schindler's Frau. Von meinem Bruder hätte ich viel geerbt, aber da starb mein Bruder und von seiner Witwe habe ich Nichts zu erwarten."

Man hörte Marie laut den Namen Walpurga rufen.

„Wir wollen zur Kranken," sprach der Doctor.

„Aber was ihr sagen? Georg ist nicht zu ihr gekommen, der Vater ist auf und davon!"

„Ich werde erst sehen, ob sie sich vollkommen erholt hat; ist dies der Fall, dann können Sie ihr nach und nach beibringen, was Marie zu wissen nöthig hat."

Der Doctor und Walpurga traten in die Krankenstube.

Marie saß im Bette, hatte Toilette gemacht und sang ein Liedchen.

„Das höre ich gerne!" sagte der Arzt. „Wenn die Patienten singen, muß der Doctor sich verneigen und Abschied nehmen, denn da hat er Nichts mehr zu thun."

„Ach, Herr Doctor, mir ist sehr wohl," sprach Marie, „mir ist so leicht um's Herz, als wenn ich neu geboren wäre!"

„Sie überraschen mich!"

„Ein Traum hat mich erquickt, ein schöner, herrlicher Traum! Mir träumte, Georg hätte mir geschrieben: „Ich weiß schon Alles. Ich klage Dich nicht an; was kannst Du für die Unbesonnenheit Deines Vaters! — Marie, Du wirst mein Weib, und wenn dann Jemand Deine Ehre angreift, dann hat dieser es mit mir zu thun." Ist dies nicht ein schöner Traum?"

„Wenn er nur ausginge," sagte Walpurga. „Nicht einmal in die Lotterie kann man ihn setzen!"

„Wo ist mein Vater?" fragte Marie. „Er war ja zu Hause! — Wie ist es ihm bei Gericht ergangen?"

„Er hat Nichts davon erwähnt! Georg war auch da."

„So—?" dehnte Marie ziemlich gleichgiltig.

„Hören Sie; Sie haben jetzt das „So?" ausgesprochen, als wenn ich gesagt hätte, der Rauchfangkehrer war auch da! Es scheint," setzte Frau Walpurga hinzu; „der Herr Papa hat

dem Manne, den ihm der Kammerdiener bezeichnete. „Wie kommen Sie dazu, sich dafür auszugeben?“

„Herr Baron,“ versetzte der Angesprochene, „ich habe Ihnen ein Geschäft vorzuschlagen, ein Geschäft, das zweihundert Percent abwirft. Auf Ehre!“

„Ich will Nichts von einem Geschäft wissen,“ antwortete der Baron, „ich will wissen, wie Sie dazukommen, sich für den Schwager von unserem Herrgott auszugeben?“

„Herr Baron,“ erwiderte der Mann, „es ist die reine Wahrheit, ich bin wirklich der Schwager von unserem Herrgott. Wollen Sie wissen, wieso ich der Schwager bin, so werde ich es Ihnen erklären: Es waren zwei Schwestern,“ hub der Mann an, „die eine habe ich genommen, die andere hat Gott genommen, daher bin ich sein Schwager! — Ist es wahr oder nicht?“

„Sie sind ein Bonmotist, der das Heiligste nicht schont,“ versetzte der Baron. „Solche Leute sind mir unausstehlich! Lassen Sie sich in meinem Hause nicht mehr sehen!“

Der Baron kehrte in sein Bureau zurück und ließ den Unverschämten stehen.

„Nun sage mir Einer!“ rief der Mann mit dem unanständigen Witze, „was man thun muß, daß Einem der Baron anhält! — Man soll hohe Verwandte haben, will man hier Geltung erhalten, und soll einflußreiche Männer kennen! Nun bin ich der Schwager vom Allerhöchsten und für den großen Baron noch zu wenig. Wehe geschrien über den großen Baron! — Vier Wochen habe ich gestudirt über diesen Witz. Gemacht habe ich ihn in achtundzwanzig Nächten! Was ist nun zu thun? — Ich geh' zu dem kleinen Lämmel, vielleicht goutirt dieser meinen kühnen Gedanken.“

Er ging.

Nun trat eine Frau herein mit einem kleinen Mädchen.

„Kann ich den Baron sprechen?“ fragte die Frau.

„Was wünschen Sie von ihm?“ erwiderte der Kammerdiener.

„Ich möchte den Baron bitten, dieses mein Kind, ein Wunderkind, anzusehen und anzuhören. Meine Sali ist fünf Jahre alt und weiß bereits zweiundsiebenzig Gedichte auswendig. Diese Gedichte declamirt sie alle zweiundsiebenzig nach einander ohne Souffleur, macht mit den Füßen Stellungen dazu und strickt, während sie die zweiundsiebenzig Gedichte hersagt, einen Kinderstrumpf.“

„Der Herr Baron hat keine Zeit.“

„So wird sie nur sechsunddreißig Gedichte hersagen und nur einen halben Kinderstrumpf stricken. Melden Sie mich.“

Der Kammerdiener ersuchte die Frau, ein anderes Mal zu kommen.

Jetzt erschien ein Mann und ließ den Baron bitten, bei dem Kinde, das seine Frau gestern geboren, zu „Gevatter“ zu stehen.

„Sie scheinen nicht zu wissen,“ bemerkte der Kammerdiener, „daß dies unmöglich ist. Der Herr Baron gehört nicht dem christlichen Glauben an.“

„Dies hat Nichts zu sagen,“ antwortete der Mann, „daraus mache ich mir Nichts.“

„Ich will nicht daran zweifeln, daß Sie sich hieraus Nichts machen,“ versetzte der Kammerdiener. „Aber ein Nichtchrist wird in der katholischen Kirche als Pathe nicht angenommen, darf nicht angenommen werden.“

„Ich lasse den Herrn Baron bitten, dennoch dieses „christliche Werk“ auszuüben und seinen Cassier als Taufpathen zu senden. Verstehen Sie, den Cassier, dieser wird doch ein Christ sein?“

„Ich werde Ihr Ansuchen melden.“

Der Kammerdiener kam zurück und überbrachte dem Manne fünfzig Gulden.

„Der Herr Baron übersendet Ihnen dies für die Wöchnerin und laßt Sie ersuchen, einen anderen Gevatter zu wählen.“

„Fünfzig Gulden nur,“ bemerkte der Mann, „fünfzig Gulden als Pathengeschenk vom Baron Rothschild! — Da hat mir im vorigen Jahre der Großhändler Wertheimstein achtzig Gulden gegeben. Ich finde, Baron Rothschild wird immer geiziger!“

Er steckte die fünfzig Gulden in seine Brieftasche und ging ganz ärgerlich fort.

„Das Vorzimmer des Barons Rothschild,“ sagte Schindler, „ist doch höchst interessant. „Besonders, wenn man mit eigenen Augen sieht und mit eigenen Ohren hört, welche Masse von Leuten auf seine Großmuth losstürmen, welch' ein in-

discretes Gesindel auf ihn speculirt! Wenn man sieht," setzte Schindler hinzu, „daß sich dies Alles wirklich ereignet hat und daß die Unverschämtheit in der Anmeldestube den höchsten Grad erreicht, so begreift man, welchen Unwillen die Reichen öfter gegen die Bettler empfinden müssen."

Neuerdings ging die Thür auf und herein traten Marie und — Georg, von der Haushälterin begleitet.

Schindler traute seinen Augen kaum.

Die drei soeben Angekommenen bemerkten Schindler nicht,

Schindler machte hinter dem Rücken derselben gegen den Kammerdiener eine bittende Geberde, daß er seine Anwesenheit nicht verrathen möge. Er legte den Finger auf den Mund und sah den Kammerdiener mit Blicken an, die seinen Wunsch aussprachen. Hierauf drückte sich Schindler hinter den Ofenschirm und horchte ängstlich auf das, was Marie und Georg sprechen würden.

„Ist mein Vater nicht hier?" fragte Marie mit Thränen in den Augen.

„In diesem Momente sehe ich ihn nicht," antwortete Müller.

„Ich bin todtkrank," sagte Marie, „dessenungeachtet habe ich mich aus dem Bette gerafft mit unserer Haushälterin. In allen Häusern, in welchen mein Vater bekannt ist, habe ich ihn bereits gesucht. Auf der Stiege begegneten wir Georg. Er und ich fragen Sie, Herr Müller, um Gottes willen, was ist mit meinem Vater vorgegangen?"

Sie sank erschöpft auf einen Stuhl.

18. Kapitel.

In Walberg.

Das achte Kapitel des zweiten Theiles unseres Romanes schlossen wir mit den Worten: „Wenn der gütige Leser vermeint, in Walberg an der bairischen Grenze würden Wagmann's Mörder ergriffen, so irrt der gütige Leser, in Walberg hat sich etwas ganz Anderes zugetragen."

So war es auch.

Als Therese, Wagmann's Bruder, Christoph und die Jäger des Streifcommandos dort ankamen, fanden sie allerdings die beiden Verbrecher, aber sie fanden sie in ihrem Blute, sie fanden sie todt, gefallen den Einen von des Anderen Hand, den Letzteren durch einen Selbstmord getödtet.

Paul, der Mann des bösen Weibes, welches in Margarethen hauste, hatte auf der langen Flucht keinen Branntwein getrunken; er war nüchtern geblieben und sein Gewissen, das der Trunkenbold durch betäubende Getränke zum Schweigen gebracht, erhob nun seine Stimme um so lauter und schrie ihm das entsetzliche Wort „Mörder" unaufhörlich zu. Alle seine Verbrechen hielt ihm seine innere Stimme vor und am gräßlichsten die Blutthat an Wagmann, die sicher seine scheußlichste war.

Anfangs suchte er sein Verbrechen vor sich selbst zu beschönigen. Er sprach zu sich: „Wol war ich der Mörder des Unglücklichen, aber nicht aus meinem Willen ging der Banditenstreich hervor; Hirschmeyer stachelte mich durch mein Weib hiezu auf. Mein entsetzliches Weib empfing den Lohn, ich nur den Fluch, den Fluch der Sünde."

Als der Mörder von den Furien des Gewissens und seiner Angst gepeitscht, gejagt wie ein schweißtriefender Hirsch — bei einem Gewitter, wie seit Menschengedenken kein gräßlicheres gehaust, durchnäßt und von Kälte erstarrt, in der Nähe von Walberg ankam, mußte er in einem einsam stehenden Wirthshause Schutz vor dem gräßlichen Unwetter suchen. Er vermochte nicht einen Schritt weiter zu thun.

Die schmutzige Stube wimmelte voll Menschen, die alle hier Unterstand fanden. Ein dichter Tabakqualm machte den unheimlichen Ort so düster, daß man die eigene Hand vor den Augen nicht hätte erkennen können.

„Zusammenrücken!" herrschte der Wirth einer Truppe Bauern zu. „Zusammenrücken, oder nach Hause gehen; Ihr zecht schon seit zwei Uhr Mittags, jetzt wird's sogleich Mitternacht und keiner rührt sich von seinem Platze; ich dächte doch, daß Ihr Euch fortpacken könntet; Ihr seid vom nächsten Dorfe, indeß die Reisenden von weit und breit herkommen und in diesem Grenzorte nirgends ein Obdach finden können, als bei mir."

„Nach Hause gehen wir nicht," sagte einer der Bauern, „wir müssen noch Jeder ein paar Maß Bier zugrunde richten, aber Platz wollen wir dem Fremden machen, wenn er hier vorlieb nehmen will."

„Gebt mir ebenfalls Bier!" sagte Paul zum Wirth, „und hängt meinen Rock zum Ofen, damit der Regen abläuft und der Rock trocknen kann."

Der Wirth nahm den Rock und die Mütze Pauls und hing Beides an den Ofen.

„Habt Ihr denn häufig solche Gewitter in Euren Bergen?" fragte Paul die Bauern.

„O ja," versetzte einer der Angeredeten; „der Regen ist bei uns nichts Neues, aber heute ist ein Wolkenbruch niedergegangen und Blitz und Donner sind so entsetzlich, wie noch nie. Ich hab' ein solches „Remissori" in dieser Gegend noch nicht erlebt."

Der Bauer endete kaum seine Rede, als wieder ein Blitz den Himmel spaltete und ein Donnerschlag folgte, als sollte die Erde mitten entzwei bersten.

Die ganze Stube stand mehrere Secunden wie in einem Flammenmeere.

„Jesus Maria!" rief eine Weiberstimme.

Wagmann's Mörder horchte hoch auf und starrte nach der fernen Ecke der Stube, aus der die Stimme tönte. Wieder folgte ein eben so entsetzlicher Blitz und gräßlicher Donnerschlag. Paul starrte nach der Ecke der Stube und sagte für sich:

„Meiner Seele, mein Weib sitzt dort und der Schurke Hirschmeyer sitzt bei ihr! Ich will mich nicht sehen lassen, sonst vereitle ich meine Anschläge!"

Er verbarg sich hinter den Bauern, die ihn mit ihren breiten Hüten ganz verdeckten und nahm unbemerkt ein großes Messer vom Tische, mit welchem die Bauern ihr Brod geschnitten hatten.

Nun ertönte ein Geräusch wie von Waffen.

Alle Personen, welche von Preßbaum aufgebrochen waren, traten herein. Die Jäger mit ihren Stutzen hinter ihnen.

Hirschmeyer erblickte kaum die Eintretenden, so stand er auf und suchte die Thüre zu gewinnen. Paul bemerkte seine Absicht, packte ihn bei der Brust und herrschte ihm zu: „Steh, Elender! Bevor wir miteinander fertig sind, sollst Du keinen Schritt aus dieser Stube weichen!"

---

19. Kapitel.

Jeannette geht in die Falle.

Georg eilte, bevor er in das Haus Rothschild trat, noch in das Palais des Grafen Pahlau und überbrachte diesem die von dem Letzteren geforderte Chatouille, welche, wie der Leser sich erinnern wird, der Chatouille der Frau von Blümlein wie ein Ei dem andern ähnlich war.

Wie Georg sich den Besitz des Silber- und Goldbehältnisses, welches doch in dem Magazine des Herrn Schindler war, zu verschaffen verstand, wissen wir zur Zeit noch nicht, aber ohne Zweifel wird Georg es selbst sagen.

Als der Graf die Chatouille durch Georg erhielt, war er hoch vergnügt. Er wiederholte noch einmal, daß er dieser Meisterarbeit höchsten Orts Eingang zu verschaffen bemüht sein wolle, und versprach, für Georgs Glück väterlich zu sorgen.

Schon früher ließ er Jeannetten wissen, daß, sobald sie aus dem Schuldenarreste entlassen sein würde, sie nicht in die Wohnung der Frau von Blümlein zurückkehren, sondern ihn, den Grafen, besuchen möchte, da ja ohnehin Frau von Blümlein verreist sei.

Jeannette ging auch aus dem Polizeihause direct zu dem Grafen.

„Er wird mich für den ausgestandenen Schuldenarrest entschädigen," dachte sie, als sie im Vorzimmer wartete: „der Graf wird seinen Unwillen gegen mich vergessen haben und ich werde recht großmüthig belohnt werden."

Der Graf ließ Jeannette in seinen Salon eintreten.

Der Graf saß im Lehnsessel und schien überaus heiter und freundlich.

„Meine liebe Jeannette," sagte der Graf, „ich habe für meine Person eigentlich Nichts mit Ihnen zu sprechen. Ich bin nur der Bevollmächtigte der Frau von Blümlein und habe von dieser Ihnen den Dank für das gebrachte Opfer darzubringen, die Verhaftung im Polizeihause auszugleichen und Ihnen anzukündigen, daß Frau von Blümlein auf Ihre ferneren Dienstleistungen nicht weiter reflectire."

„Auf meine Dienstleistungen nicht weiter reflectire?" wiederholte Jeannette ganz betreten, „mein Gott, da wäre ich ja entlassen?"

„Es ist so," versetzte der Graf. „Frau von Blümlein hat bereits eine andere Kammerjungfer aufgenommen und diese ist auch schon mit der Post ihr nachgereist."

„Aber mir hätte doch gekündigt werden sollen."

„Sobald Sie, liebe gute Jeannette, einen halben Monat bezahlt erhalten, kann von einer Kündigung nicht die Rede sein."

„Also vierzehn Tage nur, wie ein gemeiner Dienstbote? Kammerjungfern, wenn sie wegen Abreise der Herrschaft schnell entlassen werden, erhalten einen Vierteljahrslohn."

„Darüber müßte ich mich im Dienstboten-Amte erkundigen. So lange mir keine amtliche Weisung zugekommen, muß ich mich strenge an die Aufträge der Frau von Blümlein halten."

„Aber dies können ja Euer gräfliche Gnaden nicht zugeben."

„Was kann ich nicht zugeben?"

„Daß ich so infam behandelt werde."

„Infam? Auf welcher Seite ist die Infamie?"

„Nun, ich will doch meinen, auf der Seite der gnädigen Frau? . . . Ich bin jetzt schon so lange in ihrem Hause, habe viel thun müssen, wozu ich eigentlich nicht aufgenommen wurde, war sehr häufig der Sündenbock der gnädigen Frau, habe tausend Lügen erfinden, habe alle ihre Intriguen ausführen müssen, welches mir am meisten auf's Herz fiel, wenn ich die Rücksichtslosigkeit mit ansehen mußte, mit der Euer gräfliche Gnaden von Frau von Blümlein behandelt wurden."

„Weiter im Texte!" erwiderte der Graf, „ich will alle Ihre Verdienste um Frau von Blümlein erfahren, meine gute, ehrliche, delicate Jeannette."

„Euer gräfliche Gnaden sind schon wieder empfindlich!" fuhr Jeannette fort; „ich bemerke es aus dem schneidenden Tone, mit welchem Eure gräfliche Gnaden die letzten Worte betonten; ich kann mir aber nicht helfen, ich muß wieder auf das Thema, daß Sie von Frau von Blümlein schmählich betrogen wurden, zurückkommen."

„Ich habe der Frau von Blümlein verziehen, was sie mir zugefügt, und wenn ich einmal verziehen, so trage ich Nichts nach; auch ist Frau von Blümlein jung und eine Witwe, und ich bin alt und muß mir Manches gefallen lassen. Ich bin von Weibern getäuscht worden, als ich noch vierundzwanzig Jahre alt war, weshalb soll ich mir jetzt, da ich ein Greis bin, über irgend eine Flatterhaftigkeit einer Schönen Gram bereiten . . . Ein anderes Thema, liebe, zartfühlende, charmante Jeannette, ein anderes Thema! Welche Verdienste haben Sie noch um Frau von Blümlein?"

„Wo komme ich denn jetzt her, Euer gräfliche Gnaden?"

„Aus dem Polizeihause."

„Wie bin ich denn in das Polizeihaus gekommen? Und auf welche Veranlassung?"

„Die Veranlassung war ein nicht bezahlter Wechsel, oder eigentlich der Rest eines nicht bezahlten Wechsels, den der Abschaum aller Advocaten, ein bekanntes, verworfenes, anrüchiges Subject, benützte, sein Müthchen an Frau von Blümlein zu kühlen und dabei drei Gauner und Wucherer zu verpflichten."

„Aber war ich denn auf dem Wechsel unterschrieben, hatte ich denn den Rest dieses nicht bezahlten Wechsels zu tilgen?"

„Gewiß nur Frau von Blümlein."

„Ich wurde aber eingesperrt!"

„Sie ließen sich selbst einsperren, gute Jeannette, oder glauben Sie, ich wisse nicht, wer der Gläubiger der Frau von Blümlein gewesen? Sie waren es, Mamsell, und sind noch im Besitze mehrerer Wechsel auf Ihre Herrschaft, welche Sie mit Wohlthaten überhäufte, die Sie zum Danke dafür in die gröbsten Wuchernetze lockten und endlich selbst den unerhörtesten Wucher mit ihr trieben?"

„Das ist nicht wahr!"

„So spricht man nicht mit mir!"

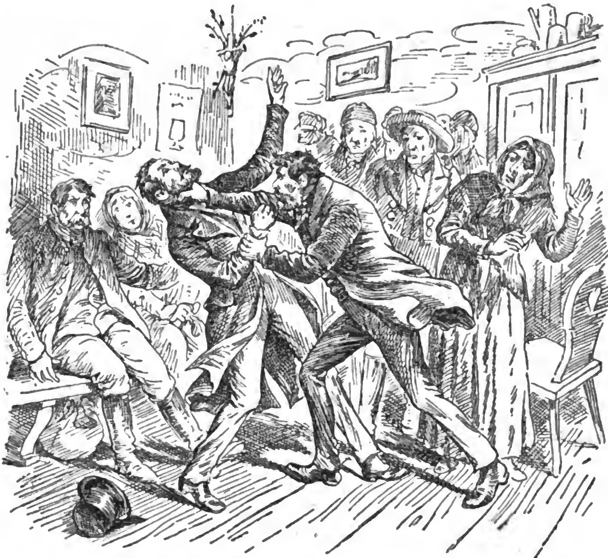
„Das ist nicht wahr! Ich fordere Beweise."

„Soll ich den Doctor Reißer kommen lassen und ihr, Sie unverschämte Person, in's Gesicht sagen lassen, was Sie mit Ihrer Frau für schändliche Dinge getrieben? Sogleich wird Doctor Reißer hier eintreten, dessen elendem Treiben ich ein Ende gemacht und der als Begünstiger des

Wuchers, Rabulist und Veruntreuer wol am längsten wird Advocat gewesen sein."

„Und wenn ich so klug war," antwortete Jeannette mit einer Frechheit, die nur ihr eigen war, „wenn ich so klug war, von dem Gelde, das Frau von Blümlein jahraus, jahrein in die Taschen der Wucherer zu spielen bemüht war, auch ein kleines Sümmchen in meinen Säckel zu leiten, kann man mich darüber zur Rede stellen? Sie aber wo ein weibliches Wesen so entartet ist, wie Du, da sind Gnade und Nachsicht übel angewendet, und nun, Diebin, mache Dich auf das Aergste gefaßt."

„Diebin! Wem habe ich Etwas gestohlen? Und wenn Sie ein Herzog wären, Herr Graf, so leide ich eine solche Beschimpfung nicht von Ihnen. Diebin! Diebin! Nehmen Sie dies Wort zurück oder Sie haben ein paar Augen zu viel!"



„Steh', Elender! Bevor wir mit einander fertig sind, sollst Du keinen Schritt aus dieser Stube weichen!"

soll nur klagen, diese lüderliche Madame, wir werden sehen, wer die Lacher auf seiner Seite hat!"

„Jetzt, Verworfene, ist Dein Los gefallen!" tobte der Graf und sprang vom Stuhle auf. „Ich wollte auf gutem Wege mit Dir fertig werden,

„Es ist Alles entdeckt!" tobte der Graf. „Während Du, elende Creatur, im Polizeihaus saßest, kam ich der gestohlenen Chatouille auf die Spur. Kennst Du sie noch?"

Der Graf zog an einer Glockenschnur und

in diesem Augenblicke trat ein Commissär ein und mit ihm zwei Domestiken des Grafen, welche die von Georg dem Grafen überbrachte Chatouille auf den Tisch setzten, den Deckel der Chatouille aufrissen und Jeannette einen Blick auf das reiche Silber werfen ließen, das hier aufgespeichert lag.

Jeannette stieß einen Schrei aus und sank auf einen Stuhl.

„Haben Sie die Güte, Ihres Amtes zu handeln," sagte der Graf und verließ den Saal.

Ein Actuar trat ein.

Die Bedienten entfernten sich.

Als Jeannette sich wieder erholte, begann der Commissär die üblichen Fragen, welche Jeannette mit steigender Angst und heftigem Weinen beantwortete. Endlich fragte der Commissär:

„Wann hat Sie den Diebstahl begangen?"

Sie beichtete ganz offenherzig.

Der Actuar schrieb jedes Wort nieder.

Endlich fragte sie der Commissär:

„Und wo verbarg Sie den Raub?"

„In meinem Zimmer."

„Und wo dann später?"

„Da Sie die Chatouille gefunden haben, so wissen Sie ohnehin schon Alles!"

„Nein, Sie muß jeden Umstand genau angeben. Sie muß ein offenes Geständniß ablegen. Ihre Sache ist es, die reine Wahrheit zu sagen, wenn Sie sich Ihre Lage nicht noch verschlimmern will."

Jeannette war nun sehr umständlich.

„Als ich die Chatouille einmal in meinem Zimmer hatte," sagte sie, „so war es mir ein Leichtes, sie fortzubringen. Nach dem Plane meines Geliebten, der auf der Straße wartete, bis Alles im Hause und vor dem Hause ruhig war, öffnete ich das Fenster, holte ein paar feste Stricke herbei, die ich mir früher schon zurechtgelegt hatte, und ließ die Chatouille vom Fenster auf die Straße hinabgleiten, auf welcher sie mein Geliebter in Empfang nahm. Er und sein Bruder trugen sie in einen bereitstehenden Wagen und fuhren damit nach der Alservorstadt in eines der niederen Häuser, welche so viele Gassenladen besitzen. Sie schafften die Chatouille dort in das Quartier eines Maurers, bei dem der Bruder meines Geliebten sich aufhält. . . Es war schon Alles vorbereitet. Aus der Mauer, auf welcher der Kachelofen aufgeführt ist, waren die nothwendigen Ziegelsteine herausgenommen, die Chatouille in die gemachte Oeffnung hineingeschoben und die Oeffnung wieder zugemauert."

„Für heute genug," sagte der Commissär. Er ließ das Protokoll schließen und gebot dem Actuar, die Verbrecherin nach dem Polizeihause zu führen.

Jeannette wand sich auf der Erde vor Verzweiflung. Sie schob den ganzen verbrecherischen Anschlag auf ihren Geliebten und seinen Bruder. Sie bat um Gnade, sie flehte den Commissär an, den Grafen noch einmal sprechen zu dürfen.

Der Commissär war unerbittlich.

Jeannette wurde fortgeführt.

Als Jeannette das gräfliche Palais verlassen, trat der Graf bei dem Commissär ein.

„Nicht wahr," sagte der Graf, „meine List ist gelungen. Nun wissen wir, wo die Chatouille steckt?"

„Ihnen, Herr Graf, gereicht es nicht zum Vorwurfe, daß Sie der Diebin diese Falle legten, aber dem Gerichte wäre dieser Weg, ein Geständniß zu erlangen, höhern Orts strenge verboten worden. Die Gesetze gestatten nicht, durch eine Täuschung der Wahrheit auf den Grund zu kommen."

„Das ist mir gleichgiltig," erwiderte der Graf. „Wenn nur die Wahrheit an den Tag kommt. Ich habe die ganze Aussage der Verbrecherin vernommen und bitte Sie um Erlaubniß, Zeuge von der Ausmauerung des Schatzes sein zu dürfen. Ich fahre mit hinaus nach der Alservorstadt."

„Dies kann ich nicht verweigern," versetzte der Commissär. „Nur bemerke ich Ihnen, daß ich mit einer gehörigen Anzahl von Polizeidienern und Polizei-Soldaten jenes Haus in der Alservorstadt umstellen und besetzen lassen muß, ich hoffe dort ein wahres Diebsnest aufzufinden, vielleicht komme ich auch dem Geliebten der Verbrecherin und dessen Bruder auf die Spur."

„Warum fragten Sie das Mädchen nicht, wo der Geliebte sich aufhalte?"

„Da hätte sie ja entdeckt, daß wir ihn noch nicht haben; sie aber muß glauben, daß er

bereits verhaftet ist und daß erst durch ihn die Chatouille aufgefunden wurde."

„Sie haben Recht."

Die nöthigen Wagen fuhren vor.

Auch der Graf wählte einen Fiaker.

Die Expedition wurde mit aller Vorsicht eingeleitet.

* * *

Als der Commissär mit dem Grafen in der Alservorstadt ankam, verfügten sich Beide vorher zur Bezirks-Direction. Es wurden noch ein paar Commissäre und die nöthige Anzahl von Amtsdienern und von Mannschaft der sogenannten neuen Wache, dann zwei Maurer, welche der Bezirkscommissär beorderte, mitgenommen und das Diebsnebst gehörig umstellt.

Der Commissär und der Graf traten zuerst ein.

Der Maurer, sein Weib, seine Tochter und — der Bruder von Jeannettens Geliebten saßen gerade bei Tisch.

Der Commissär ließ schnell die Wache eintreten, welche die vier Verdächtigen ergriff, den Maurer augenblicklich, sowie den jungen Mann am Tische, trotz alles Sträubens fesselten, in zwei Wagen abgesondert setzten und mit ihnen nach der Stadt fuhren; die Weiber wurden einzeln zur Bezirks-Direction geführt, von welchen die Junge auf der Stelle zu beichten anfing und ihrer Mutter zurief:

„Mutter! Jetzt haben wir das Unglück! Was hab' ich immer gesagt, die Geschichte kommt auf! Sie kommt auf!"

Der jungen Person wurde geboten zu schweigen. Sie ließ sich ruhig führen, die alte spectaculirte sehr und konnte nur auf nachdrückliche Weise zur Ruhe gebracht werden.

Als die verdächtigen Leute arretirt waren, ließ der Commissär die Mauer unter dem Kachelofen aufreißen, nicht eine Ziegeldicke stark war das Scheingemäuer, die Chatouille kam zum Vorschein und der Schatz ward gehoben.

„Nun, Gott sei Dank!" sagte der Graf, „die Schwere des Kastens zeigt mir an, daß Nichts oder sehr wenig daran fehlt. Nun erbarmt mich beinahe die Diebin, die ich durch List zum Geständniß brachte. Ich werde bei Gericht für sie bitten, daß sie nicht mit einer zu schweren Strafe belastet wird."

„Die Art, wie sie in die Falle gelockt wurde, wird ein mildernder Umstand für sie sein. Statt auf fünf Jahre wird sie auf drei Jahre in's Zuchthaus kommen."

„Großer Gott!" rief der Graf, „das raubt mir meine Ruhe und ich mache mir die bittersten Vorwürfe, einen Menschen unglücklich gemacht zu haben."

Während dieser Worte verfügten sich die Anwesenden in ihre Wagen.

Die Diebsherberge wurde abgesperrt.

Der Graf, der Commissär und die Assistenz trennten sich auf verschiedenen Wegen.

---

20. Kapitel.

In Walberg.

Wir kehren für einige Augenblicke nach Walberg an der bairischen Grenze zurück, um dort das große Trauerspiel zu beendigen, von welchem der Leser bereits Kenntniß genommen.

Paul faßte den verhaßten Hirschmeyer in's Auge und hielt ihm seine Verbrechen vor.

„Du bist der entsetzliche Mörder," sagte er, „nicht ich. Du hast mich durch mein Weib zu der Blutthat dingen lassen; Du hast mich hierauf in einen völlig bewußtlosen Zustand versetzt und so meinen Arm geleitet, das Herz Deines Freundes zu durchbohren. Geld, Geld, Elender, raubtest Du freilich nicht, das viele Geld, das Wagmann besaß, hatte dieser tagsvorher, wie von einer Ahnung getrieben, aus dem Hause gegeben, aber die Wechsel, die Du nicht einlösen wolltest, im Betrage von vierzigtausend Gulden, die fandest Du und das war Dein Raub. Fahre zur Hölle, Scheusal!"

Es ist schon erzählt worden, daß Paul den elenden Hirschmeyer niederstach und sich dann selbst eine so schwere Wunde beibrachte, daß auch er nach einigen Minuten starb.

Dies Alles geschah so schnell, daß die von Schrecken und Entsetzen erstarrten Zeugen dieser Scene sie nicht zu verhindern vermochten.

Auf dem Fußboden liegend und mit dem Tode ringend wendete sich Paul an sein Weib:

„Dich tödte ich nicht", sprach er, „Dir erzeuge ich nicht die Ehre, Dich vor dem schimpf-

lichen Tode auf dem Galgen zu retten. Du eingefleischter Teufel! Du entartetes Geschöpf, dem die Hölle so viel Gift in das Blut spie, daß Du damit Alles zu vergiften im Stande bist, was sich Dir naht . . . Mich hast Du zum Säufer gemacht und mich in der Trunkenheit zu Deinen schändlichen Anschlägen benützt! Möchtest Du dafür verzweifeln und in Deiner Verzweiflung durch den Scharfrichter Dein Ende finden."

Paul, der diese Worte nur mit der größten Anstrengung und in abgerissenen Sätzen zu sprechen vermochte, sank erschöpft in sich zusammen und starb unter den furchtbarsten Zuckungen.

Der Wirth drang auf Entschädigung für das Blutbad, das in seinem Hause angerichtet wurde; er behauptete, seine Schänke nicht wieder eröffnen zu können, weil selbst Wilddiebe und Schmuggler sich scheuen möchten, bei ihm einzukehren.

Wagmann's Bruder entschädigte ihn reichlich.

Die Kneipe wurde Tags darauf wirklich verlassen und noch bis heute ist kein anderer Wirth gekommen, der den Muth gehabt hätte, diese Herberge zu beziehen.

Als die übrigen Verbrecher, die Gauner von Preßbaum, abgeführt wurden, machte es keine geringe Mühe, das entsetzliche Weib von Margarethen zu bändigen, das Weib, das so viel Unheil anrichtete und nun wol fühlte, daß der rächende Arm der Gerechtigkeit ihre blutigen Frevel auf die entsetzlichste Weise strafen würde.

Anfänglich versuchte sie es, sich den Kopf an der Wand zu zerschellen, dann trachtete sie entfliehen zu können, endlich drängte sie sich an Theresen und hätte dieser sicher ein Leid zugefügt, wenn Christoph die Furie aus den Augen gelassen und Therese nicht geschützt hätte. Endlich gelang es, das entsetzliche Weib zu binden und gleich einem wilden Thiere auf einen Wagen zu werfen und fortzubringen.

Therese, Wagmann's Bruder und Christoph reisten zusammen von Walberg ab.

Therese zerfloß in Thränen und betete.

„Geist meines grausam hingeschlachteten Bräutigams," sprach sie, „Dein entsetzlicher Tod ist gerächt, Dein Bruder und ich haben den Schwur, den wir für Dich geleistet, gelöst. Blicke liebevoll auf uns nieder, Dein Schatten sei versöhnt."

Therese heiratete nicht, obgleich ihrer Schönheit und ihrer Herzensgüte wegen sich viele Freier meldeten, obgleich Christoph nach Jahr und Tag um ihre Hand warb.

Sie reiste in ihren Geburtsort und lebt dort noch bei ihren Verwandten zurückgezogen, den Freuden der Welt entsagend und nur mit ihrem Grame für den Geliebten vertraut.

Christoph ließ sich bei den Kürassieren anwerben. In einem Kampfe gegen die Ungarn soll er geblieben sein.

Wagmann's Bruder ist Kaufmann und hat eine brave Frau genommen.

Dies die Geschichte von Wagmann, seiner Braut, seinem Bruder und seinen Mördern.

Wir haben nur noch über die Tischlerstochter zu berichten, die wir im Vorzimmer des Barons Rothschild zurückließen. Unsere Schilderung hat viele düstere Bilder enthalten und nur heiter war zuweilen das Gemälde aus dem Leben des halsstarrigen Schindler und seiner Marie.

Vielleicht gelingt es uns, die Leser mit dem Schlusse unseres Romans in eine heitere Stimmung zu versetzen. Wir wünschen es.

---

21. Kapitel.

Baron Rothschild und die Tischlerstochter.

Die Erschöpfung Mariens und die Angst um den Vater versetzten Müller in eine große Verlegenheit. Er wurde von Schindler gebeten, seine Anwesenheit nicht zu verrathen und dennoch hätte er so gerne gesagt, daß Schindler sich in demselben Zimmer befinde. Er kämpfte sichtbar mit dem Entschlusse, was er beginnen solle.

Als Marie sich wieder erholt hatte, trat Georg zu ihr.

„Ich mache mir Vorwürfe," sagte Georg, „daß ich den alten Mann zu sehr kränkte. Ich hätte ihm nicht sagen sollen, daß ich Dich verschmähe. Du warst, als ich Dich früher als Deinen Vater besuchte, ohnehin nicht dafür, Deinem Besitz, namentlich auf solche Weise, zu entsagen; ich aber folgte Dir nicht und gehorchte nur meinem Kopfe. — Nun muß ich dafür büßen! Ich werde Dich auf jeden Fall verlieren

und Dein Vater wird mir fluchen. Er wird mich den undankbarsten Menschen unter der Sonne nennen und hat Recht! Eigentlich verdanke ich ihm doch Alles, was ich bin. Er gab mir Gelegenheit, mich hervorzuthun; er wies mir die kostbaren Arbeiten zu und die Chatouille, welche ich dem Grafen überbrachte, nahm ich ohne seine Zustimmung aus seinem Magazin; dies war schlecht von mir und diese Eigenmächtigkeit werde ich mir nie verzeihen."

„Ei was!" erwiderte die Haushälterin, „den Magazinschlüssel habe ich dem Alten stibitzt und was die Chatouille betrifft, die doch nur Sie gearbeitet haben, so bekommt sie ja Herr Schindler wieder zurück. Wie könnte ich mir denn über solche Dinge Vorwürfe machen!"

„Ich mache sie mir dennoch und mit Recht. In meinem ganzen Leben habe ich Nichts gethan, was sich nicht gebührt hätte, und hier habe ich mich, um dem Grafen Pahlau gefällig zu sein, zu einem Schritte verleiten lassen, den ich tief bereue. Was werden wir nun beginnen, Marie? Wohin sollen wir uns wenden, um Deinen Vater zu finden?"

„Zur Polizei gehen wir und zeigen an, daß Schindler auf und davon ist," erwiderte die Haushälterin.

„Warum nicht gar!" versetzte Georg. „Sollen wir den Greis auch noch bei der Behörde compromittiren? Nichts da! Herr Müller wird uns bei dem Herrn Baron melden und was der Baron uns rathet, das werden wir thun."

Nun trat Waschhuber in das Vorzimmer des Barons ein.

„Die Frau Haushälterin hat uns den Auftrag gegeben," berichtete Waschhuber, „mit beizutragen, daß Herr Schindler aufgefunden werde, und das Resultat dem Herrn Baron zu hinterbringen."

„Wie? Ihnen, Herr Waschhuber?" fragte Marie ganz consternirt.

„Ja, uns," versetzte Waschhuber, „aber wir kehren so gescheidt zurück, als wir ausgegangen sind; obgleich wir es uns haben Geld kosten lassen, gefällig zu sein, so haben wir doch Nichts ausgerichtet. Wir haben sogleich ein Dutzend Leute ausgeschickt und die Ufer der Donau inspiciren lassen, haben nachgefragt, ob sich da nicht irgend ein rabiater Tischler ertränkte; wir haben den Prater, die verschiedenen Auen, ja sogar das Gatterhölzel visitiren lassen, ob besagter rabiater Tischler sich nicht erhängte, ja sogar im Stadtgraben waren wir, und zwar dort, wo die Basteien am höchsten sind, ob kein Schindler von einer Bastion auf den Kopf gefallen; — keine Spur! Ja, eine Wäscherin ist beim Schanzel in den Kanal gestürzt und ertrunken, aber was thun wir mit der Wäscherin? Wir suchen einen sich selbst entleibt habenden Tischler."

„Aber um Gottes willen! Herr Waschhuber, Sie haben ja meinen Vater auf das Schrecklichste compromittirt. Ich kenne Ihre Weise."

„Herr!" nahm Georg das Wort, „wer gab Ihnen das Recht, einen der besten und achtbarsten Bürger Wiens auf solche Weise in's Gerede zu bringen? — Wenn wir nicht an einem fremden Orte wären, ich würde Sie über Ihr vorlautes, boshaftes Benehmen auf eine Art zurechtweisen, welche noch mehr Aufsehen machen müßte, als Ihr wahnsinniges Betragen!"

„Hoho!" entgegnete Waschhuber, „was ereifern wir uns denn? Im Herzen wären wir doch froh, wenn der Alte in jenes Land hinübergegangen wäre, wo ein Tischler weder eine Wiege, noch einen Sarg zu zimmern hat!"

„Nein, Herr, über Ihr Treiben bin ich außer mir. Obgleich gehaßt, verfolgt und verachtet vom Vater Schindler, wünsche ich doch, Gott möge verhüten, daß ihm ein Leid, eine Kränkung, ein Unfall begegne! — Ja, ihn wieder mit Marie vereinigt zu sehen, ihn wieder in seinem Hause und froh und wohlgemuth bei seiner Arbeit zu wissen, dies wäre mein höchster Wunsch."

„Ei! Was der Tausend! Sie entsagen ja förmlich der Marie? Nun wir wollen es glauben. Der Hochmuthsteufel sitzt schon in uns, weil wir seit heute Hoftischler geworden und den kaiserlichen Adler auf den Schild unserer Werkstatt malen lassen dürfen."

„Was sagen Sie?" fragte Marie.

„Hoftischler wäre ich geworden?" setzte Georg hinzu. „Sie spaßen."

„Hören Sie auf und thun Sie nicht so, als wenn Sie Nichts wüßten. Das Decret ist ja seit gestern ausgefertigt; wir wissen Alles, haben überall unsere Ohren. Jetzt ist Ihnen freilich eine ganz gewöhnliche Bürgerstochter nicht genug, wir

müssen eine hoffähige haben. Ich empfehle Ihnen die Hofschlosserstochter, diese hat auch noch ein Haus am Hof."

„Wenn dies wahr ist, Herr, so lege ich auch ehrfurchtsvoll mein Decret dem Allerhöchsten Hofe zu Füßen, ja Geselle will ich neuerdings werden, wenn Marie ihren geliebten Vater wieder findet."

Jetzt ging die Thür des Bureau auf. Doctor Mühlbach trat heraus und Baron Rothschild begleitete ihn.

„Herr Schindler ist hier, sagten Sie, Herr Doctor?" begann der Baron. „Ich sehe ihn nicht. Wo ist er hingekommen, lieber Müller?" fragte er den Kammerdiener.

„Dort hinter dem Schirme befindet er sich und versteckt sich vor seiner Tochter."

„Wie, Marie ist auch hier?"

Marie lief auf den Schirm hin, riß ihn vom Ofen weg und da saß nun Herr Schindler mit einem großen, von Thränen feuchten Schnupftuch in der Hand und weinte und schluchzte wie ein Kind.

„Sei gepriesen, allmächtiger Gott!" rief Marie. „Ich habe meinen Vater wieder."

Sie sank freudig vor ihm auf die Knie nieder.

„Er hat jedes Wort gehört," lispelte die Haushälterin Herrn Waschhuber zu.

„Ei, der Tausend!" erwiderte Waschhuber, „nun wird es Grobheiten regnen und ich habe kein Parapluie bei mir."

„Herr Schindler, was haben Sie?" fragte Rothschild. „Sie regen sich nicht? Sie sind so ergriffen, Ihre Augen schwimmen in Thränen."

„Ich kann kaum sprechen vor Rührung und Freude", sagte Schindler, „aber dieser da, dieser da . . ."

Er wies auf Georg.

„Dieser da!" widerholte Schindler, „ist ein Mensch, wie der Himmel nicht alle Tage einen auf die Welt setzt; komm her, Hoftischler!"

„Halt!" sagte der Baron. „Das Uebrige muß in meinem Bureau abgemacht werden; dort hat der Roman mit dem „Baron und der Tischlerstochter" begonnen, dort soll er auch beendigt werden."

Der Baron ließ Schindler mit seiner Tochter eintreten, Georg folgte, die Haushälterin schloß sich an, Waschhuber wollte sich auch herandrängen.

„Nicht weiter!" sagte Müller und stellte sich vor die Thüre. „Ich wüßte nicht, was Sie da drin zu thun hätten; wollen Sie den alten Mann noch mehr demüthigen?"

„Erlauben Sie," versetzte Waschhuber, „wir sind hieher bestellt worden, Auskünfte zu geben, man wird uns hören wollen; wir sind auch nicht ungehalten, wenn man uns über unsere Bemerkungen den Kopf wäscht und Stichreden versetzt, welche einen juchtenen Stiefel verletzen letzen können, aber wir müssen dabei sein und Alles wissen und Alles hören, was vorgeht."

Schindler wurde durch die Aeußerung Waschhuber's aufmerksam und bat den Baron:

„Ich ersuche Sie, Herr Baron, den Mann eintreten zu lassen. Ihm dank ich es, daß ich einen Blick in das Herz Georgs werfen konnte."

„Sehen Sie," versetzte Waschhuber, zu dem Kammerdiener gewendet, „unsere Verdienste werden anerkannt, also bewegen Sie sich weg, Sie lebendiger Schlagbaum an der Pforte Rothschild's; wir gehören zu den Begünstigten dieses Hauses, wir kommen in das Innerste der Gemächer."

Waschhuber trat ein.

Müller zog die Thüre des Bureau zu.

Als die Gesellschaft allein war, sprach Schindler:

„Herr Baron, Sie haben gesagt, ich würde Georg noch bitten müssen, daß er meine Marie zur Gattin nehme. Ich bitte ihn nicht, weil er sie ohnehin nimmt, aber könnte er sich nur einen Augenblick besinnen, so würde ich keinen Anstand finden, ihm diese Genugthuung zu geben. Komm her, Marie, und umarme den kreuzbraven Menschen als Deinen zukünftigen Gatten in meiner Gegenwart. Wenn er auch noch keine dreimalhunderttausend Gulden besitzt, so ist er auf dem Wege, sie zu erwerben, und wird sie noch früher beisammen haben, als ich sie zusammenbrachte; er hat die Protection des mächtigen Baron Rothschild und ich bleibe nicht zurück; Marie, Du erhältst fünfzigtausend Gulden Heiratsgut und . . ."

„Nicht einen Heller, lieber Schwiegervater, nehme ich an," erwiderte Georg. „Ich bin jetzt

schon so gestellt, daß ich eine Frau reichlich ernähren kann; — gibt mir Gott seinen Segen, so will ich mir Alles selbst verdanken, und Sie möge der Allmächtige so lange erhalten, bis wir unsere goldene Hochzeit feiern!“—

„Das ist brav, lieber Georg,“ erwiderte der Baron. „Sie zeigen bei jedem Anlasse Ihre honnetten Gesinnungen. Nun, Marie, reut es Sie, daß Sie sich an mich zur Vermittelung gewendet haben?“

„Wie? Meine Tochter hat sich an Sie gewendet, Herr Baron?“

„Freilich, einen Blumentisch bei Ihnen für mich zu bestellen, war Mariens glücklicher Gedanke. Nur habe ich nicht einmal den bestellten Tisch erhalten, das ist das Allermerkwürdigste.“

„Herr Baron, seit acht Uhr Morgens,“ versetzte Georg, „befindet sich der bestellte Tisch in Ihrem Gesellschaftssaal. Daß Sie diesen Saal noch nicht besuchten, ist mir leid genug.“

„Welche Ueberraschung!“ rief der Baron.

Er ließ die werthvolle Kunstarbeit bringen.

Die Bewunderung, die sie fand, war allgemein.

„Das ist keine Mosaik,“ rief der Baron, „die Blumen leben; die Zeichnung ist so wahr, die Farben sind so glühend, wie in der Natur!“

Der Kammerdiener meldete den Grafen Pahlau.

Der Baron ging ihm entgegen.

„Ich komme, lieber Baron,“ sprach der Graf, „einen wackeren Mann bei Ihnen aufzusuchen, von dessen Hausleuten ich erfuhr, daß er bei Ihnen sei.“

„Georg,“ fuhr der Graf fort, indem er sich an denselben wendete, „mit Ihrer Meisterarbeit von einer Chatouille haben Sie zwei gute Werke geübt. Sie haben Frau von Blümlein zu dem Besitze des ihr entwendeten Goldes und Silbers wieder wieder verholfen und als ich höchsten Orts Ihre treffliche Kunstleistung vorzeigen zu dürfen so glücklich war, erhielt ich für Sie das Decret, welches Sie zum Hoftischler erhebt. Ich selbst überbringe es Ihnen.“

„O mein gnädiger Herr Graf!“ rief Georg, „wie kann ich Ihnen je für diese Auszeichnung meinen Dank darbringen und Ihnen, hochherziger, großmüthiger Herr Baron, wie vermag ich Ihnen zu vergelten, was Sie für mich gethan.“

„Machen Sie Marie glücklich,“ erwiderte der Baron, „und Sie haben mir reichlich meine kleinen Aufmerksamkeiten für Sie vergolten.“

„Was hab' ich Ihnen gesagt?“ drängte sich Waschhuber hervor und betonte: „Waren wir ein Lügner, als wir verkündeten, Sie seien Hoftischler geworden? Wir wissen Alles, wir erfahren Alles, wir sind in Alles eingeweiht.“

„Wer ist dieser Herr?“ fragte der Graf, als er die Carricatur von einem Spießbürger bemerkte.

„Criminalgerichts-Beisitzer und äußerer Rath, Armenvater, gewesener Cholera-Inspicient, Hausbesitzer auf dem Michelbeurischen Grund und der Gemeinde-Schotteraufwerfungs-Commission Mitglied,“ meldete Schindler.

„Criminalgerichts-Beisitzer?“ fragte der Graf. „Kennen Sie zufällig das Stubenmädchen der Frau von Blümlein?“

„Wie mich selbst. Ich habe die Ehre, sie bei jedem Verhöre zu sehen. Eine charmante Person; sie hat zwar gestohlen, aber sonst höchst liebenswürdig.“

„Da Sie Alles — wissen, kommt vielleicht in Ihrem Bureau der Prozeß einer Frau oder eines Fräulein Süßmann vor?“

„Ich habe ebenfalls die Ehre, sie persönlich zu kennen. Sie ist gestern wieder beim Verhör gewesen; äußerst anziehend, aber abgedreht, gesteht nicht das Geringste und hat die Caprice, daß sie mich nie ansieht. Gestern kam sie in große Schwulitäten, sie wurde mit einem sicheren Herrn Herzer confrontirt; dieser sagte ihr Dinge, daß sie gerne in den Boden gesunken wäre, wenn es nur möglich gewesen. Sie ist auch in den Hirschmeyer'schen Prozeß verwickelt; Hehlerei, Diebstahl, Schwärzergeschichten, falsches Spiel, aber immer liebenswürdig, solid, delicat, acht Jahr Zuchthaus, durchaus distinguirt.“

„Und Heinrich Herzer?“

„Ein Jude, Herr Baron, aber voll Politesse. Unschuldig, wie ein neugeborenes Kind, aber wie ein schmutziges neugeborenes Kind. Als sein Verhör zu Ende war und der Herr Rath ihm andeutete, er habe sich vollkommen gerechtfertigt, wollte er einen Gulden fünfzig Kreuzer von dem Criminalsenat für den Fiaker haben, den er

des Regenwetters wegen aufgenommen hatte und warten ließ. Uebrigens ein humaner Mann, hat auch mich gegrüßt und dem Amtsdiener ganz herablassend erklärt, daß er nach Frankfurt abreise, da er wegen solcher Affairen nicht nach Wien gekommen sei."

Der Baron und der Graf lachten über die Mittheilungen Waschhuber's. Hierauf lud der Baron die Gesellschaft zur Tafel ein.

Es wurde noch ein Stündchen im Salon des Barons conversirt und der Tag der Hochzeit Mariens mit Georg festgestellt. Bald hierauf trat der Tafeldecker des Barons ein und meldete, daß aufgetragen sei.

Die Gesellschaft verfügte sich in den Speisesaal.

Der Baron hatte wie immer eine Anzahl bekannter Personen eingeladen, Dichter, Schauspieler, Maler u. s. w.

Marie erhielt den Ehrenplatz neben dem Baron, Georg saß ihr zu Seite.

In welcher Umgebung saß Schindler?

Schindler saß zwischen Castelli und Schwarz, sich vis-à-vis erblickte er Blum.

„Hier ist es mir lieber als im Lerchenfelde und in Ottakring," sagte Schwarz.

„Und ein braver Schwiegersohn ist mir lieber als der Improvisator," meinte Blum.

„Und dieses Diner ziehe ich allen Riesenknödeln der Welt vor," bemerkte Castelli. „Ehe wir noch von anderen Dingen sprechen," setzte Castelli hinzu, „bringe ich schon bei der Suppe den Toast aus:

„Es lebe der Baron Rothschild und die Tischlerstochter!"

„Hoch! Hoch!" rief die ganze Gesellschaft.

Ende.





Date Due
